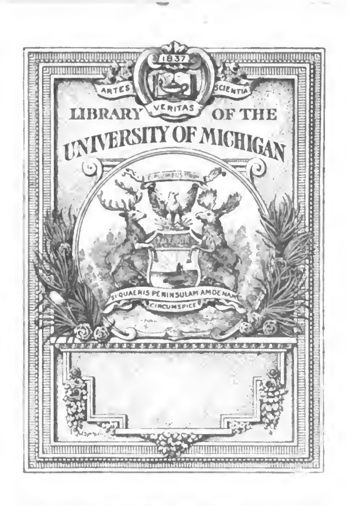
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1888.

Dreizehnter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönleins Nachfolger.

Inhalts-Verzeichniß des dreizehnten Bandes.

Die Augen Wischnu's.

Roman

von

Hanns v. Spielberg.

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Chatanaya Matreyi war auf seinem Lauscherposten Zeuge des ganzen Vorganges zwischen den beiden Genossen gewesen. Mit innerem Frohlocken hatte er den Streit entstehen und sich bis zum Aeußersten zuspitzen sehen. Jetzt endlich, endlich schien ihm die Stunde der Rache gekommen, wie ein Geist aus einer anderen Welt wollte er vor die Räuber hintreten, sein Erscheinen schon sollte das Werk der Vernichtung, an dem sie selbst arbeiteten, vollenden. Mit zitternden Händen streifte er das längst bereitgehaltene langwallende Priestergewand über, steckte einen Dolch zu sich und zeichnete die Tiloka der Waischnavas sich auf die Stirn. Dann wartete er, das Auge dicht an die Thür gepreßt, in fiebernder Ungeduld den geeigneten Augenblick, den er voraussah, ab. Erst als Robilant das Stilet ergriff, stieß er den Thürflügel auf und trat hochaufgerichtet, einem rächenden Dämon gleich, in das Nebenzimmer.

Er hatte darauf gerechnet, daß der Marquis den riesen-

starken Beauviller schwer verwunden würde. Mit jener scharfen Ueberlegung, die all' sein Thun auszeichnete, hatte er diesen Augenblick abgepaßt, mit Wollust hätte er den beiden Räubern seinen Dolch in die Brust gebohrt, ihnen einen letzten Hohn zugeschleudert und die Steine an sich genommen.

Der Anfall Robilant's änderte Alles. Der Marquis hatte trotz der Erregung des Kampfes die überraschend auftauchende Gestalt des Priesters gesehen. Als das Schreckbild seiner wüsten Phantasien plötzlich erschien, verwirrten sich seine Sinne, der Dolch entfiel ihm, er brach zusammen; der Krampfanfall war so fürchterlich, daß Beauviller ihn erschrocken freiließ und sich aufrichtete. Im gleichen Augenblick erblickte er aber in dem über dem Kamin hängenden Spiegel das Bild des Indiers. Wohl durchbebte auch ihn ein grausiger Schauer, aber er hatte längst Himmel und Hölle zu fürchten verlernt. Mit einem wilden Fluch ergriff er den Sessel und schob ihn, sich umwendend, mit schnell ausgestreckten Armen zwischen sich und den Priester. Als er nun sah, daß er wirklich eine Gestalt von Fleisch und Blut vor sich hatte, als Chatanaya kurz entschlossen mit dem Dolch auf ihn eindrang, raffte er die Schuhe des Marquis auf, schleuderte den schweren Sessel gleich einem Spielball dem Priester entgegen und stürzte zur Thür hinaus.

Kaum eine Minute mochte verflossen sein, seit Matreyi das Zimmer betrat, die Ereignisse hatten sich mit Blitzesschnelle abgespielt. Robilant war von dem Stuhl herabgeglitten und wälzte sich, Schaum auf den Lippen, in wilden Zuckungen auf dem Teppich, er rang mit dem

Tode. Aber auch der Priester schien schwer getroffen, die Rückenlehne des Sessels hatte, von Beauviller's kraftvoller Faust geschleudert, eine blutige Furche quer über seine Stirn gezogen. Der Wurf war so wuchtig gewesen, daß der Priester in die Kniee brach und zunächst völlig betäubt war. Allmählig nur gewann er die Besinnung zurück. Mit einem verzweifelten Aufschrei warf er sich auf den Fußboden, es schien, als ob er noch immer hoffe, daß Beauviller die Schuhe nicht mitgenommen. Er tastete unter dem Tisch, unter den Stühlen umher, er schob den zuckenden Körper des Marquis verächtlich bei Seite — vergebens — die Stiefel waren verschwunden. Die Augen Wischnu's, die er schon so sicher in Händen zu haben meinte, waren ihm auf's Neue geraubt!

Chatanaya Matreyi war gewiß ein entschlossener Mann, trotzdem lähmte der so gänzlich unerwartete Fehlschlag aller Hoffnungen seine ganze Willenskraft zunächst vollständig, er vermochte, was freilich auch zu spät gewesen wäre, nicht einmal, sich zur sofortigen Verfolgung Beauviller's emporzuraffen. Völlig erstarrt, einer Statue gleich, stand er rathlos in der Mitte des Zimmers, leise nur, mechanisch fast, bewegten sich seine Lippen zum Gebet: „Wischnu, Allmächtiger, Deine Prüfungen lasten so schwer auf Deinen Dienern, wie der Himalaya auf dem Erdboden. Du gibst, um zu nehmen, Du belebst, um zu tödten, Du baust auf, um zu vernichten! Wischnu, großer Gott, habe Erbarmen auch mit Deinem elendesten Knechte, der Deiner Sonne nicht werth ist!"

— — — — — — — — — — — —

Ducord war der Verabredung gemäß um sieben Uhr nach dem „rothen Kaninchen" gekommen. Frau Lepron rief ihm, als er den Flur durchschritt, zwar zu: „Herr de Beauviller ist soeben wieder fortgegangen," aber er achtete nicht sonderlich darauf, sondern war ahnungslos die schmale Treppe des Hinterflügels emporgeklommen und hatte die Thür, als ihm nach mehrmaligem Klopfen nicht geöffnet wurde, aufgestoßen. Er war ja schon ein wohlbekannter Gast in diesen Räumen und kümmerte sich selbst um das Stöhnen, das aus dem Zimmer drang, nicht sonderlich. Er kannte ja Robilant's schmerzvolles Leiden.

Entsetzt aber fuhr er zurück, als sein Auge bei dem flimmernden Schein des Kaminfeuers das fürchterliche Bild erschaute. Dort auf dem Boden lag Robilant, sein hagerer Körper hob und streckte sich in wilden Konvulsionen, die rothunterlaufenen Augen starrten in's Leere; in der Mitte des Gemaches aber stand eine fremdartige Gestalt in langwallenden Gewändern, phantastisch angethan, das Gesicht mit Blut überströmt, einem Dämon der Hölle gleich. Und jetzt schnellte der Sterbende plötzlich noch einmal empor, schreckensvoll schien in ihm eine fürchterliche Erkenntniß aufzudämmern, ein wüster Fluch rang sich von seinen Lippen, die gleich darauf ein Strom dunklen Blutes netzte. — —

„Wischnu, großer Gott, räche Dich!" rief wie zum Leben erwachend der Waischnava. „Zur Hölle mit ihm, der Dein Heiligthum antastete. Zur Hölle — zur Hölle!"

Ducord's Gedanken verwirrten sich, er hatte nur das

eine dunkle Gefühl, dieser unheimlichen Stätte entfliehen zu müssen, aber seine bebenden Füße versagten den Dienst und vor seine Augen legte es sich wie ein dichter, dunkler Schatten. Das Blut stieg ihm siedend heiß empor, während gleichzeitig ein kalter Schauer durch seine Glieder rieselte; er wollte tastend die Treppe wiedergewinnen, trat fehl und schlug rückwärts die steilen Stufen hinab.

Noch einmal gellte ein Hilfeschrei durch das ganze Haus, dann war Alles still.

Frau Lepron aber nahm eine neue Masche an ihrem Strickstrumpf auf und schüttelte leise vor sich hinflüsternd den Kopf. „Heute treibt's Numero 15 doch wieder gar zu arg, es wird Zeit, daß wir endlich dort oben ein Ende machen. Ich muß mit meinem Mann ein ernstes Wort sprechen."

Fünfzehntes Kapitel.

Die Entscheidung.

„Ja, Dinge gibt's, die Du nur halb bewußt
Träumen und wagen und vollbringen mußt!"
Byron, Lara.

Gegen Mittag desselben Tages, an dessen Abend Matreyi seine sicheren Hoffnungen im letzten Augenblick scheitern sah, empfing Leon Chadreux einen Brief seines Notars.

„Zu meinem tiefsten Bedauern," schrieb der Anwalt, „bin ich in der schmerzlichen Lage, Ihnen, hochverehrter Herr Graf, mittheilen zu müssen, daß das Tribunal soeben unser Gesuch um Aufschub verworfen hat. Es findet

daher, da uns kein weiteres Rechtsmittel zu Gebote steht, morgen bereits die schon durch Beschluß des Tribunals vom 15. vorigen Monats festgesetzte Versteigerung statt, insofern es Ihnen nicht noch in letzter Stunde gelingt, einen Aufschub Seitens Herrn Ducord's zu erwirken oder Deckung zu schaffen. In der angenehmen Hoffnung, daß sich die letzterwähnten Eventualitäten verwirklichen möchten, stets zu Ihren Diensten" u. s. w.

Leon legte das geschäftsmäßige Schreiben mit einem trüben Lächeln bei Seite, er hatte längst nichts anderes erwartet. Dann ging er zu seiner Schwester und bat sie, ihre Abreise zu beschleunigen, er wollte nicht, daß sie Zeugin dessen sei, was ihm und dem Hause Chadreux bevorstand.

Louison gab ihm nach einigem Zögern Recht. Sie verabredeten, daß sie gegen Abend abreisen sollte, er beabsichtigte, sobald Alles beendet war und ihm nichts mehr zu thun blieb, zu ihrem zukünftigen Schwiegervater nachzukommen. Dort sollte etwa in Monatsfrist ihre Vermählung mit Marcel in aller Stille begangen werden, die Aussicht darauf war der einzige Sonnenstrahl, der in Leon's verdüsterte Seele fiel.

„Du wirst noch Mancherlei zu thun haben, liebe Schwester," damit reichte er ihr, nachdem Alles besprochen war, die Hand. „Ich selbst will auch Alles für morgen, für den schmerzlichsten Tag meines Lebens, vorbereiten." Er schien gehen zu wollen, aber er zögerte immer noch.

„Soll ich noch einmal zu Melanie fahren?" fragte sie leise.

Er nickte bejahend. „Sie ist unsere Schwester, wir wollen nicht in Unfrieden scheiden, wenigstens sollen sie uns keinen Vorwurf machen können."

„Du hast den Schwager in den letzten Tagen nicht gesprochen?"

Leon lächelte bitter. „Doch! Clairfont beehrte mich sogar mit seinem Besuch. Er kam noch einmal mit seinen Heirathsplänen zum Vorschein; als ich aber nicht auf dieselben einging, entfernte er sich bald unter irgend einem Vorwand. Es ist aus zwischen uns. Er kann es mir nicht verzeihen, daß ich mich nicht verkaufen will."

Louison drückte dem Bruder innig die Hand. „Du hast den besseren Theil erwählt, lieber Bruder. Lieber arm in Ehren, als für äußeren Vortheil das Glück des ganzen Lebens opfern."

Er antwortete nicht, aber er ließ ihre Hand auch nicht los. Deutlich fühlte sie, daß seine Rechte leise bebte. „Du hast noch etwas auf dem Herzen, Leon. Hast Du kein Vertrauen zu mir?" fragte sie endlich.

Der Graf schüttelte zwar das Haupt, aber gleich darauf sagte er zögernd: „Deine kleine Freundin scheint uns auch verlassen zu haben. Ich habe Fräulein Madeleine seit mehreren Tagen nicht gesehen."

Ueber das feine Gesicht Louison's flog ein glückliches Lächeln. „Ich glaubte, Du würdest Madeleine besser kennen. Sie hat mir ein Vergißmeinnichtsträußchen geschickt und geschrieben, daß es ihr unmöglich sei, mich in diesen Tagen zu besuchen. Ich vermuthe, der Herr Papa wird ein Veto eingelegt haben — ihr Herz ist treu wie Gold."

„Gib mir ihren Brief," bat er. Es war ein Billet von wenigen Zeilen, das sie ihm ohne Zögern reichte, er studirte jedoch so emsig daran, als ob es sich um einen äußerst wichtigen Brief handelte.

„Du magst das Billet behalten, Leon," rief Louison endlich mit einem kurzen Aufleuchten jugendlichen Uebermuthes und huschte schnell zur Thür hinaus. Als die Portièren aber hinter ihr zusammengefallen waren, zog er das Stückchen Papier verstohlen an seine Lippen, seufzte schmerzlich auf und barg es dann hastig auf seiner Brust.

„Es war ein Traum!" flüsterte er leise. „Ein schöner Traum, der nur zu schnell entschwunden ist. Ich bin nun einmal nicht zum Glück geboren, was auch Chatanaya Matreyi behaupten mag."

Leon hatte nicht zu viel gesagt, als er meinte, daß ihm noch viel für heute zu thun bleibe. Er wollte den Bevollmächtigten des Gläubigers, wenn sie morgen kämen, den Besitz seiner Ahnen ordnungsmäßig übergeben, es galt, Berge von Akten und Papieren zu ordnen und zu sichten. Alle Diener wurden abgelohnt, nur der alte Servais und Sidi sollten im Hotel zurückbleiben. Am Nachmittag kam Marcel, es folgte die schmerzliche Abschiedsstunde von Louison.

Endlich war der Graf wieder allein. Der Kopf schmerzte ihn, er fühlte das Bedürfniß nach Bewegung und frischer Luft, ließ sich Hut und Mantel bringen und schritt in die kühle Abendluft hinaus.

Ziellos wanderte er durch das große Paris. Er merkte gar nicht, daß er sich immer weiter von dem Centrum

der Stadt entfernte, daß das laute Geräusch der Hauptstraßen längst um ihn verstummt war. Seine Gedanken schweiften bald weit in die Ferne, bald kehrten sie wieder zu dem engen Kreise, dem sein Herz gehörte, zurück — Indien stieg vor seinem geistigen Auge empor, er gedachte all' der wechselvollen Erlebnisse, an denen er dort theilgenommen hatte, Dupleix und Jan-Begum, Saëb und Dolarie traten wie lebend vor ihn hin, und dann verwandelte sich wieder die Fürstentochter von Conjeveram in das Bürgerkind aus der Rue Lachapelle, und Madeleine Ducord stand mit ihm Arm in Arm unter den blüthenduftenden Linden von Chadreux —

Ein kurzer, heftiger Stoß, dem sofort ein lauter Fluch: „Zum Henker, nehmen Sie sich in Acht, Herr!" folgte, ließ Leon plötzlich aufschauen. Er war schon im Begriff, die lange Gestalt, die sich eilig an ihm vorüberschob, höflich um Entschuldigung zu bitten, als er zu seinem grenzenlosen Erstaunen bei dem matten Schein der Straßenlaterne in jenem Manne den Lieutenant Beauviller erkannte. Ja, bei Gott, es war kein Zweifel möglich — dies scharfgeschnittene Gesicht mit dem charakteristischen Bart war nicht zu verkennen! Mit einem plötzlichen Entschluß, über den der Graf sich selbst gar keine Rechenschaft ablegte, rief er Jenem ein donnerndes: „Steh', Schurke!" zu.

Beauviller stutzte einen Augenblick. Augenscheinlich erkannte er Chadreux, der ihm gesenkten Hauptes entgegengekommen war, erst jetzt und schien nicht übel Lust zu haben, Fersengeld zu geben. Er sah wüst genug, fast wie ein Trunkener aus: der Kopf war unbedeckt, die grauen

Haare hingen ihm wirr über die Stirn, das Gesicht war hochgeröthet.

„Steh', Schurke!" wiederholte Chadreux und hob die Hand.

In dem gleichen Moment aber schien Beauviller anderen Sinnes zu werden. „Wie Du wünscht, mein Bürschchen!" rief er und stürzte sich mit der ganzen Wucht seines riesigen Körpers auf den Grafen.

Leon war ungemein gewandt und elastisch, er scheute den Kampf mit dem überlegenen Gegner durchaus nicht. Aber der Angriff erfolgte so plötzlich, die Körperkraft Beauviller's war so bedeutend, daß er doch sofort empfand, dem Gegner nicht gewachsen zu sein. Beauviller verschmähte sogar alle Ringerkünste, seiner Kraft vertrauend umklammerte er einfach mit beiden Fäusten den Hals des Grafen und drückte ihn mit Gewalt zu Boden. „Du kämst mir gerade recht, Bürschchen!" stieß er dabei ingrimmig zwischen den Zähnen hervor. „Zum Henker, Du hast mir gerade noch gefehlt." Chadreux suchte sich vergebens der eisernen Fäuste zu erwehren, nicht einmal einen Hilferuf, der in dieser menschenleeren Gegend allerdings auch wenig genutzt hätte, vermochte er hervorzubringen, sein Sträuben wurde immer schwächer, der Athem ging ihm aus, die Sinne entschwanden ihm — eine Minute noch und er wäre dem Meuchelmörder zum Opfer gefallen.

Da tauchte plötzlich, wie aus dem Erdboden emporgewachsen, eine dunkle hünenhafte Gestalt neben den Ringenden auf. Zwei Hände legten sich von rückwärts her auf die Schultern Beauviller's, der auf Leon's Brust kniete, ein

kurzer Ruck riß den Elenden mit unwiderstehlicher Gewalt bei Seite, und ehe er sich noch recht dessen versah, was ihm geschah, umspannten ihn zwei Arme, die wie aus Stahl geschmiedet schienen. Wie er sich auch bäumte und wehrte, er hatte diesmal seinen Meister gefunden. Im nächsten Augenblick lag er lang hingestreckt auf dem Pflaster. Noch einmal gelang es ihm, die rechte Hand frei zu bekommen, er griff nach dem Gürtel, ein kurzes Stilet blitzte durch die Luft, aber schon fiel eine Eisenfaust auf seinen Schädel nieder, daß Beauviller den Dolch stöhnend fallen ließ.

Chadreux hatte sich langsam erhoben, er war von dem plötzlichen Ueberfall noch immer wie betäubt. Erst jetzt erkannte er, daß der unerwartete Helfer, der so ganz im richtigen Augenblick hinzukam, Sidi war; er wollte ihm beispringen, aber der Bursche hatte sich seines Gegners schon erledigt, Beauviller griff noch einige Male mit den Händen wild um sich, er zerriß, wie von einem rasenden Schmerz gepeinigt, seinen Rock auf der Brust; noch einmal schrie er laut auf, dann streckte sich seine riesenhafte Gestalt, er hatte geendet.

Leon beugte sich über ihn, um sich zu überzeugen, ob noch Hilfe möglich sei, aber er erkannte sofort, daß hier nichts mehr zu helfen war. Als Chadreux sich wieder aufrichtete, fiel sein Blick zufällig auf einen glänzenden Gegenstand, der neben dem Todten auf dem Steinpflaster lag, er griff darnach und sah mit Staunen, daß er einen der langgesuchten Diamanten, eines der strahlenden Augen Wischnu's in Händen hielt. Und wahrhaftig, dort lag auch der zweite der Edelsteine! Es war nicht anders

möglich, als daß Beauviller beide Juwelen auf der Brust getragen hatte, daß sie aus dem zerrissenen Rock herausgefallen und über das Pflaster gerollt waren.

Der Graf steckte die beiden Edelsteine schnell zu sich, es war keine Zeit zu längerem Ueberlegen. Der Kampf hatte doch Lärm gemacht, hier und dort streckte sich scheu ein Kopf aus den Fenstern der kleinen Häuschen, die vereinzelt längs der Straße standen. Endlich traten auch einige Männer aus den Hausthüren, und eine Patrouille der Scharwache kam hinzu. Chadreux erklärte dem Führer der letzteren kurz, daß er durch den jetzt todt Daliegenden angefallen worden sei, und daß sein Diener jenen in berechtigter Nothwehr erschlagen habe; er nannte zugleich seinen Namen und fügte hinzu, daß er bereit sei, der Patrouille zur Wache zu folgen. Dort war es ihm ein Leichtes, sich auszuweisen; er zeigte sein Kapitänspatent vor, und der Lieutenant der Wache entließ ihn und Sidi ohne Weiteres mit dem Bemerken, daß eine weitere Vernehmung voraussichtlich erst in einigen Tagen stattfinden würde.

Das Erste, was Leon that, als er die Wachtstube hinter sich hatte, war, daß er Sidi innig die Hand drückte. „Du kamst zur rechten Stunde, mein braver Bursche, und ohne Dich wäre ich jetzt ein todter Mann."

Der Indier lachte glücklich. „Was redest Du, Herr; es war ja so einfach, was ich that," sagte er. „Ich fürchtete nur, Du würdest mir zürnen, daß ich dem Schurken den Garaus gemacht habe, aber sieh, ich mußte mich doch wehren."

„Es ist fatal, daß der Schuft Deinen Schlag nicht aushielt, indeß der Mann hat den Tod zehnfach verdient. Außer mir wird Dir übrigens noch ein Anderer ewig für Deine That dankbar sein, Sidi, und er ist vielleicht mächtiger denn ich: Du hast Dir durch die letzte Stunde Chatanaya Matreyi so tief verpflichtet, daß er Dir, was einst geschehen, von Herzen gern vergeben wird."

„Wahrhaftig, Herr, sprichst Du im Ernst?" rief der Chond ungestüm. „Glaubst Du wirklich, daß er mir je vergeben kann?"

„Ich leiste Dir Gewähr dafür, mein Braver." Leon wandte sich zum Gehen, langsam schlenderten Beide der inneren Stadt zu, und erst jetzt erkannte Chadreux, wie weit er unbewußt seinen Spaziergang ausgedehnt hatte; die Begegnung mit Beauviller war nahe der Vorstadt Montmartre erfolgt. „Wie kam es aber, daß Du so zur rechten Zeit erschienst, Sidi?" nahm der Graf endlich das Gespräch wieder auf. „Du warst mir schon vom Hotel aus gefolgt?"

Sidi nickte lebhaft. „Ja, Herr, aber es ist eigentlich nicht mein Verdienst. Die gütige Herrin hatte mir heute, ehe sie uns verließ, noch einmal besonders anbefohlen, Dich nicht aus den Augen zu lassen. Da ich aber sah, daß Du allein sein wolltest, blieb ich etwa hundert Schritte hinter Dir."

„Gute Louison! So sorgtest Du noch aus der Ferne für den Bruder, und Dein vorahnender Geist schützte ihn in der Stunde der Gefahr!" Leon fühlte, daß sein Auge sich feuchtete. Seltsame Empfindungen aber stiegen zugleich in seinem Herzen auf: wie wunderbar das Geschick ihn

immer wieder mit jenen geheimnißvollen Diamanten in Verbindung brachte, wie eigenartig sich seine Schritte mit denen Matreyi's begegneten! Wie merkwürdig war es doch, daß er, dem morgen schon der letzte Besitz der Ahnen genommen werden sollte, der kaum mehr denn ein Bettler war, heute auf seiner Brust einen Schatz heimtrug, dessen Werth sicher Millionen betrug? Und wie kamen die Edelsteine in Beauviller's Hände, da der Priester doch selbst geschrieben, daß er sie in Robilant's Zimmer gesehen habe?

Leon fühlte die Nothwendigkeit, die Juwelen sofort an Chatanaya Matreyi zu überliefern, sie brannten ihm auf der Brust fast wie ein ungerechtes Gut. Er schwankte, ob er sich nicht direkt nach dem „rothen Kaninchen" begeben sollte, denn er vermuthete den Wischnupriester noch dort. Aber schließlich entschloß er sich doch, zunächst nach dem „König von Spanien" zu gehen und mit Mister Smith, dem Begleiter des Waischnava, Rücksprache zu nehmen, wußte er doch nicht einmal, unter welchem Namen Jener sich im „rothen Kaninchen" einlogirt hatte.

Es war schon eine ziemlich vorgerückte Stunde, als der Graf das in der vornehmsten Gegend der Stadt gelegene Hotel erreichte. Trotzdem herrschte in der hellerleuchteten Vorhalle des elegant eingerichteten Hauses noch reges Leben. Eine Masse Kisten und Kasten waren an der Treppe aufgethürmt und Chadreux konnte in dem Gewoge der Bediensteten zuerst Niemand finden, der sich bereit zeigte, Mister Smith zu benachrichten. Auch als einer der Garçons endlich die Gnade hatte, den Engländer herunter zu rufen, verging eine geraume Weile, ehe derselbe erschien.

Mister Smith sah sehr ernst aus, als er die breite Treppe herabgestiegen kam.

„Verzeihen Sie, Herr Graf, daß ich Sie warten lassen mußte!“ sagte er, sich tief verbeugend. „Heute stürmt jedoch so viel auf mich ein, daß ich schier verzweifeln möchte.“ Damit öffnete er aber auch schon die Thür eines im Erdgeschoß gelegenen Zimmers. „Darf ich Sie bitten, einzutreten? Sie kommen mir in meiner Verzweiflung in der That wie ein rettender Engel vor, Herr Graf. Mein Bote hat Sie also doch gefunden?“

Chadreux blickte ihn erstaunt an. „Ihr Bote? Ich weiß von keinem Boten; wenn Sie nach dem Hotel Chadreux gesandt haben, kann er mich allerdings auch nicht getroffen haben, denn ich habe dasselbe schon vor einigen Stunden verlassen.“

„So wissen Sie gar nichts von all' dem Schrecklichen, das sich ereignet hat?“

„Um Gottes willen, so reden Sie doch, Mister Smith! Chatanaya Matreyi —“

„Ist gottlob hier und, ich hoffe, geborgen. Auf seinen Wunsch sandte ich ja eben zu Ihnen, Herr Graf. Aber lassen Sie sich kurz berichten, ehe ich Sie zu ihm führe, es ist besser, ich mache Ihnen die nothwendigen Mittheilungen, als Chatanaya Matreyi, dessen erregter Zustand wirklich die allergrößte Schonung erfordert.“

„Ich höre, mein Herr, ich höre!“ warf Chadreux ungeduldig ein.

„Matreyi hatte mir Weisung gegeben, ihn sofort zu benachrichtigen, sobald hier im Hotel ein Kaufmann aus

Bombay, Rohini mit Namen, eintreffen würde. Dieser Fall trat heute Abend ein — unter uns gesagt, der Kaufherr reist auf einem Fuße, wie ich es bei Handelsleuten selten gesehen habe, er hat das ganze Hotel in Aufregung versetzt," schaltete der Engländer mit listigem Augenblinzeln ein.

Der Graf war aufgesprungen. Es war kein Zweifel, der Kaufmann aus Bombay konnte nur Saëb-Radschah sein. „Weiter — weiter!" bat er dringend.

„Ich eile also nach dem ‚rothen Kaninchen', begrüße im Vorderzimmer noch ahnungslos die Wirthin und schreite über den unbeleuchteten Hof. Als ich im Begriff bin, die Treppe, welche zu den Gastzimmern heraufführt, emporzuklimmen, stoße ich auf einen weichen Gegenstand und gleichzeitig höre ich zu meinen Füßen ein schmerzliches Stöhnen. Zum Glück hatte ich ein Taschenfeuerzeug bei mir, ich schlug also Licht und erkannte, daß jener bewußte Gegenstand ein älterer, starker, mir unbekannter Herr war, der augenscheinlich die Treppe herabgestürzt, auf den letzten Stufen ohnmächtig liegen geblieben war. Schon wollte ich die Wirthin rufen, als ich oben die Stimme Chatanaya Matreyi's hörte. Ich eile hinauf, ich finde die Thür zu dem Nebenzimmer des von ihm bewohnten Gemaches offen — was aber sah ich: in der Mitte des Zimmers liegt entseelt, mit Blut überströmt, jener Mann, den wir über den Ocean verfolgten, neben ihm steht im Priestergewande, über der Stirn einen blutigrothen Streifen, Chatanaya Matreyi selbst. Lassen Sie mich kurz sein, Herr Graf: den thatsächlichen Zusammenhang dessen, was geschehen, kenne ich ja selbst noch nicht, aus den heftigen Worten des erregten

Priesters klang nur immer das Verlangen nach Ihnen neben der Schreckenskunde hervor, daß jene Edelsteine, die er gesucht, ihm in der letzten Minute geraubt worden seien. Ich selbst handelte, wie es mir den Umständen nach am zweckmäßigsten schien. Ich veranlaßte den fast willenlosen Mann, seine auffallende Gewandung schnell abzustreifen, nahm ihn unter den einen, seinen kleinen Koffer unter den anderen Arm und entfernte mich, nachdem ich der Wirthin eine Anzahl Goldstücke hingeworfen, möglichst rasch aus dem unheimlichen Hotel. Wahrhaftig, ich kann Sie versichern, ich dankte Gott, als ich endlich wieder hier war und Chatanaya Malreyi auf sein Lager gebettet hatte, wo augenblicklich jener ‚Kaufmann aus Bombay' bei ihm weilt und ihm Trost einspricht."

Leon hatte in athemloser Spannung gelauscht. Eine dunkle Ahnung dessen, was sich wirklich im „rothen Kaninchen" ereignet hatte, tauchte in seiner Seele auf. „Und Sie meinen, Mister Smith, daß ich Chatanaya Matreyi sprechen kann? Glauben Sie, daß eine sehr freudige Nachricht keinen ungünstigen Einfluß auf seinen Zustand haben würde?"

Der Engländer lächelte. „Es gäbe wohl nur eine Nachricht, die für ihn wirklich freudig wäre, und die vermöchten wir Beide ihm kaum zu bieten."

„Das käme darauf an. Lassen Sie uns zu ihm gehen."

Es war ein merkwürdiges Wiedersehen. Chatanaya Matreyi freilich lag wie theilnahmlos auf seinem Lager, aber Saëb-Radschah konnte nicht satt werden, den Freund immer auf's Neue an sein Herz zu drücken. Ja, er ver-

gaß den Priester fast, und auch Leon erinnerte sich erst spät des eigentlichen Zwecks seines Kommens. Als er dann aber an das Bett desselben trat und seine fieberglühende Hand faßte, bebte doch sein Herz. „Chatanaya Matreyi," begann er ernst, „Du bist ein Mann. Erschrick nicht über das, was ich Dir zu sagen habe."

„Was könnte mich noch erschrecken?" entgegnete der Waischnava leise. „Mir hat Wischnu so viel genommen, daß ihm nichts mehr zu nehmen bleibt."

„Nicht genommen, Chatanaya, gegeben soll Dir werden. Was Du mit allen Sinnen gesucht und erstrebt hast, das warf mir eine Laune des Glückes in die Hand. Hier, Chatanaya Matreyi, hier sind die göttlichen Edelsteine, die strahlenden Augen Deines großen Wischnu."

Leise legte er die funkelnden Diamanten auf die Decke, die des Priesters zuckende Glieder verhüllte. Ihr heller Schein leuchtete Sonnenstrahlen gleich durch das Zimmer, und als könne er ihren Glanz nicht ertragen, schloß Matreyi die Augen. „Wischnu, Du Allerbarmer," flüsterten seine bebenden Lippen. „Dein Sklave will ruhig sterben, nun Dein Heiligthum gerettet ist. Das Licht geht wieder auf über Hindostan, neue Kraft und neue Hoffnung wird die Deinen beleben — Dank, Dank Dir!" Und dann zog er die glänzenden Steine an seine Lippen und küßte sie ehrfurchtsvoll und inbrünstig zugleich.

„Dank aber auch Dir, Herr!" fügte er endlich hinzu. „So lange ein Athemzug in mir lebt, will ich Deiner gedenken, in jedem meiner Gebete soll Dein Name, Du Sohn des Glücks, erklingen und alle meine Schüler, alle

Jünger Wischnu's von den schneebedeckten Gipfeln des Himalaya bis hinab zum sonnenbestrahlten Kap Comorin sollen in Dir den Edelsten der Menschen verehren." —

Es war spät in der Nacht, als die drei Männer endlich schieden. Was hatten sie sich nicht Alles zu erzählen, zu berichten gehabt, welche bunte Menge von Erlebnissen, von frohen und trüben Erinnerungen hatten sie auszutauschen. Auch von seinen eigenen Verhältnissen machte Leon den Freunden kein Hehl, morgen kündete ja doch die große Glocke des öffentlichen Ausrufers ganz Paris die Schmach, die bittere Schande des stolzen Hauses Chadreux.

Saëb-Radschah sah sinnend zu Boden, als Leon mit seinem Schicksal haderte. „Laß uns morgen weiter darüber sprechen," sagte er schließlich und drückte fest des Freundes Hand. „Morgen sollst Du auch meine Dolarie, mein geliebtes Weib, begrüßen, der Morgen bringt uns gute Stunden und guten Rath."

Leon lächelte bitter. Er wußte ja, was ihm der Morgen bringen mußte.

Sechzehntes Kapitel.

Hilfe in der Noth.

„Fortbraust das Meer und überklingt
Das Jauchzen, wie das Stöhnen;
Fortwogt das Meer und, ach, verschlingt
Die Rosen, wie die Thränen."
Anastasius Grün.

In dem Vorhof des Hotel Chadreux wogte eine bunte Menge. Es waren sonderbare Gestalten, die sich heute hier zusammengefunden hatten, Gestalten, wie das alte

Adelshaus sie noch nicht gesehen hatte; die schon seit Monatsfrist angekündigte und gerichtlicherseits immer wieder hinausgeschobene Versteigerung des gräflichen Besitzes sollte ja endlich stattfinden. Die Agenten Ducord's hatten noch rechtzeitig das ganze Heer der Pariser Händler zusammengetrommelt und die Zeitungsreklamen, die heuzutage zu diesem Zweck vom Stapel gelassen worden wären, in ihrer Art reichlich ersetzt. Von dem fast stutzerhaften Sammler alter Gemälde bis zum schmutzigen Vorstadttrödler drängten sich die fragwürdigsten Figuren in dem engen Raum zwischen dem eigentlichen Palais und dem von ehrwürdigem Rost bedeckten Eisengeländer an der Straßenfront. Ein öffentlicher Zwangsverkauf war auch schon im damaligen Paris ein Ereigniß, und man wußte in den betheiligten Kreisen recht gut, daß das seit Jahrhunderten im Besitz einer Familie gebliebene Hotel eine reiche Ausbeute versprach.

Der Beginn der Versteigerung war auf elf Uhr angesetzt, aber die Thurmuhren der nahen Kirche hatten bereits ein Viertel auf Zwölf verkündigt, ohne daß die Gerichtsdiener der harrenden Menge die Thore der Freitreppe öffneten. Schon fing man an, ungeduldig zu werden. einige der ärgsten Schreier wußten gar zu berichten, daß der öffentliche Verkauf auf's Neue hinausgeschoben sei. Der König selbst sollte dem jungen Grafen eine große Summe aus seiner Schatulle zur Bezahlung seiner Schulden bewilligt haben: „Natürlich die Großen, der hohe Adel wird ja immer bevorzugt!" rief der Eine. „Sie sind falsch berichtet, man hat gestern in den Kellern des Hotels einen

ungeheuren Schatz gefunden," wollte der Andere wissen. Aber die Menge ließ sich nicht beirren, sie erkannte ganz richtig, daß es sich nur um Manöver handelte, welche die lästige Konkurrenz fortscheuchen sollten, und harrte nun gerade erst recht aus.

Graf Leon war in seinem Zimmer. Er hatte nur wenige Stunden geruht, Schlaf war fast gar nicht in seine Augen gekommen. Wie sollte er auch Ruhe finden? Die Erlebnisse des letzten Tages und zugleich die Sorge um die nächste Zukunft nahmen all sein Denken völlig in Anspruch, und zudem füllte sein Herz das Gefühl einer stillen, tiefen Neigung, ein glückliches und dennoch unsäglich trauriges Gefühl! Ja, er liebte Madeleine Ducord! Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde war es ihm klarer geworden, daß Alles das, was auch er anfangs für ein rein freundschaftliches Empfinden, für ein Ausklingen gleichsam jener stummen Leidenschaft gehalten hatte, welche er einst für Dolarie gefühlt, wirklich eine tiefe, wahre Liebe war! Aber ebenso klar war ihm auch geworden, daß diese Liebe ewig hoffnungslos bleiben mußte — hoffnungslos selbst dann, wenn das holde Mädchen sie wirklich vielleicht unbewußt erwiederte. Leon empfand nur zu sehr die Kluft, welche Madeleine und ihn trennte, ja diese Kluft schien ihm vielleicht noch unüberbrückbarer, als sie es in Wirklichkeit war. Nicht an den Unterschied des Standes dachte er — so stolz der Graf auf seinen Namen, auf den Ruhm seines alten Geschlechts war, so frei war doch sein Sinn. Aber was konnte er, der arme Offizier, der fast gleich einem Abenteurer in die Ferne zu

ziehen im Begriff stand, einem Mädchen bieten? Nein, nein, es war Alles umsonst, Alles vergebens; es blieb nur das stille Entsagen, es blieb nur die stumme Resignation und vielleicht: eine trübe Erinnerung an einen schönen Traum.

Zweimal schon hatte der Graf die Thür des Vorzimmers geöffnet und Servais ungeduldig gefragt, ob der Notar des Herrn Ducord noch nicht zur Stelle sei. Der alte Diener, dem die Thränen in den Augen standen, war dann jedesmal zu den im Treppenhause versammelten Gerichtsdienern geeilt und jedesmal mit der Nachricht zurückgekehrt, daß Herr Dupontel noch nicht eingetroffen wäre, aber jeden Augenblick erwartet würde. Da rollte endlich ein Wagen über das Steinpflaster und hielt vor dem Hotel. „Gottlob," meinte Leon, „der letzte Akt des Trauerspiels kann beginnen."

Es war indessen nicht der Notar des Gläubigers. Saëb Radschah trat ein, von zwei indischen Dienern gefolgt, die jeder einen schweren Sack trugen, den sie bedächtig neben der Thüre niederstellten.

In seiner Erregung achtete Leon gar nicht darauf. Er eilte dem Freunde entgegen und drückte ihm innig die Hand. „Schmerzlich nur für mich, daß ich Eure Hoheit im Hause meiner Väter gerade in der Stunde begrüßen muß, in der dies alte, gute Haus in die Hände eines Wucherers übergehen soll!" sagte er. „Aber lassen wir das — Eure Hoheit sind mir darum nicht minder willkommen."

Der Radschah lächelte. „Du irrst, Freund, Dein Haus

bleibt Dein Haus! Wischnu sei's gedankt, daß ich nicht zu spät komme. Diese Geldleute, bei denen ich meine Kreditbriefe umsetzen mußte, waren von einer entsetzlichen Langsamkeit."

„Hoheit, wie soll ich das verstehen?" Die Wangen Leon's färbten sich höher; das Glück, einen solchen Freund zu besitzen, und ein leises Gefühl der Beschämung durchbebten zugleich seine Brust.

„Es ist dabei gar nichts zu verstehen. Als Du gestern von uns schiedest, waren Chatanaya und ich längst einig, ohne daß wir nur ein Wort mit einander gesprochen hatten: wir haben, was wir noch an Wechseln besaßen, mit Ausnahme des Nothwendigen für unsere Rückreise — Du brauchst also nicht für uns besorgt zu sein, Freund — zusammengethan und ich habe es mit Hilfe von Mister Smith heute früh in baares Geld umgesetzt. Da steht es," er deutete auf die beiden Säcke, es müssen 28,000 Pfund Sterling sein. Unsere Briefe lauteten nämlich alle auf englisches Gold. Da Du aber wahrscheinlich viel mehr brauchst, so sendet Dir Dolarie hier ihren Schmuck." Der Radschah trat an den Tisch und leerte all' seine Taschen aus — ein ganzer kleiner Berg von Juwelen, von Perlenschnüren, Armspangen, Colliers und Ringen häufte sich auf der Marmorplatte, ganz wie ihn einst Madeleine's Unschuld aufgebaut hatte, nur viel, viel kostbarer. „Ich hoffe, Deine hartherzigen Gläubiger werden auch diese Sachen an Zahlungsstatt annehmen. Und nun, Freund, laß Dein trauriges Gesicht, Du siehst, es ist keine Ursache mehr für Dich vorhanden, zu verzweifeln."

Der Fürst hatte das Alles so gleichmüthig gesprochen, als handle es sich um eine Bagatelle, um einen kleinen Liebesdienst, wie ihn ein Freund dem Anderen täglich erzeigen kann. Leon aber stürzten die Thränen aus den Augen, er fand lange keine Worte, seinen Gefühlen Ausdruck zu geben. „Hoheit," stammelte er endlich, „womit habe ich diese Güte, die ich freilich nie annehmen kann, verdient?"

„Verdient?" erwiederte der Radschah ernst, und auch seine Augen feuchteten sich. „Wenn wir Drei, Dolarie, Chatanaya Matreyi und ich, vergelten sollten, was Du uns Gutes gethan hast, dann können wir Deine Güte nur mit unserem Leben bezahlen. Mir, mein Freund, hast Du das Leben und die Geliebte meines Herzens errettet, Dolarie gabst Du Ehre, Freiheit und Glück, der große Waischnava erhielt aus Deiner Hand sein größtes Heiligthum zurück! Nein, Freund Leon, rechnen dürfen wir nicht, dabei würden wir stets Deine Schuldner bleiben. Wir wollen Dir auch nicht einmal ein Geschenk machen, das Dein Stolz vielleicht selbst Den Freunden abschlagen würde," fügte er feinfühlig hinzu. „Nimm jene Summe, nimm vor Allem die Schmucksachen meiner Dolarie, die beglückt von der Freude ist, Dir einen kleinen Dienst zu erweisen, als ein Darlehen von uns an, das Du uns später, wenn ein besserer Stern am Horizont Deines Lebens steht, zurückerstatten magst."

Innig drückte Leon die Hände des edelmüthigen Mannes. „Hoheit, ich kann nicht!" sagte er leise, aber bestimmt. „Wer weiß, ob und wann ich jene große Summen würde zurückgeben können und dann, mein Fürst, eine halbe Welt trennt uns —"

„Und eine wahre Freundschaft verbindet uns desto enger! Du mußt können, Freund. Sieh, nicht viele Menschen vermögen zu sagen, daß der Radschah von Ghatastapana sie um etwas gebeten hat: Dich aber flehe ich an, Freund Leon, erleichtere unsere Herzen, nimm jene für uns wirklich nicht so bedeutenden Summen als Darlehen an. Du glaubst nicht, wie glücklich uns der Gedanke macht, Dir geholfen zu haben. Beraube uns nicht dieses frohen Gefühls." Er zog den Freund an die Brust. „Glaubst Du mir nicht? Soll ich Dolarie herbeiholen, daß sie ihre Bitten mit den meinen vereint. O Freund, es ist nicht edel von Dir, Deinen Freunden gegenüber so stolz zu sein!" sagte er endlich.

Der Graf wußte wirklich nicht mehr, was er entgegnen sollte. Es gab für ihn kaum noch einen Ausweg, die großmüthige Hilfe zurückzuweisen, und wahrhaftig, wer konnte es ihm verargen, daß in seiner Seele sich jetzt auch frohe Gedanken auf eine glücklichere Gestaltung seiner eigenen Zukunft erhoben. Nur über das Eine mußte er, ehe er sich entschloß, noch Gewißheit haben, ob die Fortgabe jener großen Summen dem Radschah auch wirklich jetzt, auf der Reise nicht schwer falle.

Er kam nicht dazu. Gerade als er sich offen zu Saëb aussprechen wollte, trat Servais herein und meldete Herrn Dupontel. Der Notar folgte dem alten Diener auf dem Fuße.

„Ich bringe Ihnen eine überraschende Nachricht, Herr Graf," sagte er mit einer höflichen Verbeugung und einigen sehr erstaunten Blicken auf den Radschah und die Juwelen-

schätze, die er hier sicher am wenigsten vermuthet hätte. „Der Verkauf kann vorläufig nicht stattfinden, ja er findet voraussichtlich überhaupt nicht statt."

Leon fuhr zusammen. „Ich verstehe Sie nicht, mein Herr," entgegnete er erstaunt.

„Ich komme soeben von meinem Mandatar, Herrn Ducord," fuhr der Notar fort, „von dem ich mir die nothwendigen Vollmachten zur Erledigung der peinlichen Angelegenheit, welche heute meine Thätigkeit hier in Anspruch nehmen sollte, abholen wollte. Gestern Nachmittag hatte ich Herrn Ducord auf meinem Bureau noch wohl und gesund gesprochen — heute finde ich ihn schwer, ja anscheinend hoffnungslos erkrankt wieder. Sie sehen mich auf's Tiefste erschüttert, Herr Graf, es ist ein entsetzliches Unglück. Der Wirth einer übelberüchtigten Vorstadtherberge findet gestern spät am Abend Herrn Ducord ohnmächtig auf der Treppe des Hinterflügels seines Hauses; gleichzeitig soll auch in demselben Hause noch ein anderer Gast, ein früherer Offizier, glaube ich, gestorben oder gar ermordet worden sein, was weiß ich."

Der Graf hatte mit Staunen zugehört — war es möglich? Konnte auch Ducord in die Ereignisse, welche sich in der vergangenen Nacht im „rothen Kaninchen" abgespielt hatten, verwickelt sein?

„Die Polizei konnte zum Glück aus den Papieren, welche Herr Ducord bei sich trug, seine Identität feststellen," fuhr der Notar fort. „Man schaffte ihn nach Hause, wo die sofort herbeigeholten Aerzte leider konstatirten, daß mein unglücklicher Klient, anscheinend durch einen Fall

die steile Treppe herab, eine schwere Gehirnerschütterung erlitten habe, ja, daß an seinem Wiederaufkommen überhaupt zu zweifeln sei. Mir blieb unter diesen Verhältnissen nichts übrig, als mich an Fräulein Ducord zu wenden, so peinlich es mir war, die tiefgebeugte Tochter mit geschäftlichen Angelegenheiten zu belästigen. Sie empfing mich indessen sofort, und als ich ihr den Zweck meines Kommens mittheilte, gab sie mir bestimmte Weisung, alle Schritte gegen Sie, Herr Graf, sofort einzustellen und erklärte sich gleichzeitig bereit, jede Verantwortung ihrem Vater gegenüber zu übernehmen. Ich werde also demnächst die Einsetzung einer vormundschaftlichen Verwaltung über das Vermögen des Herrn Ducord beantragen, von deren Entscheidungen dann alles Weitere abhängen wird. Jedenfalls," schloß der Anwalt, „gewinnen Sie, Herr Graf, durch diesen Zwischenfall Wochen, ja voraussichtlich Monate Zeit, und es wird Ihnen sicher ein Leichtes sein, in dieser Frist die ganze Angelegenheit zu ordnen, wozu ich Ihnen übrigens meine Dienste gerne zur Verfügung stelle."

Schweigend hatte Leon den fließenden, geschäftsmäßigen Bericht des Notars angehört. Fast schien ihm Alles wie ein Traum. Wie seltsam spielte doch das Schicksal mit ihm: gestern noch ruinirt, am Rande der Verzweiflung, heute früh, als sein Loos sich schon endgiltig zu entscheiden scheint, naht sich ihm ein großmüthiger Freund und bietet ihm Hilfe und Rettung. Nun, in der letzten Stunde wird ihm die überraschende Nachricht, daß sein erbarmungsloser Gegner selbst einem finsteren Verhängniß zum Opfer gefallen sei — sein Gegner, der Vater des Mädchens, das

er über Alles liebte! Und was mußte Madeleine am Lager des todkranken Vaters empfinden, allein, ohne Rath, ohne Beistand? Vor dem letzten Gedanken trat selbst die Wendung, welche seine eigenen Angelegenheiten genommen hatten, zurück, er fand kaum Worte, dem Notar höflich zu danken und war froh, als die Portièren sich hinter dem rührigen Anwalt schlossen.

Der Radschah war der Auseinandersetzung zwischen Herrn Dupontel und Chadreux aufmerksam gefolgt; obwohl er selbst das Französische nicht völlig beherrschte, hatte er den Inhalt der Erzählung des Notars doch ganz richtig erfaßt und sich den Zusammenhang aller einzelnen Glieder der vielverschlungenen Ereignisse schnell genug kombinirt.

„Ich wünsche Dir von Herzen Glück, mein Freund," sagte er jetzt leise, nachdem der Anwalt das Zimmer verlassen hatte. „Mich schmerzt es freilich tief, daß das Wenige, das wir bieten konnten, Dir nun unnöthig erscheinen wird."

„Hoheit, das Schönste bleibt mir ja doch: das Bewußtsein, daß mir in der schwersten Stunde meines Lebens ein treuer Freund hilfbereit erschien. Noch einmal meinen innigsten, meinen herzlichsten Dank!"

Leon schrieb sofort an Louison, theilte ihr die Vorfälle des heutigen Tages mit und bat sie dringend, so bald als möglich nach Paris zurückzukehren. Durch sie hoffte er eine Brücke zu Madeleine zu finden, sie konnte dem theuren Mädchen auch besser, als irgend jemand Anderes beistehen. Dann aber warf er sich in den Wagen und eilte nach dem Hotel „König von Spanien"; er wollte, wie er Saëb gedankt

hatte, auch Chatanaya Matreyi danken, er wollte vor Allem auch Dolarie wiedersehen.

Die Reihe der Ueberraschungen des heutigen Tages sollte indessen ihr Ende noch nicht gefunden haben. Chatanaya Matreyi war plötzlich abgereist — er hatte nicht einmal die Rückkehr des Radschah aus dem Hotel Chadreux abgewartet und für diesen, wie für Leon nur je einige wenige Zeilen zurückgelassen.

Nicht ohne Befremdung entfaltete der Graf den an ihn gerichteten Brief, den ihm der Besitzer des Hotels zu übergeben beauftragt war. Er hatte denn doch erwartet, daß der Priester für ihn und seine Freunde wenigstens noch einige Tage opfern würde. Trotzdem mußte er Chatanaya Recht geben, als er sein Schreiben gelesen hatte.

„Zürne mir nicht, Herr," schrieb der Wischnupriester, „daß ich, ohne noch einmal in Dankbarkeit den Saum Deines Kleides geküßt zu haben, von Dir scheide. Mein Begleiter hat heute früh in Erfahrung gebracht, daß in drei Tagen von La Rochelle ein Kauffahrteischiff, ‚La ville de Bordeaux', nach Indien abgeht, und mich zwingt eine unwiderstehliche Gewalt, mit der ersten Gelegenheit nach der Heimath zurückzukehren; will ich das Schiff aber erreichen, so bleibt mir keine Minute Zeit zu verlieren. Und zudem: ich muß Paris sofort verlassen. Wer weiß, ob sich nicht unter den Papieren jener beiden Schurken, die Wischnu's Zorn nun endlich dahingerafft hat, Andeutungen finden, die auf mich aufmerksam machen, die vielleicht mein höchstes Heiligthum auf's Neue gefährden können; ehe ich die strahlenden Augen des Gotterbarmers

nicht wieder in der Halle meines Tempels weiß, kann in meine Seele keine Ruhe einkehren. Noch einmal also: zürne mir nicht.

Und nun noch Eins. Ich nannte Dich einen Sohn des Glücks, und ich rufe Dir heute dasselbe Wort zu. Vertraue auf Dich selbst, und alle Wolken, die Dein Glück beschatten, werden verwehen! Glaube mir, daß Du glücklich werden wirst. Ich behielt heute Morgen eine kostbare Perlenkette zurück, da ich sie nicht Dir, sondern dem Weibe bestimmt habe, das die Sonne Deines Lebens werden soll. Du erhältst sie mit diesem Schreiben und ich bitte Dich, schmücke mit den Perlen an Deinem Hochzeitstage den Nacken Deiner künftigen Gattin. Perlen, sagt man, bedeuten Thränen — diese Perlen sollen Dir und ihr stets nur Freudenthränen künden. So lange ich athme, so lange Wischnu, der Gotterbarmer, mich leben heißt, bin ich stets Dein treuer, dankbarer Freund

Chatanaya Matreyi."

Gedankenvoll steckte Leon den Brief und das kleine Packetchen zu sich. Sollte der Priester doch Recht behalten? Ja, das Glück hatte ihm gestern und heute gelächelt, aber welche Wege wählte die launische Gunst des Schicksals! Und was waren all' die äußeren Vortheile, die ihm der letzte Tag gebracht, gegen die Sehnsucht, welche sein Herz verzehrte — sein Herz, das nach Liebe dürstete, und doch die Stunde noch nicht absehen konnte, zu der es der Geliebten nahen durfte.

Und als nun Leon wenige Minuten später Dolarie gegenüberstand, als die holde Indierin mit feuchten Augen

und doch ein glückliches Lächeln auf den Lippen ihm die Hand reichte, als er noch einmal staunend jenes wunderbare Spiel der Natur schaute, das zwei durch ein Weltmeer getrennte Frauengestalten geschaffen hatte, die sich Zug um Zug, Linie um Linie glichen, da brach das schmerzlichsüße Gefühl der Liebe erst recht in seinem Herzen durch. Der starke Mann bebte, die geistige Abspannung der letzten Tage that ein Uebriges, er vermochte seine Thränen nicht mehr zurückzudrängen, tief erschüttert schlug er die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

Der Radschah und die Fürstin waren tief erschüttert. Sie zogen ihn sanft zwischen sich auf die Kissen nieder, aus denen die Diener nach orientalischer Sitte in den Hotelzimmern Sitze improvisirt hatten, und ihrem vereinten, herzlichen Zuspruch gelang es endlich, Leon zu beruhigen. Ja mehr als das: Rani Dolarie wußte ihn mit weiblichem Zartsinn zum Sprechen zu bringen, und als er Beiden das Geheimniß seiner Liebe anvertraut hatte, da war sie es wiederum, welche die rechten Trostesworte für sein Herz fand.

„Darf ich Dir sagen, Freund," lächelte sie sanft, „daß Du kluger Mann ein rechter Thor bist? Siehst Du denn nicht, daß jenes Mädchen Dich liebt und weißt Du denn nicht, daß ein liebend Herz alle Hindernisse überwindet?" Sie sah zärtlich zu ihrem Gemahl empor. „Sieh auf uns, mein Freund, und auf unser Glück, haben wir es nicht auch erst erkämpfen müssen? Und dann blicke froh in die Zukunft, die Geliebte wird Dein werden, denn Du verdienst, glücklich zu sein!"

Dankbar beugte er sich auf die Hand der schönen Frau, ihre Worte hatten ihn mehr noch als die zuversichtliche Prophezeiung Chatanaya's aufgerichtet. Sie hatten ihm vor Allem den Glauben an die Kraft seines eigenen Herzens, den Muth, um seine Liebe zu kämpfen, wiedergegeben. —

Es waren schöne, leider nur zu kurze Tage, die der Graf mit seinen indischen Freunden noch verlebte. Er hatte wenigstens die große Freude, Louison, die seinem Rufe sofort gefolgt war, noch mit ihnen bekannt zu machen. Auch die Schwester war erstaunt über die Aehnlichkeit zwischen Dolarie und Madeleine; während Leon dieselbe aber bisher nur in der äußeren Erscheinung erblickt hatte, fand Louison sie noch weit mehr in einer seelischen Uebereinstimmung; trotz aller Verschiedenheit, welche Sitte, Erziehung und Gewohnheit nothwendiger Weise mit sich brachten, lebte in der indischen Fürstentochter und dem Bürgerkind der Rue Lachapelle die gleiche edle Einfachheit der Gesinnung, dieselbe kindliche Hingabe, derselbe Zug echt weiblicher Aufopferungsfreudigkeit.

„Dein Freund, der Radschah, muß sehr, sehr glücklich sein," sagte die Comtesse einst. „Die Fürstin ist ein Engel. Er ist ein beneidenswerther Mann."

„Das ist er," wiederholte Leon und seufzte tief und schmerzlich.

Louison aber beugte sich lächelnd über ihn und küßte seine Stirn. „Warte!" sagte sie leise. „Es wird noch Alles gut werden."

Einen trüben Schatten in die letzten Tage des Zu-

sammenseins mit dem Radschah warfen allein die politischen Verhältnisse. Saëb hatte in London in geschickter Weise das Terrain erforscht, er fand auch in Paris, Dank besonders seinem Golde, Gelegenheit, sich eingehend über die Aussichten der ostindischen Compagnie zu unterrichten, und er konnte nicht umhin, Chadreux offen zu erklären, daß ihm Frankreichs Sache in Indien verloren scheine. Ihm bleibe keine Hoffnung für sein Land und sein Volk, als der unbedingte Anschluß an England. Vergebens hielt der Graf dem Fürsten vor, wie heiß er selbst einst die Briten gehaßt habe, der Radschah hatte nur ein kühles Kopfschütteln.

„Seit Leute Eures Volkes die heiligen Augen Wischnu's angetastet haben, ist kein Heil mehr für Euch in Hindostan, seit Ihr den besten Mann, den Ihr hattet, seit Ihr Dupleix zurückberufen habt, ist jede Hoffnung für Euer Lilienbanner geschwunden. Ja, ich haßte die Engländer und ich liebe sie jetzt noch nicht, sie sind rücksichtslos, eigennützig und kalten Herzens. Aber, Freund, ich habe sie kennen gelernt und muß sie bewundern. Was Euch fehlt, besitzen sie: eisernen Willen und die Kraft, große Ziele mit großen Mitteln zu erstreben — ihnen gehört unsere Zukunft!"

Es lag nur allzu viel Wahres in diesen Worten, das fühlte Chadreux, und er mußte schon zufrieden sein, als Saëb ihm beim Abschiede noch einmal versicherte: „Wenn Du einst hörst, ich sei ein Freund Englands geworden, so denke daran, daß ich darum nie Frankreichs Feind sein werde. Nie werde ich vergessen, was ein französischer Edelmann, was Du für mich gethan hast."

Dolarie aber legte in der Abschiedsstunde ihre Hand fest in die seine und zog sie leise an ihr Herz. „Mein Freund, mein Retter, bald liegt das Meer zwischen uns, vielleicht sehen wir uns niemals wieder!“ sagte sie innig. „Ich aber werde Deiner und des Mädchens, das Du liebst, stets voll Freundschaft gedenken, ich werde beten für Euch und für Euer Glück. Und wenn es Euch dereinst in Eurem kalten Heimathlande zu eng wird, dann kommt zu uns nach unserem sonnigen Indien, Ihr wißt, wessen Herzen Euch dort stets willkommen heißen werden.“

Leon hatte die Freunde zu Pferde einige Wegstunden über die Bannlinie von Paris hinausbegleitet. Als er endlich an die Rückkehr denken mußte und sein Roß zügelte, als er dann noch einmal in die treuen Augen Saëb's, in das liebliche Gesicht des Ebenbildes seiner Madeleine blickte, ward ihm unendlich weh um's Herz. Und nachdem endlich die hochbepackten Reisewagen hinter den Bergen verschwunden waren, da sagte er sich: „Du hast Beide zum letzten Mal gesehen, es war ein Abschied für das Leben.“ Lange noch hielt er stille und schaute der mehr und mehr entschwindenden Staubwolke nach, ihm schien es, als zöge ein Theil von sich selber dort hinaus in die weite Ferne.

„Glück auf, Ihr Lieben, Gott schütze Euch! Glück auf!“

— — — — — — — — — — — —

In dem kleinen Hause der Rue Lachapelle hatte indessen Madeleine Ducord schwere, schwere Tage und Wochen ververlebt. Die Krankheit des Vaters war, wie die Aerzte

vorausgesehen halten, eine ebenso gefährliche, wie langwierige. Die Verwundung am Hinterkopf, die durch den Fall verursacht worden war, heilte zwar verhältnißmäßig schnell, aber als ihre mittelbare Folge mußte wohl eine ernste Gehirnerschütterung eingetreten sein, zu der sich bald ein hochgradiges Fieber gesellte. Welche besonderen Vorgänge in jener Nacht im „rothen Kaninchen“ sich abgespielt, und in wie weit diese den Gemüthszustand des alten Herrn beeinflußt hatten, darüber vermochten sich die Aerzte ebenso wenig Rechenschaft zu geben, wie die Polizei nie völlig hinter die Geheimnisse im Hinterflügel des „rothen Kaninchens“ kam. Die gewandtesten Agenten des Polizeiministers d'Argenson spürten zwar Monate lang der Angelegenheit nach, man kombinirte wohl auch, daß zwischen dem Marquis Robilant und Ducord Geldgeschäfte wahrscheinlich zu einem Streit geführt haben mußten, da der eine Hauptzeuge aber todt, der andere vernehmungsunfähig war, da Ducord mit gewohnter Schlauheit auch in seinen Geschäftsbüchern keine Notizen über seine neueren Unterhandlungen mit dem Marquis gemacht hatte, und da endlich der Wirth aus guten Gründen über den zweiten „unangemeldeten“ Gast, jenen mysteriösen Mister Muspry gänzlich schwieg, so verlief die Sache im Sande.

Comtesse Louison war eine fleißige Besucherin des Ducord'schen Geschäftshauses geworden. Ihr galt es als ein wirkliches Herzensbedürfniß, der Freundin mit Rath und That beizustehen. Madeleine war ihr innig dankbar für alle Güte und Liebe, aber sie zeigte eine eigenartige Selbstständigkeit; jene passive Energie, welche sie einst im

Kloster als Kind allen Anfechtungen entgegenstellte, half ihr auch jetzt das Schwerste muthig ertragen. Sie klagte nicht und verzagte nicht, in treuer, aufopfernder Hingebung pflegte sie den Vater, Alles, was sonst in der letzten Zeit ihr junges Herz bestürmt hatte, schien vor dem einen Gebot der Kindespflicht völlig in den Hintergrund gedrängt zu sein. Als Louison sie einmal leise fragte: „Darf ich meinem Bruder von Dir einen Gruß bestellen?" nickte sie nur leise und wandte sich dann rasch um.

Nach Monaten siegte der robuste Körper Ducord's zwar über die Krankheit, aber es war ein völlig gebrochener Mann, der sich von dem Siechbette erhob. Das Gedächtniß an die Vergangenheit schien in ihm erloschen, die Aerzte hatten Recht behalten, er gewann seine geistigen Kräfte niemals ganz zurück. Willig und dankbar nahm er die zärtliche Liebe der Tochter entgegen, ganz allmählig tauchte wohl auch ein vereinzelter Funke der Erinnerung in ihm auf. Er sprach dann in seiner schwerverständlichen, lallenden Redeweise mit Madeleine von gewaltigen Reichthümern, großen Schätzen und blitzenden, millionenwerthen Steinen, und war glücklich, wenn sie auf seine wirren Erzählungen einging. Oft gab die Tochter ihm auch auf den Rath des Arztes jene Schmuckstücke in die zitternden Hände, welche sie einst für Leon Chadreux bestimmt hatte. Stunden lang spielte er mit ihnen, ließ die Perlenreihen durch die abgemagerten Finger gleiten oder die Brillanten in der Sonne glitzern, und packte sie dann wieder sorgfältig in ihre Etuis ein.

Im Dezember, fast um die Jahreswende, hatte die

Hochzeit Louison's und Marcel's stattgefunden. Während das überglückliche junge Paar sich in Paris ein bescheidenes, aber durch wirkliche tiefe Liebe verschöntes Nest baute, lebte Leon allein und einsam in Chadreux ganz der Verwaltung seiner Besitzungen. Mit unermüdlichem Eifer arbeitete er sich, von dem alten, erfahrenen Baudry trefflich unterstützt, in seine neue umfangreiche Thätigkeit ein, und sah sich, da der Notar Dupontel Wort gehalten und die Geldangelegenheiten in entgegenkommender Weise geregelt hatte, bald in der Lage, nicht nur die Schulden regelmäßig zu verzinsen, sondern auch schon bedeutende Abzahlungen zu machen. Es ließ sich übersehen, daß durch eine rationelle Bewirthschaftung die ganze auf der Herrschaft ruhende Last in zehn Jahren getilgt sein konnte.

Durch Louison erhielt der Graf regelmäßige Nachrichten über Madeleine. Die junge Frau unterließ es in keinem Briefe, den Bruder von dem Befinden ihrer Freundin zu unterrichten, sie wußte ja, welche Freude sie ihm durch die kleinste Mittheilung über Madeleine bereitete.

Im Frühjahr erst kam Leon wieder nach Paris. Er folgte damit nicht nur einer dringenden Aufforderung des inzwischen zurückgekehrten Generals Dupleix, sondern auch den inständigsten Bitten Louison's, sie und Marcel endlich in ihrem jungen Glück zu besuchen. Die Schwester hatte indessen mit ihren Bitten dennoch eine kleine Nebenabsicht verbunden. Sie benutzte die erste Gelegenheit, Leon zu einer Fahrt nach Meudon zu bereden, er aber ahnte nicht, daß Madeleine mit ihrem Vater seit dem ersten Frühlingsgrünen in dem kleinen Ort nahe der Hauptstadt wohnte,

um dem Kranken die frische Landluft zugängig zu machen, ohne daß er den Arzt hätte entbehren müssen. Unvorbereitet begegneten sich Beide unter den schattigen Bäumen des Schloßparks, während Louison in einem nahen Bauernhause angeblich eine alte Dienerin besuchte.

Leon stand im ersten Augenblick wie erstarrt, als ihm Madeleine entgegentrat. Glühende Röthe übergoß auch ihr blasses, abgehärmtes Gesichtchen, und als der Graf sich dann über ihre Hand beugte und sie mit zitternder Stimme fragte: „Haben Sie mich nicht ganz vergessen? Erinnern Sie sich bisweilen meiner noch freundlich?" brachte sie keine Antwort über die bebenden Lippen.

„O Fräulein Madeleine, wie oft habe ich Ihrer in meiner Einsamkeit gedacht. Wenn ich am Abend allein an dem Fenster meiner Arbeitsstube sitze und über die weiten Wiesengründe vor dem Schloß hinwegblicke, dann ist es mir stets, als müsse aus den wogenden Nebeln Ihr liebes Bild zu mir emporsteigen. Seit jenem Tage, an dem Ihr erster Besuch bei Louison die Erinnerung an das kleine holde Mädchen aus dem Kloster La Brêche wieder in mir lebendig rief, sehe ich Sie im Wachen und im Träumen." Die Erregung riß ihn fort. „Wie ich mich gesehnt habe, Sie wiederzusehen — wie glücklich ich in diesem Augenblick bin. O Madeleine —"

Leon kam nicht weiter. Das junge Mädchen schlug die Hände vor das Gesicht und schwere, heiße Thränen perlten durch die zarten Finger.

„Madeleine!" rief er schmerzlich bewegt. „Kann es Sie verletzen, wenn ich Ihnen sage, wie lieb ich Sie

habe?" Er zog sie an sich, sie widerstrebte nicht, bebend lag sie an seiner Brust. „Madeleine, mein Herz, mein Alles, sage mir, daß Du mein sein willst, sage mir, daß Du mich liebst!"

Und sie schlang die Arme um seinen Hals und flüsterte unter seinen glühenden Küssen leise: „Ja, Leon, ich liebe Dich!"

Aber nur einen Augenblick dauerte der süße Rausch. Dann entwand sie sich sanft seiner Umarmung und trat zurück. Erstaunt, erschrocken blickte er ihr in die thränengefüllten Augen. „Madeleine —" wollte er sagen. Aber sie unterbrach ihn sofort. „Ja, Leon," begann sie mit leiser Stimme, „ja, ich liebe Dich, ich bin stolz auf meine Liebe und glücklich in ihr, so glücklich, wie ich nicht geglaubt habe, daß Menschen sein können. Aber, Leon, ich kann Dein Weib nicht werden."

„Madeleine!" rief er. „Was sagst Du da? Du gibst und nimmst in einem Athemzuge!"

Sie schüttelte leise, aber bestimmt den Kopf. „Du weißt, Leon, daß mein armer Vater schwer krank ist, daß er meiner bedarf. Ich fühle, daß Niemand mich in seiner Pflege ersetzen kann —"

„Wer spricht davon?" warf er mit leisem Vorwurf ein. „Traust Du mir so kleinliches Denken zu, Geliebte? Der Vater meiner Frau wird mir stets theuer sein und mein Haus ist das seine! Wer verlangt denn, daß Du Dich von ihm trennen sollst? Nein, Madeleine, er soll mit uns nach Chadreux gehen, was menschliche Fürsorge zu thun vermag, daran wollen wir Beide es nicht fehlen lassen."

Traurig blickte sie zu ihm empor. „Ich glaube Dir, daß Du Alles so meinst, wie Du es sagst, Leon, und ich danke herzlich Dir für Deine lieben Worte. Aber sie können mich doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß Du Unmögliches für möglich hältst. Ich kann mit meinem armen Vater niemals Chadreux betreten. Höre mich ruhig an, Leon, und dann urtheile selbst." Sie erzählte kurz in ihrer ruhigen und doch von warmen Herzenstönen erfüllten Weise jene traurigen Thatsachen aus des Vaters Jugend — jene Thatsachen, die dieser ihr einst in ernster Stunde entgegengehalten hatte. Mit feinem, kindlichem Zartgefühl deutete sie an, wie jenes Erlebniß in der Seele des Knaben den bitteren Haß gegen die ganze Familie Chadreux erzeugt, wie dieser Haß den Jüngling zu einem Mann erziehen mußte, dessen ganzes Sein nur in dem Streben nach Gold aufging. „Und nun, Leon," schloß sie endlich, „nun frage Dich selbst, ob ich meinen Vater, der gegen mich stets die Güte selbst war, zu Dir bringen darf. Vielleicht würde er diese Veränderung seines Aufenthalts nicht empfinden, vielleicht würde er Dich ebenso wenig wiederkennen, wie die alten Mauern Deines Schlosses, wer aber bürgt mir dafür, daß er nicht eines Tages erwacht. Nein, Leon, ich würde zu Grunde gehen unter dem forschenden, vorwurfsvollen Ausdruck seiner Augen, und vor Allem: ich vermag meine Liebe nicht zu theilen zwischem ihm und Dir."

Leon hatte schweigend zugehört. Die Erzählung der Geliebten von der Härte seines Vaters hatte die tiefsten Tiefen seines Herzens aufgewühlt, die Handlungsweise

Ducord's erschien ihm jetzt in einem ganz anderen Licht. Er sah freilich zu klar, als daß er sich nicht hätte sagen sollen, daß jene tieftraurigen Ereignisse aus der Jugendzeit des eigenartigen Mannes gleichsam nur den Anstoß zu dessen Geldgier gegeben, daß sie ihm später wie ein willkommener Vorwand gedient haben mochten, er konnte ja auch die Theilnahme des Bankiers an der Diamantenangelegenheit ahnen. Aber eine gewisse Erklärung von Ducord's zweifelhafter Thätigkeit lag doch in dem, was er soeben gehört, und er nahm die Möglichkeit, den Vater des geliebten Mädchens vor sich selbst zu rechtfertigen, gern auf. Gewiß, es würde nie eine Klage, ein Vorwurf gegen ihn über Leon's Lippen gekommen sein; mochte vergangen bleiben, was vergangen war, wenn nur die Zukunft sich seinem Glücke ganz erschloß. Aus vollster Ueberzeugung konnte er Madeleine sagen, daß er, auch wenn sie sein Weib sei, sich nie zwischen Vater und Tochter stellen würde.

Sie aber blieb fest. „Versuche nicht, mich schwankend zu machen, Leon!" das war ihre einzige, sich immer wiederholende Erklärung auf all' sein leidenschaftliches Flehen. „Mein Entschluß ist unerschütterlich, auf die Gefahr hin, Dich und mein Lebensglück für immer zu verlieren: ich kann nicht anders!" Noch einmal warf sie sich an seine Brust, umschlang ihn innig und hauchte einen Kuß auf seine Lippen. „Leb wohl — leb wohl!" Dann riß sie sich los und eilte, ohne sich umzuschauen, den Weg zurück.

Lange sah er ihr schweigend nach — seine Brust hob

sich in qualvollem Schmerz. „Gewonnen und verloren!" flüsterte er leise. „Gewonnen und verloren: das ist Menschenglück!"

Langsam wandte er sich um und ging Louison entgegen. In der Schwester Herz konnte er seinen Schmerz versenken, an ihrer Brust wollte er sich ausweinen. Niemand auf der weiten Welt verstand ja, wie sie, all' sein Glück und all' sein Leid.

Siebenzehntes Kapitel.

Schluß.

„Erzähle von der Vergangenheit und ich werde die Zukunft erkennen."

Sprüche des Confucius.

Saëb, der Radschah von Ghatastapana, hatte recht gesehen: es ging zu Ende mit der Macht Frankreichs in Indien. Chatanaya Matreyi, der große Waischnava, der menschenkundige Wischnupriester, hatte richtig geurtheilt, als er prophetischen Blickes das Sinken des Lilienbanners verkündete.

Was waren das für Männer, die sich jetzt erkühnten, dem Eroberer des Karnatik, dem einzigen Manne, der in Indien wirklich Großes für Frankreich geleistet hatte, dem Helden Dupleix den Prozeß zu machen? Und mit welchen Mitteln kämpften sie gegen den tapferen General, der sein Herzblut hundertmal für des Vaterlandes Ruhm und Ehre eingesetzt hatte?

In der schnödesten Weise hatten ihn die Krämerdirek-

toren der Compagnie abberufen, weil sie Geld verdienen, und er Frankreichs Banner hochhalten wollte, weil er Truppen forderte, und sie Schätze sammeln wollten, weil sie den Frieden um jeden Preis wünschten, und er ihn nur als Sieger diktiren zu dürfen meinte. Die einzige Antwort, welche der große General hatte, als ihm sein Nachfolger im großen Rath zu Pondichéry die Abberufungsordre übergab, war der begeisterte Ruf: „Vive le roi!“ — „Es lebe der König!“ *) Was galt diesen Kaufherren und Dividendenjägern die Ehre des Königs, der Ruhm des Vaterlandes?

Und als nun Dupleix nach Frankreich zurückgekehrt war, wie empfing man ihn? Die Röthe der Scham stieg Leon Chadreux in die Stirn, als er las, mit welchen schnöden Vorwürfen man seinen General überhäufte, wie man ihn maßloser Selbstsucht zieh, wie man jeder seiner Handlungen die niedrigsten, die schmutzigsten Motive unterschob. Und als sie dem General endlich von all' den schamlosen Behauptungen, welche sie in seiner Abwesenheit gegen ihn erhoben hatten, nichts beweisen konnten, als er mit zwingender Beredtsamkeit alle Anschuldigungen widerlegt hatte, da verweigerten die Compagnie und die Gerichte Frankreichs dem großen Manne sein einfaches Recht. Dreizehn Millionen Livres hatte er aus seinem Privatvermögen für die Interessen der Compagnie verauslagt! „Dreizehn Millionen — ganz richtig!“ sagte die Compagnie. „Aber der Generalgouverneur hat für diese Auslagen ja keine

*) Historisch wie alles Folgende.

Autorisation von uns gehabt, also geben wir ihm nicht einen rothen Heller wieder."

Und also geschah es! Derselbe Mann, der beinahe die Hälfte Indiens erobert oder unter seinen persönlichen Einfluß gebeugt hatte, wurde zum Dank dafür fast zum Bettler gemacht. Von Gram gebeugt starb die treue Gefährtin seines Lebens, die vergötterte Jan-Begum; ihre letzten Worte waren Worte inniger Liebe für ihren Gemahl, war die Aufforderung, für sein gutes Recht bis zum Tode zu kämpfen. Er hat nicht aufgehört zu kämpfen, sein Recht aber ist ihm nie, niemals geworden.

Graf Leon war wiederholt in Paris bei dem General, er stand ihm treu mit Rath und That zur Seite. Stunden lang konnten die beiden einsamen Männer beisammen sitzen und von dem fernen Wunderland plaudern, in dem mindestens Dupleix den besten Theil seines Lebens zugebracht hatte. Dann stieg wohl bisweilen in dem alten Helden der abenteuerliche Gedanke auf, noch einmal nach Hindostan zurückzukehren und im Dienst irgend eines der eingeborenen Fürsten, von denen er immer noch den Radschah von Ghatastapana besonders hochschätzte, sein Glück nochmals zu versuchen — vielleicht hätte in der That der Zauber seines berühmten Namens Wunder gewirkt. Aber stets schüttelte er bald wieder über seine Pläne das ergraute Haupt: er hatte das Vertrauen zu sich selbst verloren. Mit Staunen hörte der Graf aus den eigenen Geständnissen des Generals heraus, daß diese Wandlung seit jenem Raub der Augen Wischnu's vor sich gegangen sei. Der große Skeptiker, der so oft über die „Narrheiten" der Indier gelächelt

hatte, glaubte wirklich, daß jene Nacht im Tempel von Seringham der Wendepunkt auch seines Lebens gewesen sei. Und als dann nach Jahresfrist Leon Briefe von dem Radschah erhielt, der ihm außer der Nachricht, daß Saëb durch englischen Einfluß Nizam des ganzen Dekhans geworden, daß er und Dolarie glücklich seien, auch die wundersame Kunde brachten, daß Chatanaya Matreyi nicht nach Indien zurückgekehrt, daß die „Ville de Bordeaux", jener Kauffahrteikreuzer, den der Priester zur Heimfahrt benutzt hatte, überhaupt Indien nicht erreicht habe, sondern wahrscheinlich an der Küste von Ceylon gescheitert sei, stöhnte Dupleix tief und schmerzlich auf.

„Das Glück meines geliebten Indiens ist endgiltig verloren!" rief er, und fast glaubte Leon die Stimme des großen Priesters von Seringham wieder zu vernehmen. „Wenn die Augen Wischnu's auf dem Grunde des Oceans ruhen, kann kein Retter dem unglücklichen Lande mehr erstehen. Ich sehe es von Parteien zerfleischt, eine Beute habgieriger Fremder, der alten Kultur beraubt — jetzt erst ist Alles, Alles verloren!"

* * *

Zwei Jahre waren seit jenem Tage verrauscht, an dem Leon von Madeleine im Schloßpark von Meudon schied, und wieder war es Frühling geworden, Frühling auf den Fluren, Frühling in den Herzen.

Das alte Schloß Chadreux hat sich gerüstet, seine Herrin zu empfangen. Laubguirlanden winden sich von Erker zu Erker, und Sidi hat es sich nicht nehmen lassen,

die äußerste Thurmspitze zu erklimmen, um dort eine mächtige Flagge zu befestigen. Sidi ist ein großer Mann, ein gesetzter Mann geworden, seit ihn sein Herr zum Schloßkastellan gemacht hat, er ist wohlangesehen bei Alt und Jung. Heute verklärt höchste Freude seine dunklen Augen, er weiß, das Glück seines Herrn hält heute Einzug in das Schloß.

Unten auf dem Hofe ist unter des alten Servais' Leitung über Nacht wie durch Zauber ein frischer Maienwald gesprossen, und aus dem grünen Rasenparterre vor der breiten Freitreppe hebt sich der zierlich verschlungene Namenszug des jungen Paares in weißen und blauen Blüthen, den Farben des Schloßherrn, ab. Selbst Louison, die aus Paris gekommen ist, um Leon und die geliebte Schwägerin daheim zu empfangen, ist ganz überrascht, als sie am Arm ihres Gatten all' die Herrlichkeiten überschaut, und klatscht fröhlich in die Hände.

„O, wie wird sich Madeleine freuen, wenn sie dies Meer von Grün und Blüthen sieht, meine süße, liebe Madeleine!"

„Du, Du!" droht Marcel lächelnd mit dem Finger, „hüte Dich, daß ich nicht eifersüchtig werde. Du hättest auch lieber sagen sollen: unsere kluge und unsere gute Madeleine," setzte er ernster hinzu. „Wie recht hat sie gehandelt, als sie vor zwei Jahren ihre Kindesliebe und ihre Kindespflicht obenan stellte. Der letzte dankbare Blick aus den Augen des sterbenden Vaters wird ihr den Segen des Himmels eintragen." —

Vor dem Dorf donnern die Böller.

„Sie kommen, sie kommen!“ jubelt es unten auf dem Schloßhofe.

„Sie kommen!“ flüstert Louison oben auf dem Altan und hebt ihren kleinen, blondlockigen Buben empor, damit auch er den Kommenden einen Willkommensgruß zuwinken kann. Und schon jagt der prächtige Viererzug vor die Freitreppe, und Louison eilt die Stufen herab und schließt Madeleine in die Arme: „Willkommen, willkommen!“

Es ist Abend. Der geräuschvolle Empfang ist vorüber, das junge Paar ist allein. Sie lehnen am Fenster und schauen in die duftige Maiennacht hinaus und die Sterne leuchten ihrem Glück.

„Mein Lieb, mein Weib!“ flüsterte Leon leise und zog sie innig an sich. „Denkst Du noch des Tages, als Du zuerst nach unserem Hotel in Paris kamst, als Du liebes, kleines eigenmächtiges Kind dem armen Ritter aus dem Klostergarten Deine Juwelen und Perlen darbringen wolltest?“

Madeleine lächelte. „Ob ich daran denke, mein Leon? So gewiß denke ich an jenen Tag, wie ich Dich damals schon liebte, ohne freilich es mir selbst zu gestehen.“

Mit einem langen Kuß schloß Leon ihr die Lippen. „Heute muß ich Dir Juwelen darbringen, mein Lieb,“ sagte er dann und schritt zu seinem Arbeitstisch, um demselben ein kleines, zierliches Kästchen von eigenartiger Arbeit zu entnehmen. „Chatanaya Matreyi, der große Wischnupriester von Seringham, von dem ich Dir oft erzählte, war in einer Zeit, als ich selbst mit der Verzweiflung rang, der Einzige, der meinem Stern vertraute. Damals übergab er mir dies unvergleichliche Perlenhalsband für

die Frau, die ich liebe," — Leon legte das wunderbare Collier sanft um den weißen Hals seiner Gattin — „und er sagte mir dabei: ‚Perlen sollen Thränen bedeuten, aber, Freund, vergiß nicht, daß es auch Freudenthränen gibt.‘ Heute weiß ich, was er damit meinte. Mein Glück, mein Stern, mein Weib — Du mein Alles auf der ganzen Welt!"

* * *

In dem „Jewel House" des Tower, dem weltbekannten Aufbewahrungsort der englischen Kronjuwelen, befinden sich zwei fast gleiche Diamanten von leichter bläulicher Färbung. Die herrlichen Edelsteine stehen zwar dem Kohinur, der aus dem Besitz des Radschah von Lahore in den britischen Schatz gelangte, an Größe weit nach, sie haben heute, nachdem sie von der Amsterdamer Firma Coster umgeschliffen wurden, nur noch ein Gewicht von einigen dreißig Karat. Ihre wunderbare Ebenmäßigkeit, die Reinheit ihres Glanzes weist ihnen aber dennoch einen hervorragenden Platz unter den berühmtesten Edelsteinen der Erde an.

Eine eigenthümliche Geschichte schlingt sich phantastisch um diese Edelsteine. Im Jahre 1757 fand ein armer Fischer auf Ceylon im Gebüsch des Meeresufers in der Nähe von Colombo die völlig vermoderten Reste eines indischen Priestergewandes, sie schienen von der Brandung als letzte Kunde irgend eines schreckensvollen Schiffbruchs an's Land gespült und hatten wahrscheinlich schon Monate, vielleicht Jahre lang in den struppigen Mangowurzeln gehangen. In den losen Fetzen aber waren zwei wunderbar

schöne Diamanten eingenäht, die den glücklichen Finder mit einem Schlage zum reichen Mann machten. Durch Vermittelung eines portugiesischen Händlers kaufte sie alsdann Sir Robert Clive für einen verhältnißmäßig geringen Preis; zwei Monate darauf schlug er den leidenschaftlichen Feind Englands, Suradscha-Daula, den Nabob von Bengalen, in der glänzenden Schlacht von Plassy, die seinen unsterblichen Ruhm und zugleich das Uebergewicht Englands in Indien ein- für allemal begründete. Aus dem Besitz Lord Clive's gelangten aber jene Edelsteine drei Jahre später in den englischen Schatz, unter die Kronjuwelen des stolzen Weltreiches, dessen Herrscherin sich heute die Kaiserin Indiens nennt.

Ob die Diamanten Lord Clive's, des Siegers von Plassy, eins sind mit den strahlenden Augen des Wischnu von Seringham?

Welcher Sterbliche vermag es zu behaupten oder zu verneinen?

Ende.

Der zerbrochene Schild.

Novelle

von

F. Meister.

1. (Nachdruck verboten.)

Das Rittergut Krewzow liegt in dem schönsten und waldigsten Theile Oberschlesiens. Das Herrenhaus, von den Einwohnern des zu der Herrschaft gehörigen gleichnamigen Dorfes „das Schloß" genannt, ist weder durch seine Bauart, noch durch seine Größe besonders hervorragend; es stammt noch aus der vorpreußischen Zeit und ist eines jener mehr langgestreckten, als hohen herrschaftlichen Bauwerke, die eine ganz bestimmte Periode des vergangenen Jahrhunderts kennzeichnen. Der Park von Krewzow hatte von jeher in der ganzen Gegend den Ruf, die gärtnerisch schönsten Anlagen zu besitzen; denn was auch die Herren v. Krewzow im Laufe der Generationen durch ihre noblen Passionen verschwendet haben mochten, den alten Stammsitz hatte keiner von ihnen vernachlässigt, und so prangte derselbe auch in dem Sommer, in welchem unsere Geschichte beginnt, in seiner ganzen reichen und vornehmen Schönheit.

Ein tiefgrüner, sammetartiger Rasenteppich breitete sich

weit um die hinter dem Schloß gelegene flache Terrasse her und verlief in der Ferne in den schattigen Waldpartien des prächtigen Parkes. Die blitzenden Fenster des Herrenhauses waren weit geöffnet, und die weißen, feinen Gardinen innerhalb derselben wehten leicht gebläht in dem leisen Winde. Träumerisches Bienengesumm und köstlicher Blüthenduft erfüllten die Luft, still und sonnenhell lag der Sommernachmittag über den Baumwipfeln, auf den Rasenflächen und auf den in brennenden Farben erglühenden Blumenbeeten. Dem Blick aus dem offenen Fenster begegnete nichts als grüne Pracht und bunter, üppigster Blüthenflor. Die Baumgruppen des Parkes begannen mit den hier und da auf dem Rasen vertheilten graziösen Zierbäumen und verdichteten sich im Hintergrunde zu der grünen Blätternacht, aus welcher die rauschenden Kronen der uralten Eichen, die gleichsam bis zu ihren knorrigen Knieen im Unterholz und Farrendickicht standen, jeden Sonnenstrahl fernhielten.

Ein stiller Sommernachmittag an solch' einem Orte ist unbeschreiblich schön.

In dem großen Wohnzimmer des Herrenhauses saßen an einem der offenen, bis auf den getäfelten Fußboden reichenden Fenster, aus denen man unmittelbar auf die davor liegende Blumenterrasse hinaustreten konnte, die Bewohner desselben, die Familie v. Krewzow, bestehend aus der Mutter, einer schönen, stattlichen Dame von etwa vierzig Jahren, einem zwanzigjährigen Sohne und einer achtzehnjährigen Tochter, Alle in tiefe Trauer gekleidet. Die beiden jüngsten Kinder, zwei kleine Mädchen, befanden

sich in der Obhut der Erzieherin. Die Stille, welche rings in der Natur herrschte, waltete auch im Hause und besonders in diesem behaglich ausgestatteten Gemach, denn der Vater und Hausherr war erst vor kaum vierzehn Tagen auf dem Kirchhofe von Krewzow zur letzten Ruhe bestattet worden, und Frau v. Krewzow, die am Todestage des Gatten gänzlich erschöpft zusammengebrochen war, halte heute zum ersten Male ihre alten Lebensgewohnheiten und d'e Pflichten des Haushaltes wieder aufgenommen. Sie saß mit einem Wirthschaftsbuche in der Hand in ihrem hochlehnigen, wappengeschmückten Sessel; das Buch aber war nur ein Vorwand, denn ihre Gedanken schweiften in ganz anderen Regionen, als in denen der Kuh- und Pferdeställe, der Wirthschaftsräume und der Küche. Ihre Augen hafteten auf den Wipfeln der fernen Eichen, ohne dieselben jedoch wahrzunehmen. In der Stille dieses Sommernachmittags wanderten sie zurück über ihr ganzes vergangenes Leben.

Auf dem Antlitz der Wittwe aber bemerkte man nichts von jenem Ausdruck hoffnungsloser und hilfloser Niedergeschlagenheit, der sonst den meisten jener Frauen eigen zu sein pflegt, die sich plötzlich der rauhen, äußeren Welt persönlich und Auge in Auge gegenüber sehen, nachdem ihr Beschützer, Schirmer und Ernährer sie verlassen. Frau v. Krewzow war sich nur eines Gefühls tiefer Erschöpfung bewußt, einer Erschöpfung, wie man sie nach lange andauernden, aufreibenden inneren Kämpfen und Leiden empfindet. Wußte doch Niemand, was sie während des langen letzten Krankenlagers ihres Mannes zu ertragen gehabt hatte.

Der Verstorbene war weder ein guter Mensch, noch ein

guter Gatte gewesen. Schon in den ersten Jahren des ehelichen Lebens hatte er seine Gemahlin vernachlässigt, später sogar schlecht behandelt. Sie aber trug und duldete wie eine Heldin. Nachdem sie sich darüber klar geworden war, daß sie um ihrer Kinder und auch um ihrer selbst willen dem Hause nicht den Rücken kehren durfte, war sie ohne Klage auf ihrem Posten geblieben; sie hütete die heranwachsenden Kinder vor jeder Berührung mit den schlimmen Seiten des Vaters, und zwang zugleich den Gatten durch ihre Frauenwürde wenigstens innerhalb der Häuslichkeit in die Schranken guter Sitte.

Die Freunde und Bekannten des Edelmannes, zum größten Theil selber Leute von jenen leichtfertigen Grundsätzen, wie man sie unter dem slavischen Grenzadel jener Gegend so häufig antrifft, fanden in dem ausschweifenden Leben Krewzow's nichts besonders Tadelnswerthes; er müsse sich, wie sie Alle, die Hörner ablaufen, meinten sie, und bei dem Einen dauere dies länger, als bei dem Anderen. Wenn er es dann einmal in einer der benachbarten größeren Städte gar zu arg getrieben, so daß alle Welt mißbilligend und entrüstet den Kopf schüttelte und die Familie des tollen Menschen bedauerte, dann zuckten die Freunde lediglich die Achseln und tadelten ganz offen die Frau, die über ihren Mann so wenig Gewalt habe und ihn so allein umherschweifen lasse; wenn sie ihn auf solchen Ausflügen begleiten würde, dann könnten dergleichen Aergernisse nicht vorkommen.

Die Liebe eines edlen Weibes vermag unendlich viel zu erdulden, aber selten nur erträgt sie auf die Dauer

jene schnöde Mißachtung und Verhöhnung, welche einer derartigen systematisch fortgesetzten Lebensweise zu Grunde liegt. Die Aufführung Krewzow's hatte seine Frau endlich mit einem unüberwindlichen Abscheu vor seiner Persönlichkeit erfüllt; er wurde sich dessen mit der Zeit bewußt und fühlte sich dadurch auf das Tiefste beleidigt. Das Erstere war so natürlich, wie das Letztere.

Dann kam die Krankheit, während welcher des Mannes bösartiger Charakter seinem Weibe gegenüber rückhaltslos jede Fessel abwarf. Trotzdem aber ließ er sie nicht eine Minute von seiner Seite; er quälte sie unaufhörlich mit den verkehrtesten Anforderungen, mit den unvernünftigsten Launen, mit den schlimmsten Reden. Und auf diese Weise beraubte er sie auch noch des besänftigenden, versöhnenden Eindrucks, den eine lange letzte Krankheit so häufig hervorzurufen und zu hinterlassen pflegt. Er wollte sie durchaus die schrecklichen Stunden nicht vergessen lassen, die er durch sein Krankenlager über sie gebracht, und tückisch und rachsüchtig bis zum letzten Augenblicke setzte er den Kampf gegen ihre duldende und ergebene Langmuth bis an den Rand des Grabes fort. Ihre Kraft war dadurch so vernichtet worden, daß sie, als der Tod ihres Peinigers die Nothwendigkeit des Widerstandes endlich hinweggeräumt hatte, wie leblos zusammengebrochen war, und dann Tage lang halb träumend, halb empfindlos, aber in einem Zustande tiefer, friedevoller Ruhe gelegen hatte. Von Schmerz um den Dahingegangenen konnte nicht die Rede sein, dennoch aber regte sich in ihrem Herzen eine Empfindung, die dem Ernst des Ereignisses vollständig entsprach.

Sie war auch traurig, nicht über den Verlust, sondern über den Verstorbenen; sie war tief traurig bei dem Gedanken, daß derselbe bis an sein Ende ein so werthloser Mensch geblieben war; zugleich aber regten sich in ihr auch Zweifel und Selbstvorwürfe, und sie fragte sich ernstlich, ob sie selbst ihm gegenüber stets ihre Pflicht erfüllt habe, ob sie auch Alles gethan, was sie zu seiner Erhebung und Besserung hätte thun können. Diese trübe Stimmung aber wurde getragen und gleichsam auflösend durchsetzt von einem großen lebendigen Gefühl der Befreiung, einem Gefühl, welches ihr ganzes Wesen erfrischte, welches sie zu unterdrücken versuchte, das aber dennoch nicht wich und seinen wohlthuenden Einfluß immer mächtiger zur Geltung brachte.

Die Tage ihrer Kämpfe, ihres Kummers, ihrer Schmach waren vorüber. Jetzt hielt sie das Leben ihrer Kinder und auch das ihre in ihren eigenen Händen, um es nach ihrem Belieben schön und ersprießlich zu gestalten. Und diese Gedanken waren es, welche sie süß und träumerisch durchflutheten, als sie durch das offene Fenster in den sonnenhellen Park hinausschaute.

In einem Moment der richtigen Erkenntniß halte der Verstorbene seine Gemahlin zur vorläufigen Erbin und Verwalterin der Hinterlassenschaft eingesetzt und zu ihrem Beistand und zum Vormund der Kinder den alten Rechtsanwalt der Familie ernannt, der die Wittwe bereits als kleines Kind gekannt hatte. In seinen treuen Händen wußte sie ihre Angelegenheiten wohl aufgehoben. Mit des Sohnes Volljährigkeit sollte die Hälfte des Besitzes an

diesen übergehen, die andere Hälfte fiel nach dem Ableben der Mutter den Töchtern zu.

Es war ein Gefühl stiller Zufriedenheit, das sich in ihr Herz schlich, als sie in ihrer schwarzen, mit spitzer Schnebbe tief in die Stirn hinabreichenden Wittwenhaube dort vor dem Fenster saß, in welches der laue Wind die Düfte von den Blumenbeeten hereintrug; ihr Antlitz aber blieb ernst und unbewegt. Die feierliche Ruhe ihres Innern hatte ihr gestattet, die zahlreichen Kondolenzen in geziemender Weise entgegenzunehmen.

„Frau v. Krewzow denkt und handelt und sieht aus, wie eine Dame in ihrer Lage denken und handeln und aussehen muß," hatte der Justizrath Pilgrim, ihr treuer Rechtsbeistand, bei Gelegenheit zu den Besuchern gesagt. „Wie die Umstände liegen, kann man doch schwerlich erwarten, sie vor Schmerz ganz zu Boden gedrückt und zerknirscht zu sehen."

Im Allgemeinen aber erwarteten die Leute dennoch, die Wittwe untröstlich zu finden, denn auf eine solche Verfassung sind ja die landläufigen Trostesphrasen auch allenthalben, bei Hoch und Niedrig, zugeschnitten. Sie sagten ihr, daß ihr Verlust allerdings überaus schwer und unersetzlich wäre, daß sie sich aber andererseits dem tröstenden Gedanken nicht verschließen dürfe, daß der Selige nun doch endlich des ungetrübtesten Glückes genieße. Man beschwor sie, doch ja nicht zu vergessen, daß solche Trennung nicht auf ewig sei, und man stellte ihr eine Wiedervereinigung mit dem Vorangegangenen in so sichere Aussicht, daß die arme Frau sich eines unwillkürlichen Schauders nicht er-

wehren konnte. Einige Wenige aber besaßen auch so viel klares Urtheil und Verstand, um unverhohlen auszusprechen, daß der Tod des Herrn v. Krewzow eigentlich ein rechter Segen und ein wahres Glück für alle seine Hinterbliebenen sei. —

Während die Mutter ganz in sich versunken hinausstarrte in die sonnige Pracht ihres schönen Besitzes und sich dem Vorgenusse eines neuen und glücklichen Lebens mit offener Seele hingab, hatten Friedrich und Valeska, der Sohn und die Tochter, sich erhoben und waren geräuschlos auf die Terrasse hinaus und in den Park hinab gegangen. Die Geschwister hingen mit zärtlicher Liebe aneinander und waren unzertrennliche Gefährten, so oft Friedrich, der als Fähnrich bei einem Kavallerieregiment in der Provinzialhauptstadt stand, einen Besuch in der Heimath ermöglichen konnte. Auch jetzt hatte die Freude, den Bruder einige Wochen lang bei sich zu haben, gar bald die Thränen getrocknet, die Valeska um des Vaters Tod vergossen. Arm in Arm schlenderten sie langsam durch die Blumenbeete und dann über den weichen Rasenteppich dem Parkgehölz zu. Der junge Mann war von schlankem, hochaufgeschossenem Wuchs, nicht so breitschulterig und muskulös, wie sein Vater dies wohl gewünscht hätte; der Jagdrock, welchen er zu Hause zu tragen pflegte, stand ihm besser, als die Uniform. Seine Schwester, ebenfalls schlank und geschmeidig, eine reizende Mädchengestalt, war voller entwickelt, als er, trotzdem sie zwei Jahre weniger zählte.

Vor einem niederen exotischen Gesträuch Halt machend, gewährte das Geschwisterpaar einen Anblick, der das Auge

der Mutter, welche die Kinder vom Schlosse her beobachtete, mit einer Thräne des Glückes füllte.

Aber auch die Aufmerksamkeit noch zweier anderer Personen, die sich soeben in einem Wagen dem Schlosse näherten, wurde durch die freundliche Gruppe erregt. Der Fahrweg, von hohen alten Linden beschattet, zog sich, von der Landstraße abzweigend, eine Strecke neben dem Gatter entlang und führte dann, an der Front des Schlosses vorüber, nach den abseits gelegenen Wirthschaftsgebäuden des Rittergutes. Die Parkseite des Gebäudes hatte, die Fensterausgänge abgerechnet, keine Pforte. Der breite Hauseingang befand sich an der hier zu einem kreisförmigen Platze erweiterten Fahrstraße.

Die beiden Personen im Wagen waren eine Dame in Trauer und ein modisch gekleideter Herr. Die Geschwister hielten das bescheidene Miethsfuhrwerk gar nicht der Beachtung werth, desto eifriger aber wurden sie selber von den Insassen desselben beobachtet. Die Dame, eine kleine, bleiche Frau von fünfundvierzig oder fünfzig Jahren, trug unter ihrem Kreppput die schwarze Schnebbenhaube der adeligen Wittwen. Sie hatte rothgeweinte Augen und machte im Ganzen einen sehr thränenseligen Eindruck.

„Ach, sieh doch nur, Albert!“ rief sie, indem sie sich über den niederen Wagenschlag hinauslehnte und mit der schwarz behandschuhten Hand auf die Geschwister wies, die jetzt, eins an das andere geschmiegt, ihren Weg über den sonnigen Rasen fortsetzten. „Ach, Albert, Albert, das sind die Kinder! Ganz gewiß, das sind die Kinder!“ Sie sank auf den Sitz zurück und fuhr in thränenvoller Auf-

regung fort: „Bester Albert, wir können's nicht thun! Wir dürfen's nicht thun! Ich wenigstens kann's nicht!"

„Sei doch nicht närrisch, Tante!" entgegnete der Begleiter der kleinen Dame mit rauher Heftigkeit. „Wer verlangt denn, daß Du was thun sollst? Du hast einfach ganz still zu sein und die Papiere bereit zu halten. Das Uebrige ist meine Sache."

Der Sprecher mochte ungefähr dreißig Jahre alt sein und war, wenn man von einem scharf ausgeprägten Zuge rückhaltsloser Brutalität in seinem Gesichte absah, keineswegs ein unschöner Mann. Auch er trug schwarze Handschuhe und einen Trauerflor um den Hut. Als der Wagen in der Nähe des Schloßeinganges hielt, zog er den dichten Schleier der Dame vor deren thränennasses Gesicht, dann hob er sie aus dem Fuhrwerk und drückte ihren Arm fest unter den seinigen, da sie sich vor Erregung kaum auf den Füßen zu erhalten vermochte. Zugleich aber gab er ihr eine kleine Dokumententasche, welche er bisher getragen hatte, in die Hand.

Die kleine Frau zitterte heftig, anscheinend vor Furcht.

„Albert," flehte sie weinend, „bester Albert, zwinge mich nicht dazu! Sieh, ich bitte Dich, so sehr ich kann!"

Der Angeredete gab ihrem Arm einen unwilligen Ruck und rief ihr leise, aber zornig zu: „Wenn Du nicht auf der Stelle Vernunft annimmst, dann lasse ich Dich hier stehen und fahre zurück! Wie würde Dir das gefallen, he? Du bist wahrhaftig närrisch, Tante! Liegt Dir denn so wenig an Deinem guten Recht?"

Die Frau sah zu ihm empor, Augen und Nasenspitze

von Thränen geröthet; sie vermochte aber vor Schluchzen kein Wort hervorzubringen.

Der Diener, welcher an dem Pfosten der rundbogigen und von dem Familienwappen überragten Thür lehnte, schaute den Herankommenden verwundert entgegen; denn wenn er auch von dem Zwiegespräch derselben nichts hatte vernehmen können, so war ihm doch nicht entgangen, daß die Beiden mit einander nicht einig waren, und daß die Dame ihrem Begleiter nur widerwillig zum Schlosse folgte. Er legte langsam seine Hand auf die Thürklinke und sagte, als die Ankömmlinge vor ihm standen, nachlässig und abweisend: „Herrschaft ist nicht zu sprechen. Niemand zu Hause."

Der Fremde aber schob den jungen Menschen mit kräftigem Arm zur Seite, drückte die Thür auf und trat ohne Weiteres mit seiner Begleiterin in die weite Vorhalle. Als der Diener ihm hier halb zornig, halb bestürzt den Weg zu verlegen suchte, sagte er barsch: „Für diese Dame hier ist die Frau v. Krewzow zu Hause, verlaß Dich d'rauf. Und nun lauf' und melde ihr, daß wir sie sprechen wollen, unsere Namen werden wir ihr persönlich mittheilen ... daß wir sie sprechen *müssen*, verstanden? Und zwar in einer Angelegenheit, die Deinen verstorbenen Herrn betrifft."

„Bester Albert!" unterbrach ihn die kleine Frau mit flehender Stimme.

„Die den verstorbenen Herrn v. Krewzow betrifft," wiederholte er. „Und nun tummle Dich und laß uns nicht warten, sonst — Nun, wird's bald?"

„Aber, Albert, ich bitte Dich! — Lieber Freund, nicht wahr, Sie werden so gut sein, uns bei Ihrer gnädigen Frau anzumelden; wir wollen hier so lange warten."

„Sie können hier nicht bleiben; ich darf Niemand hier in der Vorhalle allein lassen," antwortete der Diener.

„So führe uns in eines der Zimmer."

„Das darf ich nicht. Die gnädige Frau nimmt jetzt keine Besuche an."

Peter war ein ganz junger Diener und noch ein Neuling auf seinem Posten; er schaute bald den rücksichtslosen Fremden und bald die weinende Dame an und gerieth mit jedem Augenblick in größere Verwirrung. Die Scene drohte sich zu einem heftigen Auftritt zu entwickeln, als eine überaus würdevolle Persönlichkeit auf dem Schauplatze erschien, ein imposanter alter Herr, barhäuptig, mit silberweißem Haar, in weißer Halsbinde und schwarzem Anzuge, den der Fremde im ersten Moment für einen vielleicht im Schlosse auf Besuch weilenden Geistlichen hielt. Es war der alte Hölzermann, der Kammerdiener des verstorbenen Herrn und der Haushofmeister der Familie. Derselbe ließ sich den Wunsch des plötzlich sehr höflich gewordenen Fremden wiederholen, antwortete durch ein leichtes Kopfnicken, wies stumm und mit majestätischer Handbewegung auf die halb offene Thür eines kleinen Zimmers und drückte dieselbe hinter den Eingetretenen in's Schloß.

Der Blick und die Geberde des Haushofmeisters waren so voll erhabenen Ernstes gewesen, daß die kleine Dame jetzt noch ärger zitterte, als zuvor. Als sie die Thür hinter sich schließen hörte, fuhr sie schreckhaft zusammen.

„Hat er uns hier eingesperrt, Albert?“ fragte sie leise und angstvoll. „Mein Gott, was fangen wir nun an?“

„Halte den Mund, Tante; kümmere Dich nur um Deine Papiere und sei nicht so furchtsam. Denke doch, wenn Du erst hier die Herrschaft führen wirst. Was Du dann Alles für Deine Verwandten thun kannst! Wetter noch einmal! Das Ding ist wohl einen Kampf und ein paar Thränen werth ... Sieh hier, Tantchen; sind das nicht die Bilder von den Beiden, die wir draußen im Park gesehen haben?“

Die kleine Frau wendete sich mit einem Ausrufe des Interesses um und trat an das alterthümliche, mit gelber Seide überzogene Sopha, über welchem ein paar kleine Photographien hingen. Als sie dieselben betrachtete, begannen die Thränen ihr von Neuem über die Wangen zu laufen.

„Ach, Albert, und ich habe niemals Kinder gehabt!“ sagte sie leise und klagend.

„Um so mehr hast Du allen Grund, auf die Frau einen gesunden Groll zu werfen. Sie hat Alles, was ihr Herz begehrt: Schloß und Park und Geld, Ansehen und Ruf und die Kinder obendrein. Ich an Deiner Stelle würde gerade aus diesem Umstande alle nöthige Kraft und Energie schöpfen.“

„Ach, Albert, wie wenig verstehst Du davon,“ entgegnete die kleine Frau, indem sie, das Schnupftuch in den gefalteten Händen und den Kopf ein wenig auf die linke Schulter geneigt, im Anschauen versunken vor den Bildern stand.

Da öffnete sich die Thür, und still und vornehm trat die Wittwe des Schloßherrn in das Gemach.

2.

„Eine Dame und ein Herr?“ hatte Frau v. Krewzow, aus ihren Träumereien in die Wirklichkeit zurückkehrend, gefragt. „Wer sind die Leute und was wollen sie von mir? Haben Sie ihnen denn nicht mitgetheilt, Hölzermann, daß ich gegenwärtig Niemand empfange?“

„Die Dame und der Herr wollen ihre Namen der gnädigen Frau nur persönlich mittheilen; sie lassen sich nicht abweisen und behaupten, daß die gnädige Frau die dringendste Ursache habe, sie vorzulassen. Die Angelegenheit beträfe meinen Herrn ...“

„Herrn v. Krewzow?“

„Meinen seligen Herrn,“ sagte Hölzermann ernst. „Die gnädige Frau wolle meinen gehorsamsten Rath befolgen und die Fremden anhören. Mein seliger Herr hat mit mancherlei Angelegenheiten zu thun gehabt, die am besten innerhalb der Familie erledigt würden. Herr Friedrich aber ist noch so jung — halten zu Gnaden, gnädige Frau.“

Ein leichter Schatten des Unwillens legte sich auf Frau v. Krewzow's Antlitz, der aber ebenso schnell verschwand, wie er gekommen.

„Ich will die Leute sogleich sehen,“ sagte sie.

Als der alte Diener hinausgegangen war, blieb sie regungslos in ihrem Sessel sitzen. Ihr war, als fürchte sie sich, aufzustehen. An ihrem soeben noch so friedevollen

Horizont schien plötzlich eine dunkle Wolke emporzuwachsen. Aber was konnte ihr denn drohen? Sie hatte nichts zu fürchten, ihre Gedanken nahmen auch keine bestimmte Form an, und doch hatte sie die Empfindung, daß ein neues, unbekanntes Unglück gegen sie im Anzuge war. Sie hatte geglaubt, daß die Zeit ihrer Kämpfe und Leiden nun zu Ende wäre, jetzt aber fühlte sie instinktiv und mit einer Bitterkeit, die sich nicht in Worte fassen läßt, daß diese glückliche Zuversicht ein Irrthum gewesen war.

Sie stand wieder vor etwas Neuem, vor einer noch unbekannten Prüfung, die der Verstorbene ihr zu tragen hinterlassen. Langsam, als verursache die Bewegung ihr körperliche Schmerzen, erhob sie sich endlich aus dem Sessel; sie legte das Wirthschaftsbuch sorgfältig an seinen Ort und ging dann, ohne zu wissen warum, zum Fenster und blickte hinaus auf ihre beiden ältesten Kinder.

Die Geschwister saßen auf einem Rasenhügel und unterhielten sich in fröhlicher Heiterkeit; Valeska redete, lebhaft vorgebeugt, eifrig auf ihren Bruder ein, und Friedrich streckte in lachender Abwehr seine Hände gegen sie aus. Die Mutter starrte einige Augenblicke regungslos auf das liebliche Bild, dann wendete sie sich um und ging, die Angekommenen aufzusuchen. Würdevoll, mit ruhigem Antlitz erschien sie vor den Fremden. Sie hatte keine Ahnung von dem, was dieselben hierher geführt, aber sie fühlte, daß sie ihr Weh und Leid brachten. Sie war ganz bleich, aber in den Zügen ihres schönen Gesichtes, wie in der Haltung ihrer hohen, edlen Gestalt lag der Ausdruck der Entschlossenheit eines erprobten Kämpfers.

Die fremde kleine Frau wendete sich bei ihrem Eintritt erschrocken von den Bildern ab und suchte sich gewaltsam zusammenzuraffen, um der Dame des Hauses mit möglichster Fassung entgegenzutreten. Der schwächliche Versuch aber mißglückte gänzlich, und so schaute sie bebend und flehenden Blickes zu Frau v. Krewzow empor, die bei dieser Wahrnehmung all' ihre Ruhe wiedergewann. Es konnte sich hier schwerlich um etwas sehr Tragisches handeln, sagte sie sich. Es flog sogar wie ein Lächeln über ihr bleiches Antlitz.

„Sie wünschten mich zu sprechen," sagte sie mit ernster Höflichkeit. „Ich kann in meiner gegenwärtigen Lage nur Besuche aus den engsten Bekanntenkreisen empfangen; ich höre aber, daß Sie in Geschäftsangelegenheiten kommen, die —"

„Ja, und zwar in sehr wichtigen Geschäftsangelegenheiten," unterbrach sie der Mann, dem Frau v. Krewzow bisher gar keine Beachtung geschenkt hatte. Jetzt wendete sie ihm langsam ihr Gesicht zu, und der ruhige, vornehme Blick, mit welchem sie ihn maß, um sich ein Urtheil über ihn zu bilden, erfüllte ihn innerlich mit Wuth. Er erkannte aus diesem Blick, daß sie ihn für einen tief unter ihrer Sphäre stehenden Menschen erachtete, und da er ihr knirschend Recht geben mußte, so gelobte er sich, das ihm Fehlende durch Anmaßung und rohe Rücksichtslosigkeit zu ersetzen. Als Frau v. Krewzow sodann mit eigener Hand der kleinen, ihr noch immer fremden Frau einen Stuhl zurecht schob und erst, nachdem diese sich niedergelassen hatte, selber Platz nahm, da empfand er dunkel, daß er demnächst beide

Frauen gegen sich haben würde. Die Tante saß da wie ein leibhaftiges Abbild des Schuldbewußtseins und der thränenvollen Reue, mit gerötheten Augen, gerötheter Nase und ganz durchnäßtem Taschentuch, von Zeit zu Zeit einen schüchternen, um Gnade flehenden Blick zu der stattlichen Schloßherrin emporhebend.

„Darf ich fragen, welcher Art die Angelegenheit ist, die Sie zu mir führt?“ begann die Wittwe von Neuem. „Ich brauche Sie wohl nicht darauf aufmerksam zu machen, daß ich alle Geschäfte, die nicht mein persönliches Eingreifen erheischen, meinem Rechtsbeistand, dem Justizrath Pilgrim, zu überweisen pflege.“

„Meinetwegen,“ entgegnete der Mann; „ich werde nicht das Geringste dagegen einwenden, wenn Sie die Sache dem Justizrath überweisen; im Gegentheil, das ist gerade der rechte Mann dazu. Wir wollen weiter nichts als unser Recht, und zwar sobald als möglich. Meine Tante dachte nur, daß man vielleicht aus Schonung für Sie, Frau v. Krewzow, die Sache —“

„Albert, ich bitte Dich! Albert!“

„Laß mich ausreden, Tante. Wir hielten es also, wie gesagt, für Menschenpflicht, zuerst mit Ihnen persönlich zu verhandeln, weil es Ihnen hart ankommen könnte, wenn wir sogleich den Weg der Oeffentlichkeit einschlügen. Im Uebrigen aber ist dieser Weg der kürzeste, und uns kann es nur angenehm sein, wenn Sie uns zu Ihrem Justizrath schicken.“

Frau v. Krewzow blickte stumm von dem Sprecher auf die kleine, schluchzende Frau, und von dieser wieder auf

den Sprecher. Die dunkle Wolke stand wieder drohend an ihrem Horizont, und dennoch erschien es ihr unmöglich, daß irgend etwas ernstlich Böses, irgend ein wirkliches Unglück durch diese kleine, unbedeutende Persönlichkeit, die hier an ihrer Seite so unterdrückt schluchzte, oder durch jenen ungehobelten, unfeinen Mann über sie kommen könnte. Die Frau hatte nicht die geringsten bösen Absichten gegen sie, das sah sie genau; und der Mann, welche Macht sollte dem gegeben sein? Jedenfalls handelte es sich um Geld, um eine alte Schuld, um eine alte, mehr oder weniger schmachvolle Verpflichtung, die aber doch wohl zu beseitigen sein würde.

„Fahren Sie fort, wenn ich bitten darf," sagte sie, mit einem Schimmer von Ermüdung in der Stimme; „ich bin bereit, Sie zu hören."

Aber als der Mann seine Sache weiter vorbrachte, schwand jegliche Abspannung aus ihrem Gesicht. Dieser fremde, schlecht erzogene, anmaßende, höhnische Mensch stand vor ihr wie die dunkle, schreckliche, unerbittliche Macht des Schicksals. Nach dem ersten instinktiven Aufflammen des heißen, abwehrenden Zornes, in dessen Lichte ihr das, was sie anhören mußte, als die schändlichste Lüge erschien, senkte sich schwer, wie todeskaltes Blei, die Ueberzeugung in ihre erstarrende Seele, daß Alles Wahrheit, fürchterliche, unanfechtbare Wahrheit sei. Und dennoch verlor ihr Antlitz nicht seinen Ausdruck kalter, unerschütterlicher Entschlossenheit; sie hörte den Redenden ruhig bis zu Ende an, sie hörte ihn die mitgebrachten Dokumente vorlesen, sie sah, wie er die Schriftstücke in die lederne Tasche zurück-

legte, sie sah, wie die kleine, ganz in sich zusammengesunkene Frau diese Dokumententasche mit ihren Thränen überschwemmte, und dann erhob sie sich in kaltem Stolze zur Entgegnung. Sie stand vor den beiden Eindringlingen wie die Verkörperung verachtungsvollster Ungläubigkeit; aber diese Festigkeit, die ihrer Stimme den tönenden Klang, ihrer Gestalt die unnahbare Hoheit verlieh, hatte ihre Wurzel in der tiefsten, hoffnungslosesten Verzweiflung.

„Und das ist Alles?" sagte sie. „Ich habe Ihnen gestattet, Ihre Sache bis zu Ende vorzutragen, darf ich Sie nun ersuchen, mir mitzutheilen, zu welchem Zweck Sie hierher gekommen sind und was Sie zu thun gedenken?"

„Zu welchem Zweck wir hierher gekommen sind?" wiederholte der Mann im Tone höhnischer Verwunderung.

„Ja," sagte Frau v. Krewzow, und dann fuhr sie, die Frau anblickend, hastig fort, weil sie fühlte, daß eine Ohnmacht ihre Sinne zu überschatten begann: „Warum kamen Sie hierher? Sie mußten wissen, daß für uns Beide kein Platz unter einem Dache sein kann, wenn das, was ich hörte, wahr ist — wenn es wahr ist. Sie werden es begreiflich finden, daß ich mich zur Anerkennung der Wahrheit Ihrer Geschichte nicht verstehen kann — daß ich Ihre Angaben — mit Verachtung — bestreite!"

Die Stimme versagte ihr, vor ihren Augen ward es Nacht, ein Tosen wie von brausend stürzenden Wassermassen erfüllte ihr Gehirn, und dann verlor sie die Besinnung. Sie schwankte und wäre hart auf den Fußboden gestürzt, wenn der Mann, von einem natürlichen Antrieb geleitet, sie nicht in seinen kräftigen Armen aufgefangen

und auf das Sopha niedergelassen hätte. Die kleine Frau stieß einen durchdringenden Schrei aus, eilte herzu und beugte sich über die Leblose.

„Zieh' die Glocke — schaffe Wasser herbei — hole ihr Kammermädchen!" rief sie in fliegender Hast.

Der Angeredete aber blieb, halb erschrocken und halb trotzig, ruhig auf seinem Platze stehen und sah der Ohnmächtigen in das bleiche Antlitz.

„Nur immer ruhig, Tantchen," sagte er, „das wird bald vorübergehen. Das dauert bei Der nicht lange. Aber siehst Du wohl? Es ist ihr doch näher gegangen, als sie uns zeigen wollte."

„Zieh' die Glocke, sag' ich Dir! Zieh' die Glocke!" wiederholte die Tante heftig.

Peter, der Bediente, hatte das laute Geschrei der fremden Frau und auch das krachende Fallen des schweren Stuhles gehört, den der Mann bei seinem Herzuspringen umgestoßen hatte, und erschien nun mit dem Kammermädchen und dem alten Haushofmeister auf dem Schauplatze. Die Tante, vorher so furchtsam und bebend, übernahm sofort, als ob sich das ganz von selbst verstünde, alle Anordnungen.

„Helfen Sie mir, ihr den Kopf niedriger legen," sagte sie zu dem Mädchen. „Nehmen Sie das Kissen dort fort. So. Und nun Wasser, aber bitte, recht schnell!"

Peter rannte davon und erschien gleich darauf wieder mit dem Gewünschten.

„Und nun bitte ich, uns mit Frau v. Krewzow allein zu lassen. Nur das Mädchen bleibt hier."

Die Männer verließen das Zimmer. Auf der Schwelle wendete sich Albert, der Neffe, noch einmal zurück und sagte mürrisch: „Halte Dich nicht unnütz auf, Tante; Weichherzigkeit ist hier nicht angebracht — vergiß nicht, weßwegen wir gekommen sind.“

Die kleine Frau fuhr empor; aus ihren verweinten Augen leuchtete zornige Entrüstung.

„Hinaus! Auf der Stelle!“ rief sie, zwei Schritte auf den Mann zugehend und mit dem Fuße stampfend. „Du bist der Urheber all' dieses Unglücks! Hinaus!“

Albert Hartmann war so vollständig überrascht, daß er ohne ein Wort der Erwiederung das Gemach verließ. Er hätte es nicht für möglich gehalten, daß seine arme kleine Tante, die von jeher für ein schwachherziges, furchtsames und gedrücktes Geschöpf gegolten hatte, und die auch demgemäß von der Familie behandelt worden war, sich zu solcher Energie emporraffen könnte. Sie hatte lange Jahre fern von ihren Verwandten in einem entlegenen Orte zugebracht, und nur eine ganz außerordentliche Veranlassung hatte sie bewogen, aus ihrer ruhigen und harmlosen Verborgenheit hervorzukommen.

Hartmann fand sich draußen in der weiten Vorhalle allein; es kostete ihn ordentlich Mühe, sich von seinem Erstaunen zu erholen. Er setzte den Hut auf, steckte die Hände in die Taschen seines Ueberziehers und begann, umherschlendernd, die an den Wänden hängenden alten Bilder zu betrachten.

Während er sich auf diese Weise zu unterhalten suchte, kamen Friedrich und Valeska herein. Die Geschwister

musterten den trotz seines eleganten Anzuges nicht besonders fein aussehenden fremden Mann, der mit dem Hute auf dem Kopfe hier im Schlosse herumlief, mit unverhohlenem Erstaunen, welches sich noch erhöhte, als derselbe vor ihnen stehen blieb und sie ebenfalls anstarrte; aber nur einen Augenblick, dann schien er sich der Anforderungen der Schicklichkeit bewußt zu werden, vielleicht war es auch Valeska's frische, junge Schönheit, die ihn bewegte, kurz, er zog den Hut ab und machte dem Fräulein eine leichte, verlegene Verbeugung. Die Geschwister, die soeben aus dem Park kamen und von dem, was sich im Hause zugetragen, nichts wußten, traten bei Seite und führten eine kurze, leise Besprechung, die damit endete, daß Friedrich sich abwendete und dem Hintergrund der Vorhalle zuschritt.

„Nun gut, so frage ich ihn,“ sagte das junge Mädchen, und noch ehe Hartmann ihre Absicht begriffen hatte, war sie dicht vor ihn hingetreten.

„Wünschten Sie unsere Mutter zu sprechen?“ fragte sie mit einem lieblichen Kindeslächeln auf dem rosigen Gesicht, indem sie ihm klar in's Auge schaute. „Dann möchte ich Sie bitten, mit meinem Bruder oder mir vorlieb zu nehmen; die Mutter ist noch nicht wieder ganz wohl, sie war durch unseres Vaters Tod gar zu sehr angegriffen. Ist's vielleicht etwas, das Sie mir sagen könnten?“

Etwas, das er ihr sagen könnte? — Albert Hartmann war keineswegs eine feinfühlige Natur, aber bei diesen Worten des schönen, reinen Mädchens durchrieselte ihn eine

Empfindung, welche wenigstens bewies, daß ihm Menschlichkeit nicht gänzlich fremd war. In plötzlicher, unwillkürlicher, aber tiefer Erregung trat er einige Schritte zurück. Valeska aber, die nicht das Mindeste wußte oder ahnte, suchte auch für dieses seltsame Benehmen des Fremden zunächst noch keine Erklärung, allein ehe sie ihre Frage wiederholen konnte, kam Peter, der Bediente, herbeigelaufen, um ihr mit jenem Eifer, der Leute von seiner Art stets zu erfüllen pflegt, wenn sie üble Botschaften ausrichten können, das Vorgefallene mitzutheilen.

„Ach, mein Gott, gnädiges Fräulein!" rief der junge Mensch, indem er seine großen Hände schallend zusammenschlug. „Die gnädige Frau sind sehr schlecht, sie sind vorhin im blauen Zimmer ohnmächtig geworden und liegen wie todt!"

„Meine Mutter — ohnmächtig?"

Und den Fremden gänzlich vergessend eilte die erschrockene junge Dame nach dem bezeichneten Zimmer.

Hartmann stand wie bezaubert und schaute ihr nach. Er war noch ein junger Mann; der Anblick des schönen Mädchens, die freundliche Höflichkeit desselben gegenüber dem noch unerkannten Feinde, der Schimmer ihres klaren, tiefen Auges und ihre kindlich vertrauende Frage hatten in ihm einen Sturm von Gefühlen wachgerufen, die ihm bisher völlig fremd gewesen waren. Trotz seiner kalten Eigensucht und seines rohen Gemüthes hatte er, wie er jetzt nicht ohne dumpfe Verwunderung wahrnahm, auch ein Herz, welches das Blut heiß durch seine Adern zu jagen verstand.

Aus dieser Versunkenheit weckte ihn Friedrich's Stimme.

„Darf ich fragen, was Sie hierher nach Krewzow geführt hat? Suchen oder erwarten Sie hier Jemand?“ fragte der Fähnrich, nicht ohne einen gewissen hochmüthigen Anflug in seiner Ausdrucksweise.

„Ja,“ antwortete der Andere kurz und rauh.

„O, Sie erwarten also Jemand,“ sagte der Fähnrich, durch diese kurze Abfertigung ein wenig aus der Fassung gebracht, und da er nicht sogleich einen neuen Anknüpfungspunkt fand und sich auch keine Rechenschaft über seinen instinktiven Widerwillen und Argwohn gegen den Fremden zu geben vermochte, überließ er demselben das Feld und zog sich in das am Ende der Vorhalle liegende große Bibliothek- und Jagdzimmer zurück.

Hartmann sah ihm nach, ein höhnisches Lächeln auf dem Gesicht. Der junge Mann war ihm weder ein Gegenstand der Furcht, noch der Theilnahme, sondern lediglich ein Inhaber des Ranges und des Reichthums, den er selber an sich zu reißen hoffte. Aber das Mädchen! Ah! Er athmete tief auf und eine dunkle Röthe schoß ihm in die Wangen. Ein ganz neuer Gedanke war ihm blitzartig durch die Seele gefahren. —

Frau v. Krewzow hatte ihre Ohnmacht bereits überwunden, als Valeska hereingestürzt kam und, die vor dem Sopha stehende kleine, fremde Frau bei Seite schiebend, sich angstvoll über ihre Mutter beugte.

„Was ist geschehen, Marie? Warum hat man mich nicht gerufen?“

Marie, das Kammermädchen, öffnete den Mund zu einer

Erwiederung, in demselben Augenblick aber vernahm Valeska zu ihrem Erstaunen eine ganz fremde Stimme: „Fragen Sie nicht, o fragen Sie nicht! Mein armes, armes, liebes Kind!"

Die Sprecherin war die Fremde, die das junge Mädchen in der Aufregung gar nicht beachtet, ja gar nicht gesehen hatte. Jetzt sah Valeska zwei thränenvolle, ganz verweinte Augen auf sich gerichtet, die sie mit fast flehender Zärtlichkeit und mit innigstem Mitleid anblickten. Noch hatte sie sich von ihrem Erstaunen, in solchem Augenblick eine ganz fremde Person an der Seite ihrer Mutter zu sehen, nicht erholt, als Frau v. Krewzow die Augen aufschlug und die Hand nach ihr ausstreckte. Sie wollte die Hand der Mutter ergreifen und dieselbe mit Küssen bedecken, sah dies Vorhaben aber zu ihrem Schrecken vereitelt, denn Frau v. Krewzow ergriff die Falten ihres Kleides, zog sie zu sich heran und drehte sich dann der Fremden zu. Verwundert schaute Valeska hinab in ihrer Mutter Antlitz und gewahrte nun, daß die Blicke derselben mit einem seltsamen, stieren, entsetzensvollen Ausdruck auf die fremde Frau gerichtet waren.

„Sehen Sie her," sagte die Wittwe mit hohler, ganz veränderter Stimme. „Sehen Sie dieses unschuldige Kind!"

Die Fremde brach in einen Strom von Thränen aus.

Frau v. Krewzow aber erhob sich langsam von dem Sopha; sie war todtenbleich.

„Laß mich mit dieser Dame allein, Valeska," sagte sie in kaltem, befehlendem Ton. „Geh' hinaus, Marie! Geht, geht!"

„Schicke mich nicht fort, Mama!“ bat die Tochter mit bangem Herzen. „Laß mich bei Dir bleiben!“

Statt aller Antwort deutete die Mutter mit herrischer Geberde nach dem Ausgang. Das junge Mädchen ging betroffen. Die Edelfrau schleppte sich wankenden Schrittes zur Thür und drehte den Schlüssel im Schlosse um.

3.

Valeska hatte zuerst die Absicht gehabt, in der Vorhalle auf ihre Mutter zu warten, aber bei dem Anblick des hier herumschlendernden fremden Mannes gab sie diese Absicht auf. Die Anwesenheit desselben verhinderte auch die Dienerschaft, an der Thür des blauen Zimmers zu horchen, obgleich ein solches Bemühen vergeblich gewesen wäre, da die beiden Frauen dort drinnen so leise verhandelten, daß kein Wort hörbar werden konnte.

Valeska suchte ihren Bruder im Bibliothekzimmer auf. Sie wußte nicht, vor was sie sich zu fürchten hatte, allein sie bebte wie in innerlichem Frost.

„Die Mutter sah so merkwürdig aus,“ erzählte sie, „gar nicht wie sonst. Und eine fremde Dame ist bei ihr, ein ganz sonderbares, komisches, kleines Frauchen — nein, komisch nicht, Du mußt nicht lachen, Friedrich — ganz das Gegentheil von komisch; sie hat ein ganz rothgeweintes Gesicht. Ich weiß gar nicht, was ich davon denken soll.“

„Nichts, Wally, gar nichts sollst Du Dir denken,“ entgegnete Friedrich scherzend. „Mädels dürfen überhaupt nicht zuviel denken. Die Mutter wird Dir schon erzählen, was Du zu wissen brauchst; mir wenigstens sagt sie es

ganz gewiß, wenn es sich um eine Sache von Wichtigkeit handelt."

Und der junge Mann schrieb ruhig an seinem angefangenen Briefe weiter.

Valeska aber ging unruhig von den Büchern zum Fenster und wieder zurück. Die Erregung der Mutter hatte in geheimnißvoller, unerklärlicher Weise auch das Nervensystem der Tochter in Mitleidenschaft gezogen. Ja, das gesammte Hauspersonal fühlte sich in einen Strudel von Verwunderung und unbezwinglicher Neugierde hineingerissen. Die Diener und Mädchen unternahmen, anscheinend ihren häuslichen Verpflichtungen folgend, unaufhörlich Gänge durch die Vorhalle, um den fremden Mann daselbst umherlaufen zu sehen, der, wiederum den Hut auf dem Kopfe und die Hände in den Taschen, immer von Neuem die Bilder, die Jagdtrophäen und die alten Waffenstücke an den Wänden musterte. Allgemeiner Schrecken aber verbreitete sich, als derselbe endlich mit starken Schritten auf die Thür des blauen Zimmers zuging und laut und kräftig anpochte.

Niemand antwortete ihm. Er wartete ungefähr fünf Minuten und dann pochte er noch einmal.

Inzwischen hatte die Dienerschaft den alten Hölzermann herbeigeholt. Derselbe erschien mit einer so erhabenen Würde auf dem Schauplatze, daß Hartmann den Hut abnahm und einige Schritte zurücktrat. Er hielt ihn noch immer für einen ehrwürdigen, geistlichen Freund der Familie. Die Worte des alten Kammerdieners aber machten dieser Täuschung ein Ende.

„Ich bitte um Verzeihung, mein Herr," sagte Hölzermann, „in diesem Zimmer befindet sich Frau v. Krewzow, meine gnädige Herrin, und ich darf nicht zugeben, daß man dieselbe stört."

„Warten Sie, bis man Sie fragt!" entgegnete Hartmann barsch und zugleich klopfte er zum dritten Mal an die Thür, lauter und andauernder als zuvor.

Jetzt ließ man ihn nicht länger warten. Die Thür öffnete sich langsam, und Frau v. Krewzow erschien auf der Schwelle. An ihrem Arme hing die kleine fremde Dame mit den verweinten Augen.

„Wir haben Sie länger sich selbst überlassen müssen, als dies anfänglich unsere Absicht war," sagte sie mit einer Ruhe, die alle Hörer unheimlich berührte. „Ich bitte Sie um Entschuldigung, es wurde mir schwer, den Anfall zu überwinden. Hölzermann, schicken Sie, bitte, einen Wagen nach dem Bahnhofe, um Frau v. Krewzow's Gepäck abzuholen; hier ist der Gepäckschein. Und Marie soll die Zimmer im westlichen Flügel in Ordnung bringen."

Dann wendete sie sich zu ihrer Begleiterin. „Diese Begegnung hat uns Beide mehr angegriffen, als wir glaubten," sagte sie; „Sie würden gewiß gut thun, sich vor Tische noch ein wenig auszuruhen."

„O ja, gewiß; wie Sie meinen," stammelte die kleine Frau, die sich hinter der Schulter der Schloßherrin halb versteckt hielt und angstvolle Blicke auf ihren Neffen richtete.

Hartmann schaute ganz verdutzt darein; bald sah er die eine und bald die andere der Frauen an.

„Man hat sich hier also schon geeinigt, wie es scheint," sagte er langsam.

„Jawohl," entgegnete Frau v. Krewzow, indem sie ihm voll und fest in's Auge blickte.

Auf den Zügen des Mannes malte sich Erstaunen und Zorn.

„So," sagte er nur.

Dann trat er einen Schritt vor und ergriff die Tante am Arm.

„Das ist wider die Abrede, Du! Verstehst Du mich? Bilde Dir nicht ein, daß Ihr mich hier einfach bei Seite schieben könnt! Ich habe auch ein Wort mitzureden, und ich rathe Dir, das nicht zu vergessen!"

„O Albert — ich bitte Dich!" flehte die kleine Frau.

„Die Dame steht unter meinem Schutz," sagte Frau v. Krewzow. „Ich muß Sie ersuchen, derselben nicht zu nahe zu treten. Sie gehört zu unserer Familie."

„Oho! Unter Ihrem Schutz also? Unter Ihrem Schutz? Haha!" rief Hartmann mit lautem und so höhnischem Gelächter, daß das bleiche Antlitz der Edelfrau sich mit der Purpurgluth des Zornes färbte. „Da bin ich denn doch neugierig, zu erfahren," fuhr er fort, welche Stellung Sie ihr in Ihrer Familie einzuräumen gedenken."

Frau v. Krewzow zögerte einen Augenblick, wie um einen Ausweg zu finden; dann antwortete sie mit fester Stimme: „Die Dame ist meine Schwägerin. Ich entnahm das ihren Mittheilungen, an deren Richtigkeit und Wahrheit ich nicht zweifle. Eines oder das Andere ist, im Interesse aller Betheiligten, allerdings noch näher fest-

zustellen, und da Sie mit der Sache theilweise vertraut zu sein scheinen, Herr — Herr Hartmann, nicht wahr? — so würde uns Ihre Hilfe angenehm sein."

„Also ihre Schwägerin bist Du? Ei, sieh 'mal!" sagte Hartmann, indem er die Tante in stummer Wuth anstierte. Dann ergriff er die arme Frau an der Schulter und schüttelte sie heftig. „Das ist ja ganz niedlich abgekartet. Dann war die ganze Sache wohl ein Irrthum, wie?"

„Ach, Albert," weinte sie, „laß mich, ich bitte Dich! Sei mir nicht böse, bester Albert. Ja, es war — es war ein Irrthum!"

„Du lügst!" knirschte er durch die zusammengebissenen Zähne und schüttelte sie von Neuem.

Frau v. Krewzow erhob in tiefer Entrüstung ihren Arm und stieß ihn zurück.

„Unterstehen Sie sich noch einmal, die Dame anzurühren!" sagte sie mit zornbebender Stimme. „Wir sind nicht so schutzlos, wie Sie zu glauben scheinen. Es kostet mich ein Wort, und meine Leute werfen Sie vor die Thür!"

„Mich? Mich? Sie wollen —? Sie —?"

Noch ehe er aber seiner Wuth Worte verleihen konnte kam ein leichter, eiliger Schritt von der Thür des Bibliothekzimmers heran, und Valeska stand vor ihm, bleich, erschrocken und mit aufgehobener Hand, als wollte sie seine Worte — was auch immer er zu sagen haben mochte — zurückhalten. Und wie von einem Zauberstab berührt, trat der Mann zur Seite und schwieg. Sein Auge senkte sich vor dem hellen, unschuldigen, unwilligen Blick des jungen Mädchens.

Frau v. Krewzow benutzte die Pause, um ihren Schützling hinwegzuführen.

„Sie haben sich eines Irrthums schuldig gemacht, der leicht die schrecklichsten Folgen hätte haben können," sagte sie noch zu dem eingeschüchterten Manne. „Ich hoffe aber, daß wir, mit des Himmels Hilfe, das Rechte gefunden haben."

Die Zeugen der Scene standen sprachlos und schauten ihr nach, wie sie durch die Halle und dann den weiten Gang hinabschritt, der zum Wohnzimmer der Familie führte. Der marmorgepflasterte Gang war mit einem rothen Teppich belegt und endigte vor einem hohen Fenster. Die Gestalten der beiden Frauen hoben sich scharf von dem hereinfallenden Lichte ab; die der Schloßherrin hoch aufgerichtet und voll elastischer Kraft, an ihrem Arme die Andere, hoffnungslos und gebeugt, wie ein Bündel schleppender Kleidungsstücke.

Als sie verschwunden waren wendete Hartmann sich um, und sein Blick begegnete Valeska's rathlos, erstaunt und fragend auf ihn gerichteten Augen. Der Unwille von vorhin war aus denselben verschwunden; das junge Mädchen schien sogar ein beruhigendes, aufklärendes Wort von ihm zu erwarten. Beruhigung von ihm, von dem Feinde des Hauses! Er fühlte sich beschämt, niedergedrückt. Verlegen zog er den Hut, den er bis jetzt auf dem Kopfe gehabt hatte, und sagte: „Ich habe hier nichts mehr zu suchen, wie es scheint; die Damen werden die Sache wohl unter sich abmachen. Sie sollen mich aber nicht allzu schlecht behandeln, sonst —"

„Meine Mutter kann nimmermehr beabsichtigt haben,

sich ungastfreundlich gegen Sie zu erweisen," entgegnete Valeska ruhig. „Es muß hier ein Mißverständniß obwalten; auch ist sie unwohl und durch irgend etwas sehr erregt. Wollen Sie mich einen Augenblick entschuldigen, ich werde meinen Bruder herbeirufen."

Damit lief sie eilfertig durch die Halle und dann durch das Bibliothekzimmer, in welchem Friedrich mit einem Buche am Fenster stand. Ohne auf seine Frage, weshalb sie es so eilig habe, zu antworten, ging sie schnellen Schrittes an ihm vorüber und hinaus auf die Terrasse. Hier huschte sie bis vor die Fenster des Wohnzimmers, die sie aber geschlossen fand.

„Mutter! Mutter!" rief sie leise.

Sie fühlte, daß sich etwas Schweres ereignet haben mußte, und ihr Herz war voll von ängstlicher Erwartung. Da hörte sie die Stimme ihrer Mutter im Zimmer, leise, leidenschaftlich und mit einem Ausdruck, wie sie ihn noch nie vernommen. Sie lauschte mit hochklopfendem Herzen.

„Ich selber komme hierbei gar nicht in Betracht," sagte Frau v. Krewzow. „Und wenn das Schwerste über mich kommt, ich werde es zu ertragen wissen. Aber ich habe Kinder, und um von diesen Schmach und Schande abzuwenden, bin ich zu Allem fähig, zu Allem! Meinen Kindern zu Liebe würde ich mein Leben, meine Seligkeit opfern!"

„O, Beste, sprechen Sie nicht so!" flehte die andere Stimme.

„So wahr Gott lebt! Mein zeitliches und mein ewiges Wohl gäbe ich mit Freuden für das Glück meiner Kinder

hin. Und Ihnen wäre es so leicht, ihnen das Fürchterliche zu ersparen!"

Valeska stand einen Augenblick tief erschrocken, dann schlich sie zurück. Sie mochte ihrer Mutter nicht vor die Augen treten, nachdem sie diese Worte gehört hatte. Was konnte das bedeuten? Sie ging auf einem Umwege zurück in die Halle, wo der fremde Mann noch immer wartete. Und dieser Mann wußte, um was es sich handelte, er würde ihr wahrscheinlich die Auskunft nicht verweigern, wenn sie sich entschließen könnte, ihn darum zu fragen. Aber es war ihrer Mutter Geheimniß, und deshalb durfte auch nur von dieser allein die Enthüllung kommen.

Sie näherte sich dem Fremden furchtsam, da sie nicht wußte, was sie ihm sagen sollte, und ohne zu ahnen, daß sie in ihrer erröthenden Verwirrung einen tiefen Eindruck auf das Herz des Mannes hervorbrachte.

„Es thut mir recht leid, daß Sie wieder mit mir vorlieb nehmen müssen," sagte sie. „Die Andern sind alle so beschäftigt. Sie sind ein Verwandter der Dame, die bei meiner Mutter ist, nicht wahr?"

„Ich bin ihr Neffe; Gutspächter Albert Hartmann."

„Ist die Dame mit uns verwandt?"

Er sah sie mit einem Blicke an, den sie nicht verstand, und während er dies that, übte ihre liebreizende, unschuldige Erscheinung wieder ihre ganze, unwiderstehliche Macht über ihn aus. Er konnte ihr nicht die Wahrheit sagen, um keinen Preis der Welt.

„Ihre Mutter sagte so, wenn ich nicht irre," antwortete er kaum verständlich.

Er war ein noch junger und keineswegs häßlicher Mann — Valeska hatte ihn allerdings darauf hin nicht angesehen — und von seinem bisher zur Schau getragenen anmaßenden und rücksichtslosen Wesen war in ihrer Gegenwart jede Spur verschwunden. Sie wußte nicht, was sie aus ihm machen sollte. Sie glaubte gesehen zu haben, daß er ihrer Mutter schroff gegenüber getreten war — oder hatte sie sich geirrt? Sie hatte gehört, daß es zwischen ihm und der Mutter zu Worten gekommen war, die in diesem Hause nicht hätten fallen dürfen, aber der Sinn dieser Worte war ihr unverständlich geblieben. Bei ihrem Dazwischentreten hatte er sich sofort beherrscht; dann hatte man ihn in augenscheinlicher Zurücksetzung allein in der Halle stehen lassen, und es ziemte sich, daß nun ein Mitglied des Hauses sich seiner annahm. Selbst wenn er im Unrecht war, durfte ihm, nach der Meinung des hochherzigen jungen Mädchens, die Gastfreundschaft des Hauses Derer v. Krewzow nicht versagt werden, und außerdem war er der Neffe einer Dame, die zu der Familie in verwandtschaftlichen Beziehungen stand. Sie konnte ihrer Mutter jetzt nicht beistehen, wohl aber konnte sie dem Besuch gegenüber einen Theil der Pflichten übernehmen, die jene nicht versäumt haben würde, wenn sie in der Aufregung des Augenblickes ihre Gedanken auf dergleichen hätte richten können.

„Die Mutter ist sehr in Anspruch genommen," begann sie daher von Neuem in ihrer einfachen, kindlichen Weise, „auch mein Bruder scheint keine Minute Zeit übrig zu haben; da ist nun Niemand als ich — vielleicht würde es

Sie zerstreuen, wenn ich Ihnen unsern Park zeigte? Oder darf ich Ihnen eine Erfrischung bringen lassen? Ich möchte so gern, daß Sie sich auch in Abwesenheit meiner Mutter hier wohl fühlten — und da Sie nun doch einmal ein Verwandter von der auch uns verwandten Dame sind," fügte sie mit ihrem frischen Lächeln hinzu, „so darf ich mich wohl ohne Bedenken Ihrer annehmen, wenngleich wir einander heute zum ersten Male sehen."

Die Wirkung, welche diese mädchenhafte Rede auf Albert Hartmann ausübte, ist schwer zu beschreiben. Er fühlte sich im Tiefinnersten ergriffen, so daß er sich selber ganz unverständlich vorkam und den Zweck seiner Anwesenheit vollständig aus dem Gedächtniß verlor.

„Zu große Ehre für mich," sagte er, indem er sich tief verbeugte. „Ich würde das Glück nicht hoch genug zu schätzen wissen, mein gnädiges Fräulein, wenn Sie wirklich so gütig sein wollten, mich ein wenig in den berühmten Krewzower Park zu führen."

Er hatte die Hand auf das Herz gelegt, und man konnte es dem gerötheten Antlitz und dem bewegten Blicke des Mannes ansehen, daß er im Geiste bedingungslos dem schönen Mädchen zu Füßen lag.

Gleich darauf schritt er neben der harmlos plaudernden jungen Dame durch den Garten, durch die Treibhäuser und dann hinaus in den prächtigen Park. Sie führte ihn zu jedem schönen Punkte, und war angenehm berührt von dem hohen Interesse, mit welchem er ihren Reden und Erklärungen folgte, und von der aufrichtigen Bewunderung, die er den mannigfachen Naturschönheiten des herrlichen

Besitzes zollte. Sie wußte nicht, daß sie ihn in ein traumhaftes Netz unaussprechlicher Empfindungen eingesponnen hatte. Sie glaubte, ihrem Besuch über eine Stunde langweiligen Wartens hinweg zu helfen und zugleich eine Lücke der Gastfreundschaft auszufüllen, die ihre Mutter offen gelassen hatte. Sie ahnte nicht, daß der Mann an ihrer Seite jetzt den ersten Traum seines Lebens träumte.

Endlich war alles Sehenswerthe in Augenschein genommen; sie kehrten zum Schlosse zurück, und als hier noch immer Niemand zu sehen war, überkam Valeska die Verlegenheit, was nun weiter mit dem Gaste anzufangen wäre. Sollte sie ihn auffordern, zu Tische dazubleiben? Würde dies der Mutter willkommen sein, oder dem Bruder? Da aber machte Hartmann ihrem heimlichen Kopfzerbrechen ein Ende.

„Mein gnädiges Fräulein," sagte er mit einem seltsamen Gemisch von Höflichkeit und brutalem Selbstbewußtsein, dem man es anhören konnte, daß dem Sprecher die Formen der feinen Gesellschaftsklassen durchaus ungewohnt waren, „Sie sind sehr freundlich und liebenswürdig gegen mich gewesen, und um Ihretwillen werde ich jetzt Krewzow verlassen. Sagen Sie Ihrer Mutter, daß ich um Ihretwillen gegangen bin. Ich werde abwarten, ob sie etwas von sich hören lassen wird. Wenn nicht, dann weiß ich, was ich zu thun habe. Ich bin ein anständiger Mann und nicht schlechter als andere Leute, aber um Ihretwillen, mein gnädiges Fräulein Valeska, will ich mich jetzt empfehlen."

„Das freut mich von Herzen," entgegnete Valeska,

aber sogleich fiel ihr ein, daß sie ihm damit eine unbeabsichtigte Unhöflichkeit gesagt hatte. Sie erröthete leicht und fuhr schnell fort: „Ich meine, daß es sehr gütig von Ihnen ist, gerade meinetwegen irgendwelche Rücksicht zu nehmen, aber meine Mutter würde es gewiß gern sehen, wenn Sie —"

„Sagen Sie ihr, daß ich bestimmt erwarte, von ihr etwas zu hören. Und meine Tante soll sich nur nicht täuschen; ich weiß, was ich weiß, und die Redensart von dem Irrthum verfängt nicht bei mir."

Seine Stimme hatte bei den letzten Worten den alten, barschen Ausdruck wieder angenommen. Bei dem Anblick des in ängstlicher Verlegenheit vor ihm stehenden Mädchens aber plötzlich wieder weich werdend, schloß er: „Aber um Ihretwillen, mein gnädiges Fräulein Valeska, will ich jetzt fortgehen."

Damit legte er wiederum die Hand auf das Herz und verließ, nach einer tiefen Verbeugung vor der regungslos dastehenden jungen Dame, mit schnellen, schweren Schritten das Schloß.

4.

Die Stunde der Familientafel war fünf Uhr, und wie gewöhnlich versammelte man sich auch an diesem Tage im Speisesaal und setzte sich zu Tische, Friedrich und Valeska und auch die beiden jüngsten Kinder, Bertha und Alice. In den letzten Tagen, und erst gestern noch, war die Zeit des Mittagsmahles die angenehmste des ganzen Tages gewesen. Die Mutter, in ihrer endlich gewonnenen glückseligen Ruhe und inneren, zufriedenen Behaglichkeit, hatte

die Unterhaltung der Kinder angeregt, die Pläne derselben gehört und die Zukunft mit ihnen besprochen. Mit stiller Rührung war sie den Gedanken derselben gefolgt, dem Himmel dankbar in dem Bewußtsein, daß nun keine unvernünftige, verbissene Laune die erwachenden Hoffnungen mehr durchkreuzen und vernichten könne, daß das Geschick der Kinder jetzt zum größten Theil in ihren eigenen, mütterlichen, liebenden Händen ruhe. Heute aber war Alles wieder so ganz anders. Friedrich merkte das sogleich, als er sich niedersetzte, und ganz erstaunt schaute er seine wie ein Geist hereintretende Mutter an.

Frau v. Krewzow hatte mit derselben Sorgfalt wie sonst ihre Toilette gemacht, Valeska glaubte sogar noch einigen ganz besonderen Aufwand zu bemerken, als ob jeder denkbare Unterschied zwischen gestern und heute auf das Peinlichste hätte vermieden werden sollen. Aber sie war bleich wie eine Todte; jede Spur von lebenswarmer Färbung war aus ihrem Antlitz verschwunden. Sogar die Lippen waren farblos, als ob das zum Herzen geströmte Blut nimmermehr zurückkehren könne. Ab und zu bewegte ein nervöses Zucken ihre Finger, sonst aber verrieth nichts ihre innere Erregung.

Die so plötzlich erschienene Verwandte kam nicht zu Tische, zur großen Erleichterung Valeskas, die dem Eintritt derselben mit Scheu entgegengesehen hatte. Friedrich hatte von all' den Begebenheiten des Tages keine rechte Ahnung, seine Unbefangenheit stand daher in schroffem Gegensatz zu der gedrückten Stimmung, in welche sich seine Schwester durch das, was sie wußte, versetzt fühlte.

Die Empfindung, mit welcher Frau v. Krewzow ihren Platz am oberen Ende des Tisches einnahm, war eine dumpfe Betäubung; sie kam sich selber vor wie eine Schlafwandlerin. Eine Atmosphäre von Nebel schien sie zu umgeben, durch welche sie Valeska's ängstlich beobachtende Blicke auf sich gerichtet sah. Friedrich war, unbekümmert wie immer, mit seiner Suppe beschäftigt; ein Umstand, der dem gequälten Mutterherzen ein wenig neue Kraft verlieh. Sie hatte eine Aufgabe zu erfüllen, den Kindern eine Mittheilung zu machen. Die Gegenwart der Dienerschaft war ihr dabei nicht unwillkommen. Als Friedrich wiederum einen Blick über die Tafel hinweg auf das bleiche Gesicht seiner Mutter richtete und sie dabei leichthin fragte, was sie habe, da sie gar nicht mehr so frisch aussähe, wie heute Morgen, antwortete sie mit einem Lächeln, dem Valeska deutlich den schmerzlichen Zwang ansah.

„Ich habe mich zuviel mit alten, vergangenen Geschichten befaßt. Ich muß auch übrigens noch erzählen," fuhr sie fort, nachdem sie versucht hatte, durch ein Räuspern ihre Stimme fester zu machen, „was wir heute für einen Besuch erhalten haben. Die Dame, die Ihr vorhin wohl in der Halle gesehen habt, ist eine Verwandte von uns, die wahrscheinlich bei uns Wohnung nehmen wird — und zwar auf längere Zeit — voraussichtlich."

„Nette Aussicht!" sagte Friedrich. „Na, zum Glück bleibe ich nicht mehr lange hier. Ich habe alle Achtung vor unseren langweiligen Verwandten. Wo kommt denn das Unglückswurm hergeschneit?"

Valeska warf, um der Mutter beizustehen, dem jungen Manne einen verweisenden Blick zu; Frau v. Krewzow aber fuhr nach einer kleinen Pause, in der sie sich gewaltsam zusammengerafft hatte, mit demselben Lächeln fort: „Es handelt sich um eine Dame, mein Sohn, das wird Dir genügen, um unserem Besuch nach Gebühr zu begegnen. Die Dame ist Eure Tante — die Wittwe Eures Onkels Sintram, der, wie ich höre, in Kasan verstorben ist. Sie hat den größten Theil ihres Lebens in Rußland zugebracht."

„Um so schlimmer," bemerkte der Fähnrich. „Aber Onkel Sintram, Mutter? Wer ist denn Onkel Sintram? Ich erinnere mich wahrlich nicht, jemals von solch' einem Onkel gehört zu haben."

Der alte Hölzermann, der als Majordomus das aufwartende Personal überwachte, war hinter des jungen Mannes Stuhl getreten. Nach einem schnellen Blick auf das bleiche, erschöpfte Antlitz seiner Herrin, beugte er sich hernieder und sagte halblaut, die Augen unverwandt auf die Schloßfrau gerichtet: „Der Onkel Sintram, Herr Friedrich, das war ja der Stiefbruder Ihres seligen Herrn Vaters, der außer Landes ging, als Sie noch ein ganz kleines Kind waren."

„Also ein ausländischer Stiefonkel," sagte Friedrich gleichgiltig. „Nun, meinetwegen; mir soll's recht sein."

„Ich habe der Frau v. Krewzow die Zimmer im westlichen Flügel zur Verfügung gestellt und sie zum Bleiben aufgefordert, wie dies meine Pflicht war —" ein leichtes Frösteln durchschauerte die Wittwe bei diesen Worten,

welches Valeska nicht entging. „Sie ist erst seit wenigen Wochen wieder in Deutschland, ungefähr seit — seit des Vaters Tode. Ich erwarte von Euch, daß Ihr derselben höflich und freundlich begegnet. Sie hat Verwandte, die nicht zu unserem Stande gehören, sie selber aber ist eine sehr — sehr gute Frau —"

„Eine sehr gute Frau!" brummte Friedrich. „Nun weiß ich schon genug. Auf dieses Lob wird immer zurückgegriffen, wo sich absolut nichts Interessanteres sagen läßt. Meiner Erfahrung nach — aber Mutter, was ist denn? Bist Du böse auf mich?"

„Noch ein einziges achtungswidriges Wort gegen unsere Verwandte, und ich verlasse augenblicklich den Tisch!" rief Frau v. Krewzow in leidenschaftlichem Zorn. „Wenn ich denken müßte, daß meine Kinder in meinem Hause ihr die Behandlung versagten, die sie verdient —"

„Aber mein Gott —" sagte Friedrich leise, indem er seine Schwester verwundert ansah. Valeska aber saß zitterd und bebend, und schaute unverwandt auf ihren Teller. Nie vorher hatte sie an ihrer Mutter eine solche Gereiztheit wahrgenommen. Es war ihr, als sei plötzlich die alte, traurige Zeit zurückgekehrt, in welcher die bösartigen Launen des Vaters wie ein ertödtender Mehlthau auf allem Denken und Thun der Familie gelastet hatten. Schmerz und Scham erfüllten ihr Herz; an der Tafel aber herrschte ein drückendes Schweigen. Diese plötzlich eingetretene Stille schien die Schloßherrin noch heftiger zu erregen, als die Bemerkungen des Sohnes gethan.

„Es scheint, als ob Ihr die Sprache verloren hättet,"

sagte sie bitter. „Wenn dies die Folge meiner so geringfügigen Anforderung an Euren Gehorsam sein soll, meiner Bitte, gegen eine — nahe Verwandte freundlich und höflich zu sein, so ist dies ein schlimmes Vorzeichen für die Zukunft. Wenn Ihr meiner Darlegung nicht Glauben schenken wollt, wenn Ihr erst noch Beweise verlangt —"

„Mutter!" rief Friedrich laut und bestürzt. „Mutter, um Gottes willen, was redest Du da! Beweise?"

„Jawohl, Beweise! Kann ich Dein Widerreden anders verstehen, als Andeutungen Deines Zweifels an der Wahrheit —"

„Mutter! Mutter! Du ängstigst mich! Für wen hältst Du mich?"

„Es ist gut. Spare Deine Worte. Zeige mir durch die That, daß Du mich lieb hast."

Sie sagte dies mit fieberischer Hast und dann lehnte sie sich in ihren Sessel zurück.

Die Diener schlichen auf den Zehen um die Tafel und mit dem beklemmenden Bewußtsein, Zeugen einer unerquicklichen Familienscene sein zu müssen. Sie verstanden die Herrin ebenso wenig, wie Friedrich und Valeska dies vermochten, und warfen einander kopfschüttelnd erstaunte Blicke zu.

Nach Beendigung der Mahlzeit verließ Frau v. Krewzow den Speisesaal in solcher Eile, daß der alte Hölzermann kaum dazu kam, der Gebieterin die Flügelthüren zu öffnen. Sie war verschwunden, ehe Valeska sich, um ihr zu folgen, vom Tische erheben konnte. Das junge Mädchen sank in den Stuhl zurück, und die Geschwister schauten

einander rathlos, wenn auch mit verschiedenen Empfindungen an.

„Was in aller Welt ist denn mit der Mutter vorgegangen?“ sagte Friedrich. „Ist sie vielleicht krank? So habe ich sie ja in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Wally, Du mußt's doch wissen.“

„Ich fürchte, die Mutter ist krank,“ entgegnete die Schwester, sich die Thränen von den Wangen trocknend.

„Dann muß der Doktor geholt werden,“ entschied der junge Mann. „Und Du mußt sie überreden, daß sie zu Bett geht und irgend etwas einnimmt. Sie hat sich zuviel unnütze Arbeit und Sorgen gemacht. Du hättest ihr auch Manches abnehmen können.“

„Vielleicht,“ sagte Valeska. „Wenn Du dies für die Ursache hältst —“

„Natürlich, was sonst?“ sagte Friedrich, froh, daß er Jemand verantwortlich machen konnte. „Du hast sie die ganze Last allein tragen lassen. Denke doch, das Briefschreiben und die anderen Geschichten, und das Durchsehen der Bücher, und die Rechnungen, und was sonst noch Alles dazu kam, da hättest Du ihr doch in mancherlei Weise zur Hand gehen können.“

„Vielleicht,“ wiederholte Valeska. „Jetzt aber will ich gehen und sehen, ob ich ihr helfen kann.“

Damit eilte sie hinweg. So jung und harmlos sie auch noch war, so hatte sie dennoch schon erfahren, was jede Frau früher oder später erkennen lernt, daß eine derartig ausgesprochene männliche Ueberzeugung über jeden Widerspruch erhaben ist.

Friedrich hatte die Frage in seiner Weise erledigt. Es genügte ihm, die Ursache des ungewöhnlichen Benehmens seiner Mutter entdeckt und als ein leicht zu beseitigendes Uebel erkannt zu haben. Valeska's Herz aber war voll von banger Furcht. Sie wußte sehr wohl, daß dem veränderten Wesen ihrer Mutter etwas Anderes zu Grunde lag, als das Schreiben von Briefen und das Durchsehen von Rechnungen. Sie gedachte der Worte derselben, die sie an dem Fenster des Wohnzimmers erlauscht: „Um von meinen Kindern Schmach und Schande abzuwenden, bin ich zu Allem fähig, zu Allem! Meinen Kindern zu Liebe würde ich mein Leben, meine Seligkeit opfern!" Was konnte die Mutter zu diesem Ausrufe veranlaßt haben?

Im Wohnzimmer war Niemand. Die Mutter mußte im westlichen Flügel, bei der neuen Tante sein, und dorthin machte sich auch Valeska auf den Weg. Im oberen Stock vor der Thür der Zimmerreihe angelangt, stieß sie auf Marie, das Kammermädchen, welches soeben mit einem Theebrett voll Geschirr aus den Gemächern kam.

„Ist meine Mutter dort drinnen bei der Tante?" fragte sie.

„Das ist also Ihre Tante, Fräulein Wally?" entgegnete das Kammermädchen. „Nein, Frau v. Krewzow ist in ihrem Schlafzimmer, aber die Fremde — Ihre Frau Tante ist hier drinnen."

Langsam machte sich Valeska wieder auf den Rückweg. Ihr eigenes Zimmer stieß an das Schlafgemach der Mutter; Frau v. Krewzow liebte es, ihr Kind so nahe bei sich zu wissen. Als Valeska ihr reizend ausgestattetes Gemach

betrat, fand sie zu ihrer Ueberraschung die Thür, welche in der Mutter Schlafzimmer führte und die sonst immer weit geöffnet war, fest verschlossen. Unwillkürlich stieß sie einen kleinen Schrei des Unwillens aus.

„Sie schließt mich aus? Mich!" sagte sie zu sich selber.

Sie drückte auf die Klinke und fand, daß von innen der Riegel vorgeschoben war. Trotz ihrer großen Erregung versuchte sie nun, zu lauschen; sie hörte nichts.

Jetzt regte sich in ihr das ererbte heiße Blut.

„Mutter!" rief sie, mit der geballten kleinen Hand heftig gegen die Thür schlagend. „Mach' auf! Ich bin's, Deine Tochter. Du darfst mich nicht ausschließen. Mach' auf! Ich gebe nicht eher Ruhe, bis Du mich eingelassen hast!"

Da that sich plötzlich die Thür weit auf, und auf der Schwelle erschien die Edelfrau, ernst und streng.

„Was soll das heißen, Valeska?" rief sie kalt.

Die Tochter stand erschreckt, dann erhob sie bittend die Hände.

„O Mutter," flehte sie, „laß mich nicht so allein! Ich vergehe vor Angst, wenn ich nicht wissen soll, was Dich drückt und quält. Schließe Dich nicht so ab, wenigstens vor mir nicht, vor mir nicht. Wenn Du auch sonst Keinem etwas mittheilen magst und kannst, so mußt Du doch mir, Deiner erwachsenen Tochter, Alles sagen, was Dir Schmerz und Kummer macht."

Frau v. Krewzow rang mit fast übermenschlicher Kraft nach Selbstbeherrschung. Ein wilder Kampf durchtobte

ihre Seele. Es zuckte ihr in den Armen, ihre Tochter, die ganze Welt weit von sich zu stoßen — dann aber drang des Mädchens angstvolles Flehen ihr tief in das Herz. O, wenn das Kind es wüßte! Wer aber vermöchte es, die zerstörende Brandfackel in dieses ahnungslose, engelreine Gemüth zu schleudern? Derselbe Gedanke, der jenen Mann, den Feind des Hauses, so mächtig ergriffen und in Fesseln geschlagen hatte, überfluthete jetzt auch das Herz der Mutter.

„Wally," sagte sie mit gepreßter Stimme, „mein gutes Kind, geh', laß mich allein. Ich habe Dir nichts anzuvertrauen. Was mich gegenwärtig beschäftigt, geht nur mich allein an. Geh', Kind, ich bitte Dich! Laß mich noch ein wenig allein."

Ganz außer sich warf das junge Mädchen sich jetzt der Mutter zu Füßen und umfaßte deren Kniee.

„O Mutter!" rief sie. „Ich weiß, daß Du leidest, ich weiß, daß Du mir ein schweres Geheimniß verbirgst. Laß mich's Dir tragen helfen. Vertraue mir, Deiner Tochter, die Du lieb hast!"

Und sie drückte ihre überströmenden Augen in die schweren Falten des mütterlichen Trauergewandes.

Frau v. Krewzow neigte sich über ihr schmerzdurchbebtes Kind.

„Still, Wally," sagte sie leise; „still, Kind; beruhige Dich. Höre mir zu. Es handelt sich um Deinen Vater; sein ist das Geheimniß, nicht mein und nicht Dein. Nun sei still und frage mich nicht mehr."

Valeska erhob sich. Mutter und Tochter schauten ein-

ander lange und schweigend in die Augen. Die wenigen Worte hatten gewirkt. Dann legte das Mädchen die Arme um der Mutter Hals und drückte das Gesicht an deren Brust.

„Ist es sehr schlimm?" fragte sie erschauernd mit leiser, bebender Stimme.

„Sehr schlimm," antwortete die arme Frau und preßte ihr Kind fest an das gequälte Herz. — O, wenn das Kind Alles wüßte! Aber das sollte nimmer geschehen, nimmer, und kostete es ihr eigenes Leben, ihr Seelenheil. —

Dann verließ Wally beruhigt das Gemach. Es handelte sich also schließlich nur um ein Geheimniß des verstorbenen Vaters, und was dies auch sein mochte, es konnte gar nicht in Betracht kommen gegenüber der Möglichkeit, daß die lichte Erscheinung der Mutter eine Verdunkelung, wenn auch nur die leichteste, hätte erleiden können.

Frau v. Krewzow aber verschloß ihre Thür, leise, daß Niemand es hörte. Sie zog die schweren Vorhänge vor den Fenstern sorgfältig und dicht zusammen, damit kein Auge hereinschaue, und dann überließ sie sich einem Schmerzensausbruch, der keine Grenzen kannte. Gab es denn irgend auf der Welt ein Leid, das dem ihren gleichkam? Sie riß das Miniaturbild des todten Gatten aus dem goldenen Rahmen, sie schleuderte es zur Erde und zermalmte es unter dem Tritt ihres Fußes. Wilde Verwünschungen entrangen sich ihren zuckenden Lippen. Hatte er ihr die Schande doch angethan in gleichgiltigster Frivolität, in grausamster Rücksichtslosigkeit, war er doch im

Bewußtsein dieser That gestorben, Angesichts der sein Lager umstehenden Kinder! In ihres Herzens Bitterkeit rief sie den Zorn des Höchsten auf des Elenden Haupt, dann warf sie sich auf das Lager und ihr krampfhaftes Schluchzen erstarb in den vor das Antlitz gedrückten Kissen.

5.

Am nächsten Tage kam das Leben auf Krewzow dem äußeren Anschein nach wieder in das gewöhnliche Geleise. Die kleine Frau, deren Erscheinen so große Noth und Verwirrung hervorgerufen hatte, begann in stiller Weise mit den Bewohnern des Schlosses zu verkehren und wurde von den kleineren Kindern auch ohne Weiteres als Tante Sintram anerkannt. Ihr Benehmen hatte etwas außerordentlich Schüchternes, Zögerndes und Unselbstständiges; sie war glücklich, wenn sie den Winken und Vorschlägen Anderer folgen durfte, und selbst die Rathschläge der kleinen, siebenjährigen Bertha nahm sie mit gerührter Dankbarkeit entgegen. Auch Tante Sintram's Taufname war Bertha, und aus diesem Grunde fühlte die kleine Frau sich doppelt zu dem Kinde hingezogen, von dem sie sich bald willenlos herumschleppen und tyrannisiren ließ.

Aber auch Wally und ihr Bruder fanden sich mit dieser neuen Verwandtschaft sehr bald in der offen vertrauenden, arglosen Weise der Jugend ab. Sie dachten nicht an langes Fragen und Untersuchen, sie erkannten die Tante Sintram mit Gleichmuth und als eine selbstverständliche Thatsache an, und wenn ihnen ja noch etwas dunkel erschien, so fanden sie die Erklärung dafür sehr

bald in dem Umstande, daß die Tante den größten Theil ihres Lebens in Abgeschiedenheit und im Auslande zugebracht habe. War dies doch auch der Grund, weßwegen dieselbe mit den Ueberlieferungen und den Familiengewohnheiten der schlesischen Linie der Krewzows gänzlich unbekannt geblieben; außerdem aber durfte man auch nicht übersehen, daß sie ehemals „Eine aus dem Volke" gewesen war.

Nach Ablauf von vierzehn Tagen hatte Tante Sintram die besondere Gunst jedes einzelnen Mitgliedes des Haushaltes erworben. Ihre Trübseligkeit war einer kindlich heiteren Sorglosigkeit gewichen, und da sie auch nicht mehr weinte, hatte ihre Nase die komische Röthe verloren, und ihre Augen waren nicht länger verschwollen und entzündet. Man konnte nunmehr erkennen, daß sie zu jenen Frauen gehörte, die, ohne jede eigentliche Schönheit, dennoch lediglich durch ihre Jugendfrische, ihre blühenden Wangen und ihr Lächeln in ihren jungen Jahren die anmuthigsten Wesen sind, und die auch, im Gegensatz zu vielen einstmals schönen Frauen, später niemals häßlich werden, sondern, so lange Gesundheit und Humor andauern, ein angenehmes Aeußere behalten. Ihre jetzt klaren Augen blickten mild und freundlich, und wenn auch die dünnen Löckchen, die unter ihrer Haube hervorhingen, nicht besonders hübsch waren, so hatten sie doch etwas Alterthümliches, und das war immerhin auch etwas, wie Friedrich zuweilen mit großer Genugthuung erklärte. Bertha und Alice hatten von der Tante einfach und summarisch Besitz ergriffen. Tagein, tagaus konnte man beobachten, wie sie

dieselbe, jede an einer Hand, im Park herumführten. Sie hießen sie sich in's Gras setzen, wo immer es ihnen geeignet erschien, sie bekränzten sie mit Blumenketten oder warfen nach ihr mit Tannenzapfen, und wenn sie sich einmal von ihnen entfernte, dann riefen sie sie zurück, wie sie nach einem Hündchen gerufen haben würden. Sie hielt die kleinen Handarbeitszeuge der Kinder in Ordnung, kleidete ihnen die Puppen an und war in ihrer Gesellschaft so fröhlich, als sei sie selber noch ein Kind.

Die Herrin von Krewzow aber konnte sich nicht so leicht in diese neue Lage der Dinge fügen. Es war seit jenem Tage eine große Veränderung in ihrem inneren und äußeren Wesen vorgegangen. Sie hatte bisher, trotz aller durchlebten Kümmernisse, noch immer für eine schöne Frau gelten können. Ihre Wangen waren rund und ihr Haar war so dunkelbraun gewesen, wie das ihrer Tochter Valeska. Jetzt aber war sie in wenigen Wochen fast grau geworden, ihre Wangen magerten ab, ihre Augen lagen tief und ihre Gemüthsstimmung war reizbar und veränderlich. Zuweilen genügte ein einziges Wort, um sie vollständig außer Fassung zu bringen; zuweilen saß sie Stunden lang auf einem Fleck, gebeugt und anscheinend mit einer Arbeit beschäftigt; ihre Finger aber regten sich nicht, und das Nähgeräth auf ihrem Schoße war nur ein Vorwand, um ihrem Seelenschmerze ungestört nachhängen zu können. Zu anderen Zeiten wiederum rieb sie sich auf in rastloser, fieberhafter Thätigkeit.

Die Kinder hatten auch diese Veränderung gar bald stillschweigend hingenommen, nur Friedrich gab ab und zu,

wenn die Mutter nicht in der Nähe war, seinen Empfindungen dadurch Ausdruck, daß er mürrisch meinte, es sei jetzt, weiß der Kukuk, gar nicht mehr gemüthlich zu Hause, und er freue sich, nach beendetem Urlaub wieder in die Garnison zurückkehren zu können. Valeska, die in keiner Garnison Zuflucht suchen konnte und deren Pflichtgefühl ihr die Erwägung, ob es zu Hause gemüthlich sei oder nicht, nicht gestattete, redete kein Wort darüber, tief im Herzen aber grämte sie sich schmerzlich um die Leiden der armen Mutter. Dazu drückte sie das Geheimniß jener erlauschten Worte, und wenn sie daran dachte, daß alles dieses noch eine Hinterlassenschaft des verstorbenen Vaters sei, dann wurde auch ihr junges Herz von bitteren Gefühlen gegen denselben erfüllt.

Frau v. Krewzow vermied, so oft dies unauffällig zu bewerkstelligen war, jedes Zusammensein mit der Tante Sintram, wenn dies aber nicht anging, dann behandelte sie dieselbe mit so ausgesuchter Zuvorkommenheit, daß Jedermann sich darüber verwunderte. Die Letztere wiederum empfand vor der Schloßherrin eine demüthigende Furcht und schlüpfte am liebsten in ihr Zimmer zurück oder suchte ihre Zuflucht in der Kinderstube, wenn sie dieselbe kommen sah. Man bemerkte die Frauen daher nur selten bei einander, geschah dies aber dennoch einmal, dann war Frau v. Krewzow's Stimmung noch nervöser und aufgeregter als sonst. Dabei ermahnte sie die Kinder unaufhörlich, der Tante alle Liebe und Aufmerksamkeit zu erweisen, andererseits aber wiederum konnte sie es kaum ertragen, wenn dieselben solchen Ermahnungen gern und

freudig Folge leisteten. Sie hatte den Zweck, den sie verfolgte, als sie die fremde Verwandte unter ihrem Dache aufnahm, offenbar erreicht, und dennoch schien ihr dieses Resultat jetzt unerträglich zu sein. Zuweilen, wenn sie alle Selbstbeherrschung verlor, stieß sie sogar ihre kleinen Mädchen von sich und hieß sie zur Tante Sintram gehen — „zur Tante Sintram, wie Ihr sie ja immer nennt!“

Eine solche Scene trug sich eines Tages auch in Valeska's Gegenwart zu, und die darauf folgende Reue und bittere Scham der Mutter machten den schmerzlichsten Eindruck auf das gequälte und durch alle diese Vorgänge ganz verwirrte Gemüth des jungen Mädchens.

„Aber ist sie denn nicht unsere Tante Sintram?“ rief Valeska in der ersten Ueberraschung.

„Tante Sintram! Haha!“ entgegnete die Edelfrau in einem Tone, der das ganze schneidende Weh ihres Herzens verrieth. „Tante Sintram! Aber warum nicht? Gewiß ist sie's.“

Dann aber, und trotzdem sie bemerkte, daß die Tante soeben in's Zimmer trat, fuhr sie in höchster Erregung fort: „Die Person ist eine Fremde, die mit Euch und mir gar nichts zu schaffen hat, und dennoch nimmt sie bei den Kindern schon meine Stelle ein, ja, und auch bei Dir, Valeska!“

„Mutter!“ rief das junge Mädchen, entsetzt und beschwörend die Hände erhebend.

Frau v. Krewzow aber wendete jetzt ganz außer sich ihr todtenbleiches Antlitz dem Eindringling zu.

„Was wollen Sie hier in diesem Hause?“ keuchte sie in wildester Leidenschaft. „Was wollen Sie hier? Sie! Nach allen Gesetzen des Himmels und der Erde sind wir Feinde, Todfeinde, wir müßten einander hassen, hassen — verstehen Sie? Das wäre wenigstens natürlich! Alles, Alles wäre zwischen uns natürlich — nur dieses nicht, nur dieses Eine nicht!“

„Aber ich hasse Sie ja doch nicht!“ antwortete die kleine Frau mit thränengefüllten Blicken.

Frau v. Krewzow erhob sich heftig. Auf ihrem Antlitz lag ein Ausdruck tödtlichster Pein, einer Pein, wie sie Prometheus empfunden haben mußte, als der Geier ihm die Eingeweide zerriß. Einen Augenblick stand sie regungslos, dann eilte sie aus dem Zimmer.

Valeska richtete einen flammenden Blick auf die Tante Sintram, die wie vom Schrecken gelähmt vor ihr stand.

„Frage mich nichts,“ rief die kleine Frau unter strömenden Thränen; „frage mich nichts, Kind! Ich sage Dir kein Wort, und wenn Du mich tödtest. Sie hat mich aus eigenem Antriebe hier im Hause behalten, und ich bin ja auch zufrieden, ganz zufrieden! Ich bin ja glücklich hier bei Euch. Aber frage mich nichts, denn ich sage Dir kein Wort, kein Sterbenswort!“

„Ich werde Dich über die Mutter nichts fragen,“ entgegnete Valeska stolz. „Was ich wissen will und darf, das erfrage ich von ihr selber.“

Tante Sintram trocknete sich die Augen, nickte und war dann sichtlich beruhigt, ja erheitert.

„Ich bin keine von den Klugen,“ fuhr sie fort, „und

dann habe ich auch zu lange einsam für mich selber gelebt; manche Leute halten mich für schwachköpfig, aber ich weiß wohl, daß der liebe Gott mir so viel Verstand gegeben hat, als mir nöthig ist. Und so weiß ich, daß Alles zu einem guten Ende kommen wird, wenn wir nur selber das thun, was recht ist."

„Das hoffe auch ich," sagte Valeska, trotzdem sie nicht wußte, um was es sich handelte.

„Nacht für Nacht liege ich wachend und denke darüber nach, was hier wohl das Rechte wäre. Aber frage mich nichts, Valeska, denn ich könnte Dir nimmermehr antworten."

Wieder schaute Valeska sie an, lange, kopfschüttelnd, rathlos. Das Geheimniß, welches ihre Mutter zu Boden drückte, war also auch dieser, ihnen doch eigentlich ganz fremden Frau bekannt, und sie selber, die Tochter des Hauses, wußte nichts, gar nichts davon. Der Gedanke füllte ihr junges Herz mit Weh, fast mit Bitterkeit.

Bisher war noch kein Wort über Hartmann über ihre Lippen gekommen; sie hatte weder ihrer Mutter den Auftrag jenes Mannes ausgerichtet, noch hatte sie von ihrer Unterhaltung mit demselben Jemand etwas mitgetheilt. Im Anfang hatte sie dies unterlassen, weil ihre Mutter nicht gleich bei der Hand gewesen war, dann aber bewahrheitete sich auch hier die Erfahrung, daß um eine Sache, die man nicht sogleich zur Sprache bringt, sich von Stunde zu Stunde immer mehr Schwierigkeiten und Hindernisse aufthürmen, bis Einem ihre Erwähnung unmöglich wird.

Hartmann hatte bis jetzt auch nichts wieder von sich hören oder sehen lassen, und dieser Umstand beunruhigte Frau v. Krewzow am meisten. Sie glaubte daraus schließen zu müssen, daß etwas gegen sie in's Werk gesetzt würde. Tante Sintram befand sich nun bereits drei lange Monate im Hause; Friedrich war längst in seine Garnison zurückgekehrt; der Park begann sein herbstliches Gewand anzulegen, und auf den Blumenbeeten führten jetzt die lieblichen, herb duftenden Blüthensterne der Astern fast ausschließlich das Regiment.

An einem der nächsten Tage machte Valeska mit der Tante einen Spaziergang die Landstraße entlang bis zu dem nahen Dorf. Die kleine Frau hing wie immer an des Mädchens Arm; sie gingen schweigsam dahin, Wehmuth erfüllte ihre Herzen, denn die wirbelnden, welken Blätter gemahnten sie an die trübe, winterliche Zeit, die das Leben der Natur zu ertödten kam und die auch ihre eisigen Finger schon auf das Familienleben daheim gelegt hatte.

Da bog ein Mann um die Ecke der Dorfstraße und kam ihnen, rasch heranschreitend, entgegen.

Die Tante Sintram bemerkte ihn zuerst; sie fuhr zusammen, zerrte erschrocken an Valeska's Arm und rief mit unterdrückter, ängstlicher Stimme: „Herzenskind, verlaß mich nicht, verlaß mich nicht! Da kommt der Albert!"

„Wer ist Albert?" entgegnete Valeska stolz, aber da erkannte auch sie den Näherkommenden.

„Ah, sieh da, guten Tag, Tantchen!" rief Hartmann, burschikos seinen Stock schwingend und Valeska gar nicht

beachtend, die er für eine Zofe halten mochte, zu welcher Annahme ihn der sehr einfache Anzug des jungen Mädchens auch wohl berechtigte, um so mehr, als ihr Gesicht hinter dem dichten, schwarzen Schleier ganz unkenntlich war.

„Habt Ihr Euch ein wenig auf die Beine gemacht?" fuhr er lachend fort. „Ja, ja, ich kann mir's denken, es wird Dir wohl manchmal unheimlich in der alten Burg, wo Du bis jetzt noch wie zwischen Baum und Borke, oder wie ein junger Kukuk im Grasmückennest sitzen mußtest! Aber Du siehst ja gar nicht vergnügt aus, Tantchen! Freust Dich wohl nicht sonderlich über das Wiedersehen?"

„Doch, Albert," stammelte die kleine Frau, „ich — ich freue mich immer, wenn ich — wenn ich Jemand wiedersehe, und nun gar Dich, meinen guten Albert."

„Na, na, wer's glaubt. Du wärst sicherlich froher gewesen, wenn Deinen ‚guten Albert' inzwischen der Henker geholt hätte. Hilft Dir aber Alles nichts, Tantchen. Ich habe Deinen Kram nun 'mal in die Hand genommen und ich verhelfe Dir zu dem Deinigen, Du magst nun wollen oder nicht. Ich bin höllisch fleißig gewesen, seit wir uns zuletzt gesehen."

Die Frau bebte wie Espenlaub.

„Also fleißig bist Du gewesen?" entgegnete sie tonlos. „Das ist recht, Albert. Du hast einen klugen Kopf — Du wirst es noch weit bringen, Albert — das habe ich immer gesagt — ja — das habe ich immer gesagt — wenn Dein gutes Herz —"

„Ach was, dummes Zeug! Stelle Dich nicht einfältiger als Du bist! Du weißt recht gut, was ich betrieben habe, wenn ich sage, ich bin fleißig g wesen. Ich habe Alles herausgefunden, was Dich angeht — Du weißt schon."

„Was war da herauszufinden, was mich anginge?" fuhr sie unwillig und mit plötzlichem Muthe auf. „Ich begehre nichts Böses und habe Dein Spioniren nicht zu fürchten! Du solltest Dich schämen, Albert!"

Hartmann lachte so laut, daß das Echo im fernen Gehölz wach wurde.

„Du nicht, beste Tante, aber Andere," sagte er dann. „Uebrigens, da Du doch so tugendhaft sein willst: ist es auch recht, wenn man sich für Jemand ausgibt, der man nicht ist, und sich einen falschen Namen beilegt? Wie? — Doch was rede ich noch lange. Das Ding soll jetzt ein Ende haben, und wenn hier Jemand sich zu schämen hat, dann bist Du's, weil Du den Schwindel so lange ruhig mit angesehen. Hast Du mich verstanden?"

Valeska, die das zunehmende Beben der kleinen Frau an ihrem Arm fühlte, konnte ihren Unmuth nicht länger zügeln.

„Sie vergessen sich, mein Herr," sagte sie, den Schleier zurückwerfend. „Sie mögen ein Verwandter der Dame sein, allein Sie haben nicht das mindeste Recht, in solcher Weise zu meiner Tante zu reden!"

Der Mann fuhr zurück. Der entrüstete Blick des jungen Mädchens und das plötzliche Erkennen seines Irrthums berührten ihn mit Zauberkraft. Er zog tief den Hut ab und stand in achtungsvoller Haltung da.

„Ich bitte um Verzeihung, gnädiges Fräulein,“ sagte er, „ich wußte nicht, daß Sie die Begleiterin meiner Tante waren.“

Dieser leichte Sieg erfüllte Valeska mit Muth und zugleich mit einer gewissen Befriedigung. Sie erkannte ihre Kraft.

„Sie hatten zwei Damen vor sich,“ entgegnete sie, unwillkürlich besänftigt, „und es mußte sich gleich bleiben ob ich eine derselben war oder nicht. Tante Sintram ist freundlich und gut zu uns Allen, und ich kann nimmermehr zugeben, daß man ihr harte Worte sagt. — Es ist spät geworden, liebe Tante,“ fuhr sie, gegen die kleine Frau gewendet, fort, „laß uns umkehren und nach Hause gehen.“

„Gestatten Sie mir, daß ich Sie begleite,“ sagte Hartmann, von Neuem den Hut lüftend.

Valeska verneigte sich leicht, und eine ganze Strecke gingen nun alle Drei schweigend neben einander her. Endlich begann er zu Valeska gewendet: „Ist's nicht merkwürdig, daß sie nicht nur meine Tante, sondern auch Ihre Tante ist?“

Der leichte Spott, der bei aller Höflichkeit in seinem Tone dennoch zum Vorschein kam, erregte des Mädchens Stolz und Unwillen auf's Neue.

„Sehr merkwürdig!“ sagte sie mit einem Blicke, der ihm die ganze Kluft zeigte, die zwischen ihr und ihm lag. „Komm, Tante, laß uns eilen. Die Mutter wird Dich und mich zu schützen wissen.“

Die kleine Frau hängte sich, ganz gebrochen und hilf-

los, schwer und schwerer an den stützenden Arm, bis Valeska sie kaum noch vorwärts zu bringen vermochte.

„Ich gehe mit Ihnen auf's Schloß, wenn Sie erlauben," bemerkte Hartmann lächelnd. „Ich habe mit Frau v. Krewzow geschäftlich zu reden."

Kaum hatte er dies gesagt, als die Tante stehen blieb, sich von Valeska's Arm losmachte und unter strömenden Thränen die Hände zu ihrem Neffen erhob.

„Albert!" rief sie. „Albert, ich beschwöre Dich, thue das nicht. Du glaubst Dich, Du glaubst uns im Rechte, aber ich sage Dir, ich weiß es besser. O Albert, laß Dich erbitten!"

„Was weißt Du denn besser?" entgegnete Hartmann abwehrend und zornig. „Hast Du denn schon auch nur einmal gewußt, was Du wolltest? Seit wann bist Du denn so klug? — Doch nun beruhige Dich; wir haben Rücksicht auf das gnädige Fräulein zu nehmen, für deren Ohren diese Geschäftssachen nicht geeignet sind."

„Albert, um der Liebe und Barmherzigkeit Christi willen, laß ab von Deinem Vorhaben und fahre wieder nach Hause!" flehte die arme Dame. „Es soll gewiß Dein Schaden nicht sein. Es steht in meiner Macht, für Dich auszuwirken, was Du verlangst, soviel es auch sei. Und gleich heute. Aber fahre zurück und quäle mich nicht so furchtbar! Ich habe Dir Zeit Deines Lebens immer nur alles Liebe und Gute gethan, vergiß das doch nicht. Ich will auch mit Dir gehen, mit Dir zurückfahren, um Alles zu besprechen, aber komme nur nicht mit nach Krewzow, nur nicht dorthin!"

Er würdigte die Flehende keines Blickes; sein Auge hing an Valeska, an dem schönen Antlitz des jungen Mädchens, welches durch die Aufregung dieser Scene bleich geworden war, und so, an die Sprossin des altadeligen Geschlechtes gewendet, erwiederte er ruhig und mit Nachdruck: „Gerade dorthin, nach Schloß Krewzow, steht mein Sinn. Ich habe jene Stunde nicht vergessen, wo —"

Er redete nicht weiter, doch sein Blick begegnete mit eigenthümlichem Glanze dem des Fräuleins v. Krewzow.

Valeska fühlte sich durch diesen Blick nicht beleidigt; es sprach aus demselben eine so selbstvergessene Bewunderung und Verehrung, und außerdem waren ihre Gedanken durch das hier so nahe vor sie getretene, unerklärliche, aber drohende Geheimniß so befangen, daß das Räthselhafte der ganzen Lage sie zu keinem Verständniß kommen ließ.

„Und nun laß uns gehen, Tante," nahm Hartmann nach einer Minute allseitigen Schweigens seine Rede wieder auf. „Ich kam, um die Sache durchzuführen, und nichts soll mich davon abhalten. Mein Weg ist ein gerader, ich will Niemand ein Unrecht zufügen. Gibt es Unheil, dann liegt die Schuld wahrlich nicht vor meiner, sondern vor eines ganz Anderen Thür. Aber Recht muß Recht bleiben, und wenn Jeder für seinen Theil vernünftig ist, dann braucht noch lange kein Trauerspiel aus der Geschichte zu werden."

6.

Jener Tag war bestimmt, ein für Schloß Krewzow sehr denkwürdiger zu werden.

Als Valeska zu ihrer Mutter in's Zimmer trat, fand

sie daselbst außer dieser noch eine Persönlichkeit, deren Anblick sie den Gutspächter Hartmann und Alles, was sich an dessen plötzliches Erscheinen geknüpft hatte, mit einem Schlage vergessen ließ. Neben dem Sessel der Mutter stand, das Auge in froher Erwartung der Thür zugewendet, ein junger, hochgewachsener Mann, ein alter Bekannter, der treueste Freund ihrer Kinder- und Jugendzeit, den sie über ein Jahr lang nicht mehr gesehen und auch, in diesem Augenblicke fühlte sie es, recht sehr vermißt hatte.

Graf Reginald v. Harttenstein hatte diese Zeit auf Reisen in fremden Welttheilen zugebracht, und als er Abschied genommen, war die liebliche Jugendgespielin, wie er meinte, noch zu kindlich gewesen, als daß er ihre Ruhe durch ein Wort von der Liebe, die er für sie in seinem Herzen trug, hätte stören mögen. Und so wußte er nichts Anderes, als daß sie in ihm den guten, alten Freund und Kameraden wiedersah, während sie selber instinktiv die Ueberzeugung hegte und schon damals gehegt hatte, daß sie in seinem Herzen als Königin wohnte und herrschte. Und jetzt war er wieder da und hatte sie augenscheinlich mit Sehnsucht und Freude erwartet! Es überkam sie wie die lichthelle Atmosphäre einer anderen, seligen Welt. Sie sah nur ihn; sie mußte gewaltsam das in ihr aufjubelnde Entzücken, hervorgegangen aus dem blitzartig entzündeten Bewußtsein, zu lieben und wieder geliebt zu werden, unterdrücken, und wie in einem Traume befangen eilte sie auf ihn und sagte ihm, wie sich das ziemte, daß sie herzlich erfreut sei, ihn wiederzusehen.

Weilte doch das Auge der Mutter auf ihr, der trefflichen Mutter, die sie erzogen durch das Beispiel edelster Sitte und taktvollster Weiblichkeit. Deshalb durfte er das Pochen ihres Herzens nicht merken und in den niedergeschlagenen Augen nicht lesen, welch' ein süßes Glück ihr ganzes Inneres erfüllte.

In mädchenhafter Scheu nahm sie auf der anderen Seite der Mutter, gleichsam im Schatten derselben, Platz, und von hier aus lauschte sie dem Klang seiner Stimme und hatte bereits eine Menge freundlicher, oberflächlicher Fragen an ihn gerichtet, ehe sie wieder recht zu sich selber kam.

Auch in Frau v. Krewzow's Seele hatte Graf Reginald durch seine Ankunft ein helles, warmes Licht gegossen. Ihr Antlitz sah fast wieder so aus wie früher, ehe sich der Schatten auf dasselbe gelegt hatte. Bei Valeska's Eintritt hatte sie gefürchtet, daß die Tante Sintram derselben folgen würde, als dieses aber nicht geschehen war, öffnete sie ihr armes, bisher so gequältes Herz ganz der Freude des Augenblicks. Sie wurde so gesprächig, wie sie seit Monaten nicht gewesen war. Es schien, als habe sie die Last, die sie bedrückte, einmal gänzlich abgeworfen. Da waren Reginald's Reisen, die ihr Interesse erregten, und sodann gab der von ihm ausgesprochene Vorsatz, nunmehr in der Heimath zu bleiben und sich ganz seinen Gütern zu widmen, unerschöpflichen Stoff zu dem angeregtesten Gedankenaustausch. Der junge Graf war, früh verwaist, in ihrem Hause erzogen worden; jetzt war er wiedergekommen, nicht mehr, wie ehedem, ihr zweiter Sohn,

nein, mehr als das, ein gereifter Freund. Sie war seit langer, langer Zeit nicht mehr so glücklich gewesen.

Die Minuten verrannen im Fluge.

Da plötzlich drängte sich dem jungen Mädchen wieder die vorhin auf dem Spaziergange erlebte Scene in's Gedächtniß. Sie machte eine unwillkürliche Bewegung und that einen leisen Ausruf. Die Mutter wendete ihr Auge zu ihr, und der Ausdruck auf Valeska's Antlitz ließ allen Sonnenschein aus ihrem Herzen fliehen.

„Was ist's?" fragte sie, und das plötzliche Weh überwebte ihre Züge wie mit einem aschgrauen Schleier.

„Verzeih' mir, Mutter," sagte Valeska stockend und leise, „es wartet Jemand, der Dich sprechen will."

„Ich weiß," entgegnete Frau v. Krewzow mit tiefer, tonloser, verzweifelnder Stimme. Sie legte die Hände fest gegen einander und saß, mit leicht erhobenem Haupte, bleich und starr wie eine Todte. Dann holte sie tief und stöhnend Athem und erhob sich langsam, zögernd von ihrem Sessel.

„Ich muß bitten, mich auf einen Augenblick zu entschuldigen," sagte sie und verließ das Zimmer.

„Um was handelt es sich?" fragte Reginald ganz erstaunt. „Was fehlt der Frau Mutter? Ist sie krank? Hat sich etwas zugetragen, das ich wissen darf?"

Statt aller Antwort verbarg Valeska ihr Gesicht in den Händen und brach in Thränen aus. Das Leid der Mutter und zugleich ihre eigenen Empfindungen Reginald gegenüber nahmen ihr alle Fassung.

„Ich weiß es nicht," schluchzte sie, „die Mutter spricht

sich nicht gegen mich aus, aber ich fühle, daß es ihr Herz bricht!"

„Beruhigen Sie sich, Valeska," bat der junge Mann, ganz nahe herzutretend und sich über sie neigend. „Wally, meine süße, meine einzige Wally, höre mich an!" flehte er weiter in innigem Flüsterton. Und nun sagte er ihr, wie heiß er sie liebe, wie er auch in der weitesten Ferne immer nur an sie gedacht und auf sie gehofft habe, und daß er jetzt nur ihretwegen zurückgekommen sei.

— — — — — — — — — — — —

In einem anderen Zimmer befand sich um dieselbe Zeit Frau v. Krewzow allein mit Albert Hartmann, dem Gutspächter. Gleich nach ihrem Eintritt hatte sie die Tante Sintram, die bei ihrem Neffen gesessen, hinausgeschickt.

„Sie können hier nichts nützen," hatte sie halb verächtlich, halb voll Mitleid zu der in Thränen Zerfließenden gesagt, „ersparen Sie sich deshalb unnütze Angst und Aufregung."

Und dann hatte sie ihrem Feinde allein die Stirn geboten.

Sie kämpfte mit allen ihr zu Gebote stehenden Waffen, mit dem Aufwand ihrer äußersten Kraft. Mit einem Antlitz hart und starr wie Marmor strafte sie jedes Wort des Mannes Lügen, obgleich sie im Innersten ihres Herzens wußte, daß er die Wahrheit und das Recht auf seiner Seite habe. Hoch, wie ein Streitpanier, hielt sie den grimmigen, verzweifelten Entschluß, nicht zu wanken und nicht zu weichen, und gälte es ihr Seelenheil, und koste es ihr Leben.

Da aber überrumpelte er sie durch einen gänzlich unerwarteten Vorschlag, durch das Anerbieten, seinerseits Alles fallen zu lassen und fernerhin nicht mehr ihr Feind, sondern ihr dienstwilliger und gefügiger Freund zu sein. Er kam mit diesem Vorschlag, als sie in der heißesten, energischesten Abwehr begriffen war. Die Wirkung war eine seltsame. Im heftigsten Verzweiflungskampf bot sich ihr plötzlich eine Gelegenheit zur Rettung. Sie athmete auf. Angst und Herzensqual hatten sie bisher so unausgesetzt und fürchterlich bedrängt, daß eine Befreiung davon ihr wie das höchste Erdenglück erschien. Hätte Hartmann es falsch mit ihr meinen wollen, so wäre ihm hier ihre schwache Seite offenbar geworden. Sie sank, ihrer selbst nicht mehr mächtig, in einen Lehnsessel zurück, und ihren Lippen entrang sich ein leiser Schrei, der aus ihrem tiefsten Herzen zu kommen schien. Die verlockende Aussicht blendete sie — Rettung winkte ihr, Rettung aus diesem unsäglichen Jammer! Nicht an sich dachte sie dabei — sie hätte schon noch einen Ort gefunden, wo sie in dunkler Verborgenheit den Rest ihres Daseins hinbringen konnte — aber an ihre Kinder; an den Sohn und dessen Existenz, an die Töchter und deren Ruf und ehrlichen Namen. Die Versuchung war übermächtig groß. Sie hätte ihre Seele geopfert, um Rettung zu erkaufen, jetzt bot man ihr diese Rettung, und der Preis, den man von ihr forderte, war weder ihre Seele, noch ihr Leben, wohl aber — ihr Kind.

„Ich sage Ihnen, ich könnte den Erdboden küssen, auf dem ihre Füße gehen, ich könnte sie anbeten, wie ein Muttergottesbild in der Kirche," sagte der Gutspächter

mit vor Erregung bebender Stimme. „Vertrauen Sie mir Ihre Tochter an und ich schwöre Ihnen, daß ich sie glücklich machen will. Fräulein Valeska hat es mir angethan — ich kann mir nicht helfen. Ich bin vielleicht ein Thor, denn wenn ich keine Rücksichten nähme und nur unser Recht verfolgte, dann würden wir hier sehr bald in der Wolle sitzen, sehr bald, sage ich Ihnen. Aber um Ihrer Tochter willen würde ich von Allem abstehen. Ich würde die Papiere verbrennen, ich würde Ihnen auch die Tante abnehmen. Und nun reden Sie, Frau v. Krewzow; wollen Sie mir Valeska geben? Natürlich mit dem ihr zustehenden Vermögensantheil."

Die Edeldame sah den Sprecher mit wirrem Blicke an. „Das Kind ist mir das Liebste auf der Welt," sagte sie; „ehe ich Wally opferte, würde ich Alles, Alles aufgeben."

„Wer sagt Ihnen denn, daß Sie Wally ‚opfern' sollen? Fragen Sie sie doch erst selber, ob es sie opfern heißt, wenn sie mich nimmt. Als ich das erste Mal hier war, und sie mich eine ganze Stunde lang allein im Park herumführte, nur um mir etwas Liebenswürdiges zu erweisen, da habe ich ihr gar nicht mißfallen, das können Sie mir glauben. Im Gegentheil, sie machte mir die freundlichsten Augen. Sie soll es gut bei mir haben, wahr und wahrhaftig, gnädige Frau! Ich liebe sie, und ich nähme sie zehnmal lieber ohne einen rothen Heller, als eine andere mit Säcken voll Geld. Das heißt, wohlverstanden, ihren Vermögensantheil muß sie mitbringen, der aber ihr eigen bleiben und nur ihr zu Gute kommen

soll. — So. Jetzt habe ich Ihnen meinen Vorschlag gemacht. Nehmen Sie an, dann sind wir Freunde, die Papiere wandern in den Ofen und Sie werden meine Schwiegermutter, die ich pflegen und beschützen will wie nur Einer; wenn aber nicht, dann —"

Er unterbrach sich und sein Gesicht nahm einen zornigen Ausdruck an, denn Frau v. Krewzow hatte sich bei dem Worte „Schwiegermutter" schaudernd von ihm abgewendet.

Dieses Menschen Schwiegermutter — allmächtiger Gott! Und dennoch, es wäre die Rettung — eine andere gab es nicht! Wie zuckten ihr die Gedanken durch das zermarterte Hirn! Wies sie ihn zurück, dann brach ein Elend über die Familie herein, dem auch nicht Eines entgehen konnte. Friedrich würde am schwersten betroffen werden, er würde ruinirt sein, noch ehe er das Leben begonnen; Valeska würde für immer jeglicher Freude, jeglichem Glück entsagen müssen, ebenso die kleinen, unschuldigen Jüngsten. Es wäre der Ruin und das Verderben Aller!

Sie saß in finster brütendem Schweigen. Was hatte der Mensch gefordert? Ein Opfer, ein bitteres, wehevolles Opfer — allein dergleichen Opfer waren in der Welt schon öfter gefordert und auch dargebracht worden. Sie dachte an Iphigenie und Andromeda — auch ihre Valeska war die hochherzige Jungfrau, die, um die Anderen zu retten, sich opfern würde, und sollte ihr auch das Herz darüber brechen. Und weiter dachte sie an ihr eigenes vergangenes Leben, das auch ohne Liebe dahingeschlichen war; es war ein ödes, trübseliges Leben gewesen, allein sie hatte sich doch damit abgefunden, und die Kinder ge-

währten ihr Ersatz. Sie hatte sich den Verhältnissen ohne einen sonderlich edlen Zweck geopfert, der Zweck von Valeska's Opfer aber würde der erhabenste sein, den ein Weib erstrebte — die Rettung der Ehre, des Rufes, der Existenz ihrer ganzen Familie.

Der Mann stand dicht vor ihr, aber sie hatte seine Gegenwart ganz vergessen. Sie saß, auf jeder der vorher so marmorbleichen Wangen einen brennend rothen Fleck, den Kopf geneigt und die Hände im Schoße gefaltet, und grübelte und grübelte. Wie konnte, wie durfte sie ihr armes Kind opfern? Und wiederum — wie konnte, wie durfte sie diesen einzig rettenden Ausweg von der Hand weisen?

Hartmann machte eine ungeduldige Bewegung; sie fuhr zusammen und blickte ihn an.

„Bleiben Sie," sagte sie mit schwacher Stimme, „bleiben Sie und geben Sie uns heute bei Tafel die Ehre Ihrer Gegenwart. Ich kann Ihnen jetzt noch keine bindende Antwort geben und muß Sie bitten, sich bis heute Abend zu gedulden. Es ist ein hoher, ein sehr hoher Preis!"

„Sehr schmeichelhaft für mich," antwortete Hartmann grob. „Aber ich werde bleiben. Sie finden den Preis hoch, nun, ich sage Ihnen, billiger mache ich's nicht."

Frau v. Krewzow erhob sich und ging langsam aus dem Zimmer. Sie seufzte tief und schwer. Aber sie sah nun doch einen Ausweg. Valeska's Hand war bisher noch von Niemand begehrt worden; wer konnte wissen, wie sich des Mädchens Geschmack und Neigung äußern würden? Und der Mann liebte sie, das war unbestreitbar. Und —

es war die einzige Hoffnung! — Jetzt, da eine Hoffnung vorhanden war, erkannte sie erst ganz die Furchtbarkeit des Abgrundes, an dessen Rande sie stand. Sie sah schaudernd hinunter, wußte sie doch nun, daß sie sich und die Ihren retten konnte, wenn sie wollte.

Sie begab sich zurück in das große Wohnzimmer. Valeska und Reginald hatte dasselbe inzwischen verlassen, und so blieb der Mutter ihre Hoffnung noch bewahrt. Nach kurzem Verweilen im Wohnzimmer suchte sie ihr eigenes Gemach auf, um ungestört weiter denken und grübeln zu können.

Daß Einer Leid trug, um Anderen Freiheit und Rettung zu bringen, das war von jeher bei edlen Menschen vorgekommen. Und gerade Valeska würde sich willig und bereit zu solchem Opfer finden lassen. Sie würde es thun, ohne Frage; und dann — war es denn möglich? Sollte es nach diesem Sturm noch einen Frieden geben? Sollte dann wirklich Alles wieder so sein, wie es vorher gewesen war? Ach nein. Diese drei Monate ließen sich durch nichts mehr aus der Welt schaffen. Weder Thränen noch Blut konnten ihre Spuren hinwegwaschen. Aber man konnte diese Spuren vielleicht verdecken, daß Niemand mehr etwas davon gewahr wurde.

Frau v. Krewzow blieb in der Einsamkeit ihres Zimmers, bis die Tischzeit herankam. Der Besuch des Grafen v. Harttenstein war ihr jetzt ganz unwichtig geworden; sie meinte, als sich noch ein flüchtiger Gedanke an ihn in ihrem Innern fand, daß er sich inzwischen wohl schon wieder verabschiedet haben würde. Und doch, es

hatte einst eine Zeit gegeben, wo sie sich gern mit dem Gedanken beschäftigte, daß ihr reizendes Kind in dem Herzen des jungen Mannes noch andere als freundschaftliche und brüderliche Empfindungen wachrufen könnte. Gegenwärtig aber war seine Gestalt gänzlich in den Hintergrund gedrängt. Wie hätte sie sich auch in dem fürchterlichen Ernst ihrer Lage mit solch' heiteren Bildern befassen können?

7.

Als die Schloßherrin in das Speisezimmer trat, stutzte sie wie vor einer Erscheinung, als sie auch den Grafen Reginald daselbst gewahrte. Wohl war er ein alter Freund, ja fast ein Kind des Hauses und daher wohl berechtigt, auch ohne besondere Einladung sich an der Familientafel einzustellen, und trotzdem war ihr in diesem Moment sein Anblick unangenehm. Sie war, wie immer seit einiger Zeit, als die Letzte erschienen, und als sie zur Rechten Valeska's ihren Platz in dem hohen, wappengeschmückten Ehrenstuhle einnahm, flüsterte ihr diese furchtsam in's Ohr: „Ich hatte ihn gebeten, hier zu bleiben, liebe Mutter; sei nicht böse!"

„Das ist ja auch ganz in der Ordnung," entgegnete die Mutter kurz und kalt. Sie war nicht ungehalten, aber es kam ihr nicht gelegen, denn der Mann, den sie selber zu Gaste gebeten, gerieth durch die vornehme und bestechende Gegenwart des Grafen in einen argen Nachtheil. Nicht immer prägen sich edles Blut und vornehme Herkunft ohne Weiteres auf dem Gesicht und in der Gestalt ihres Besitzers aus, und oft ist es schwer zu sagen, wer

von Zweien der Aristokrat und wer der Plebejer ist; zuweilen aber zeigt sich der Unterschied auf das Schärfste, und Graf Reginald konnte geradezu als der Typus eines fein erzogenen jungen deutschen Edelmannes gelten. Gegenüber seiner Ruhe und seinen sicheren, eleganten Formen trat das eckige, anstößige, halb verlegene, halb trotzig vertrauliche Benehmen des Gutspächters in das grellste Licht.

Frau v. Krewzow empfand dies auf das Peinlichste und beschuldigte in ihrem Herzen den jungen Grafen als den Urheber der unglücklichen Lage. Und forderte er nicht ihre Tochter außerdem zu Vergleichen heraus, die für Hartmann höchst unvortheilhaft ausfallen mußten? Das Schicksal aber hatte das arme Mädchen für diesen Letzteren bestimmt. Die bedauernswerthe Mutter sagte sich, daß sie die Verheirathung ihres Kindes mit dem Sproß einer makellosen Familie nie zugeben dürfe. Der einzig mögliche Gatte für Valeska war dieser — Mensch.

Soweit waren die Gedanken der unglücklichen Frau bereits gekommen.

Während des Mahles fand Graf Reginald die Gelegenheit, sich mit einer leisen Frage an die Schloßherrin zu wenden.

„Darf ich Sie, ehe ich mich nachher verabschiede, um eine kurze Unterredung in der Bibliothek bitten?"

Sein Blick hing bei diesen Worten mit dem Ausdruck liebevollster Verehrung an ihrem Auge.

„Gewiß," sagte sie, wie abwesend, und sie fragte sich nicht einmal, was Reginald ihr wohl zu sagen haben könnte.

Endlich wurde die Tafel aufgehoben, und die Damen begaben sich in das große Wohnzimmer.

Hier näherte sich Tante Sintram der Frau vom Hause.

„Liebe," begann sie, „ich bitte tausendmal um Entschuldigung und um Nachsicht für Albert!"

Nur sehr selten vermochte sie so viel Muth aufzutreiben, um Frau v. Krewzow aus eigenem Antriebe anzureden, heute aber hatte die Rolle, die ihr Neffe an der aristokratischen Tafel gespielt, sie doch zu sehr erschüttert, als daß sie eine Fürbitte für ihn hätte unterlassen können.

„Er ist auf einem abgelegenen Gute an ein so vornehmes Leben nicht gewöhnt," fuhr sie fort, „und da fühlte er sich beklommen und gedrückt. Und er hätte sich doch auch so gern ein wenig liebenswürdig und dankbar erwiesen!"

„Soviel ich gesehen, hat Herr Hartmann sich durchaus angemessen benommen," entgegnete Frau v. Krewzow. „Von einer Entschuldigung oder dergleichen kann daher gar keine Rede sein."

„Ich danke Ihnen herzlich," sagte Tante Sintram leise und dann zog sie sich schüchtern in die fernste und dunkelste Ecke zurück.

Nunmehr hielt Valeska den Augenblick für gekommen, um der Mutter die Mittheilung von dem zu machen, was ihr seit einigen Stunden so süß und doch auch so schwer auf dem Herzen lag. Da aber öffnete der alte Hölzermann die Flügelthür.

„Der Herr Graf v. Harttenstein bittet um die Ehre,

die gnädige Frau in der Bibliothek sprechen zu dürfen," meldete er mit seiner gewohnten Würde, und dann trat er einen Schritt zur Seite, um dem hereinkommenden Gutspächter den Weg freizugeben.

Valeska sprang herzu, faßte die Mutter um den Hals und küßte dieselbe erregt und hastig. Dann, als Frau v. Krewzow hinausgegangen war, setzte sie sich zu Tante Sintram und gab sich die erdenklichste Mühe, ihre Aufregung zu bezwingen und ruhig zu erscheinen. Die kleine Frau aber merkte bald, daß etwas Außergewöhnliches in dem jungen Mädchen, das sie so liebgewonnen hatte, vorging.

„Ist Dir nicht wohl, liebe Wally?" fragte sie besorgt. „Oder beunruhigt Dich etwas?"

Zu dieser letzteren Frage bewog sie der Gedanke an die Gegenwart ihres Neffen.

„Fräulein Valeska denkt an einen Gewissen," bemerkte Hartmann neckisch und in plumpem Scherz.

Die junge Dame wurde purpurroth; sie warf ihm einen Blick vernichtenden Stolzes zu und wendete sich ab. Sie hätte viel darum gegeben, der Anwesenheit dieser Beiden überhoben zu sein, um in ungestörter Einsamkeit der Entscheidung entgegenzusehen, oder vielmehr zu warten, bis die Mutter sie freudig und gerührt herbeirufen würde. Denn an die Möglichkeit eines anderen Ausganges der Unterredung derselben mit Reginald dachte sie nicht. —

Als Frau v. Krewzow in der Bibliothek erschien, eilte der junge Graf mit schnellen Schritten auf sie zu und ergriff ihre Rechte mit seinen beiden Händen.

„Meine theuerste Frau v. Krewzow," rief er, „meine

liebe gute Mutter, wissen Sie, was ich auf dem Herzen habe? Sagen Sie ja, o bitte, sagen Sie, daß Sie's wissen!"

„Aber wie kann ich das wissen?" entgegnete sie; dann aber fuhr sie zurück, als wenn sie plötzlich erwachte. Ihrem inneren Blicke offenbarte sich Alles, und jetzt wußte sie, was Reginald auf dem Herzen hatte.

„Also nicht?" sagte er, und ein Schatten der Enttäuschung, fast des Schmerzes legte sich auf sein Antlitz. „Sollte ich mich so irren, sollte ich mich so wenig haben verständlich machen können? Frau v. Krewzow, ich stehe hier vor Ihnen, um Sie um die Hand Ihrer Tochter Valeska zu bitten. Ich habe sie geliebt seit den Tagen meiner frühesten Jugendzeit, und sie ist die Einzige, die jemals mein Weib werden wird. Sie kennen mich und meine Verhältnisse so gut, wie ich selber; es bedarf zwischen uns weiter keiner Auseinandersetzungen. Ich liebe Valeska von ganzer Seele, und auch sie liebt mich. Mein Glück ist so groß, daß ich es mit Worten nicht beschreiben kann! — Aber warum wenden Sie sich ab? Ich will sie Ihnen nicht allzu weit entführen, sie wird Ihnen stets nahe bleiben, fast so nahe, wie jetzt. Mutter, meine Mutter, schauen Sie mich an! Sie wissen's, ich bedarf einer Mutter noch ebenso sehr, wie einer Frau. Sind Sie mir böse? Hat Sie meine Bitte zu sehr überrascht?"

Frau v. Krewzow blieb abgewendet, unbeweglich stehen, das Taschentuch vor dem thränenlosen Gesicht. Sie zog ihre Hand aus der seinen zurück.

„Nichts mehr — nichts mehr!" stieß sie heiser hervor.

„Sie haben mich — sehr überrascht. Ich bin — nein, ich bin nicht böse auf Sie. Herr Graf, Sie erweisen meiner Tochter eine hohe Ehre, allein sie kann nie die Ihre werden."

Mit diesen Worten wankte sie an den großen geschnitzten Eichentisch, ließ sich auf einen Stuhl nieder und stützte ihr Haupt in die Hände.

Reginald stand in der Mitte des großen Gemaches wie versteinert. Sein Erstaunen war grenzenlos. „Herr Graf" hatte sie ihn genannt, sie, unter deren Obhut er aufgewachsen, die ihn wie eine Mutter geliebt, die ihn stets als Sohn angesehen und angeredet hatte! Sollte sie von Sinnen gekommen sein? War dies die Erklärung des unausgesprochenen Schmerzes, der seine Valeska niederdrückte? Eine andere Erklärung gab es nicht, durfte es nicht geben, denn was sollte aus seiner, aus der Geliebten Zukunft werden, wenn diese Zurückweisung bei klarem Bewußtsein ausgesprochen worden wäre? Ja, die arme Frau war krank, sehr krank, das bestätigte sich ihm jetzt auch aus allerlei Beobachtungen, die er heute zu machen Gelegenheit gehabt. Er näherte sich leise der regungslos Dasitzenden und legte liebevoll seinen Arm um ihre Schulter.

„Liebste, beste Mutter!" sagte er schmeichelnd.

Sie fuhr auf und machte eine heftige, abwehrende Bewegung; dann aber wendete sie sich plötzlich um, erfaßte seine Hand und drückte dieselbe innig und leidenschaftlich.

„Rex!" rief sie, und zwei große Thränen rollten über ihre Wangen. „Rex, mein lieber Sohn, quäle mich nicht,

bitte mich nicht mehr! Gott weiß es, daß ich Dir, gerade Dir mein Kind am liebsten gäbe, daß Eure Vereinigung ein unendliches Glück für mich wäre, aber es kann nicht sein, es kann nicht sein! Bei der Barmherzigkeit Gottes beschwöre ich Dich, bitte mich nicht mehr und frage mich auch nicht! Geh', Rex, verlaß uns und reiße Valeska aus Deinem Herzen und aus Deinen Gedanken!"

Die Erregung der armen Mutter war eine so fürchterliche, daß der junge Mann sich jeder Antwort enthielt. Aber er wich nicht von ihrer Seite, seine Hand streichelte liebkosend und beruhigend ihre Schulter, denn er hielt sie für krank. Er erwog sogar ernstlich, ob er nicht unverweilt nach dem Arzte senden sollte. Denn sie konnte ihm alles dieses unmöglich bei gesundem Verstande gesagt haben. Schon ihre maßlose Erregung war ihm ein Beweis dafür, daß ihr Gemüth und ihre Seele durch irgend etwas aus dem Gleichgewicht gebracht worden seien, denn wie konnte sonst das Geständniß seiner Liebe zu ihrer Tochter, eine Sache, die doch eigentlich so natürlich war, sie in einen solchen Zustand versetzen? Er wollte also ruhig warten, bis sie sich besänftigt haben würde.

Frau v. Krewzow errieth diese Gedanken aus seinem Benehmen. Sie versuchte daher sich zu fassen und ruhiger mit ihm zu sprechen.

„Mein guter Rex," sagte sie, „Du hällst mich für krankhaft aufgeregt und meinst, daß ich Dir sonst einen solchen Schmerz nicht bereiten könnte, Dir, dem Sohne meiner frühverstorbenen Herzensfreundin, Dir, den ich von Kindesbeinen an so innig geliebt habe. Aber glaube mir,

ich bin mir meiner Worte voll bewußt; ich bin nicht wahnsinnig — o, wollte Gott, ich wär's! Es hat sich etwas zugetragen, wodurch Deine Vereinigung mit Valeska unmöglich wird, unmöglich, mein armer Sohn. Verstehe mich recht — nicht mein Wille ist's, der Euch trennt; daß ich Dir mein Kind nicht geben kann, bricht mir das Herz — aber es ist unmöglich, jetzt sowohl, wie für alle spätere Zeit. Versuchet es zu tragen — Rex, bei dem Gedächtniß Deiner theuren Mutter, ich bin unschuldig an dem Weh, das ich Euch bereiten muß!"

„Aber warum, Mutter, warum?" rief Reginald außer sich und noch immer ungläubig. „Das ist Thorheit, das ist Wahnsinn! Warum?"

„Ich kann es Dir nicht sagen," entgegnete sie mit erstickter Stimme.

Auf dem Antlitz des jungen Grafen zeigte sich jetzt die Röthe des Zornes. Er ließ ihre Hand, die er bisher gehalten, fallen.

„Du vergißt, daß ich ein Recht habe, den Grund einer solcher Abweisung zu erfahren," sagte er kalt. „Du täuschest Dich, wenn Du meinst, daß ich mir an gehaltlosen Redensarten genügen lassen werde."

„Und ich wiederhole Dir, daß ich Dir weiter nichts sagen werde, und sollte es mein Leben kosten."

Auch in ihr war des innersten Herzens Grimm wieder erwacht, der Grimm, den sie seit jenem unseligen Tage im Verborgenen gegen Alles, was auf und über der Welt war, gehegt und genährt.

„Und ich muß es ablehnen, mich Deinem Belieben zu

fügen!" rief er. „Wie? Soll ich vielleicht ruhig zuschauen, wie man meiner Einziggeliebten das Herz bricht, und soll ich mich selber widerstandslos elend machen lassen? Du verfügst in aller Ruhe, daß wir uns zu trennen haben, und —"

„In aller Ruhe?" wiederholte sie mit einem unsäglich bitterem Lächeln. „Doch genug der Worte. Wenn Du noch ein Fünkchen Liebe und Achtung und Dankbarkeit für mich hegst, dann verlaß mich jetzt; geh', Reginald, und geh' auch fort aus diesem Hause, auf welchem der Fluch Gottes lastet."

Aber noch wollte er nicht Alles aufgeben. Er bat und flehte und beschwor sie, bis ihr Hirn wie Feuer brannte und ihr Herz sein Schlagen fast einstellte. Trotzdem aber erhielt sie sich noch Kraft genug, ihm auch ein letztes Abschiedswort mit Valeska zu verweigern.

In einem Wirbelsturm von Jammer, Schmerz, Wuth und Hoffnungslosigkeit stürzte er endlich aus dem Schlosse.

Frau v. Krewzow stand noch lange in dumpfer Betäubung, dann kehrte sie in das Wohnzimmer zurück. Valeska's Blick begegnete ihr schon in der Thür, und der Ausdruck des Schreckens und der Enttäuschung in demselben, als die Thür sich schloß, ohne daß Reginald mit eingetreten wäre, zerschnitt der unglücklichen Frau die Seele.

Der andere Bewerber um der Tochter Gunst stand dicht vor derselben und versuchte durch unaufhörliches Reden und durch allerlei Späße sich ihr angenehm zu machen. Valeska bemerkte kaum etwas davon, ihrer Mutter aber fraß der Grimm sich noch tiefer in's Herz bei diesem

Anblick. Tante Sintram saß ganz still und beobachtete das junge Mädchen und ihren Neffen mit lebhaftem, ängstlichem Interesse.

„Mir ist nicht wohl, Wally, und ich bin müde," sagte Frau v. Krewzow nach einer kleinen Weile. „Ich will zu Bett gehen. Komm mit mir, ich habe Dir auch noch etwas zu sagen."

„Hat der Herr Graf uns schon verlassen?" fragte Tante Sintram mit erschreckt geöffneten Augen, denn sie ahnte und fürchtete bereits wieder neues Elend.

„Ja, er ist vorhin gegangen," antwortete Frau v. Krewzow aufseufzend. Und ohne ihre Tochter anzusehen, gewahrte sie dennoch das ungläubige, schmerzvolle Erstaunen auf dem Gesichte derselben. Sie nahm des Mädchens Hand, und Beide verließen das Zimmer. Beide befanden sich außerhalb des Bereiches der gewöhnlichen Lebensformen, und so gingen sie ohne ein Wort des Grußes für die Zurückbleibenden.

Hartmann fühlte sich durch diesen Mangel an Höflichkeit empfindlich verletzt.

„Gute Nacht, meine Damen!" rief er laut, halb in Hohn, halb in Aerger, als die Flügelthür sich geschlossen hatte. „Viel Umstände werden hier in dieser Burg nicht gemacht, wie es scheint," fuhr er fort. „Der hochnäsige Herr Graf ist auch davongegangen, als wenn ihn der Hund gebissen hätte."

Und damit begann er in dem Zimmer auf und ab zu laufen, immer an der Tante vorbei, die aufgestanden war, um ihn zu beschwichtigen.

„Albert,“ sagte sie bittend, „Albert, früher sagtest Du mir öfter, daß ich es immer gut mit Dir gemeint hätte.“

„Ach was!“ brummte er grob.

„Lieber Albert, höre mich nur ein wenig an. Deine Mutter und auch alle die Anderen redeten stets so, als ob ich die Familie in Unehre gebracht hätte — Du weißt ja, wie schlecht sie mich behandelten, wenn ich mich einmal sehen ließ. Da aber kamst Du, und mit Deinem klugen Kopfe fandest Du bald heraus, wie die Sache mit mir lag. Und seitdem Du nun Alles weißt — Albert, lege die Hand auf's Herz und sage mir: bist Du, sind wir glücklicher geworden, seit Du angefangen hast, mir mein Recht zu verschaffen?“

„Tante, nimm mir's nicht übel, aber Du bist ein Schaf! Wer sagte denn, daß wir glücklicher werden wollten?“

„Ich nicht, Albert,“ entgegnete sie. „Meinst Du, daß ich mich hier wohl fühle, wo ich jede Stunde empfinde, daß man mich als einen Eindringling betrachtet, der allen Frieden stört, der der Frau des Hauses das Leben verbittert?“

„Nun, zum Henker, warum änderst Du das nicht? Hast Du's nicht in der Hand? Wirf die Sippschaft hinaus, dann wird Dir schon wohler zu Muthe werden!“

„Soll ich die Kinder in's Elend schicken? O Albert, höre mir zu. Auf solche Weise werden wir niemals Ruhe und Frieden und Segen erlangen. Laß Dich mit einer Summe Geldes abfinden und gönne ihnen den Rest. Ich werde dafür sorgen, daß Du genug erhältst, so viel, daß Du Dein Gut kaufen und selbstständig werden kannst; sie



wird's von Herzen gern geben. Albert, wenn Du mich noch ein wenig lieb hast, wenn Du noch an die Wohlthaten denkst, die ich Dir erwiesen —"

„Tante, Du bist ein — Geh' zu Bett! Geh' schlafen und zerbrich Dir Deinen Kopf nicht. Laß mich nur machen. Sie weiß schon, was ich verlange, und sie wird's geben. Mit Geld allein bin ich nicht zufrieden. Aber nun halte den Mund und geh' schlafen."

— — — — — — — — — — — — —

In Frau v. Krewzow's Schlafgemach saß die Tochter zu den Füßen der Mutter und lauschte wie in schrecklichem Traume dem Spruche des Schicksals. Reginald war fort, weggeschickt von der eigenen Mutter, auf Nimmerwiederkehr.

War das möglich? Nein, das war nicht möglich!

Das junge Mädchen saß starr, denn bis jetzt war's noch eher Starrheit, als Verzweiflung. was ihr Herz in Eisesklammern hielt. Die Lippen blutlos, die Wangen fahl, die Augen weit offen und stier, so schaute sie auf zur Mutter.

„Warum? Warum?" so fragte die lautlose Bewegung ihrer Lippen.

„Ich kann es Dir nicht sagen," antwortete die unglückliche Frau. „Wally, mein süßes Kind, Gott schickt Dir eine Prüfung, wie er sie nur wenigen Menschen auferlegt. Du mein armes, armes, unschuldiges Kind! O, wie gerne nähme ich all' das große Leid allein auf mich! Aber ich bin machtlos; Du, nur Du kannst helfen!".

„Mutter, was redest Du? Was willst Du damit sagen?"

„Wally," fuhr die Aermste fort, indem sie sich zu der Tochter niederbeugte, „Du sollst ein Opfer werden, das in den Tod geht, um die Anderen zu retten —"

„Mutter!"

Und in diesem Augenblick schoß auch durch Valeska's Kopf der Gedanke, daß die Mutter im Wahnwitz rede. Sie sollte in den Tod gehen? Wollte die Frau, die ihre natürliche Beschützerin war, im Irrsinn hier gewaltthätig die Hand an sie legen? Sie dachte nicht an Flucht; in heldenmüthiger Liebe saß sie ganz still, das bleiche Antlitz zum Auge der Mutter emporgerichtet, ergeben und bereit, Alles über sich ergehen zu lassen.

„Valeska, nur Du kannst uns Alle retten, Du allein kannst uns vor der Schande und dem Verderben bewahren. In Deiner Hand liegt die Existenz Deines Bruders und seine Ehre und auch die meine, die Sicherung eines ehrlichen Namens für Dich und Deine Geschwister. Ohne Deine Hilfe sind wir Ausgestoßene, Geächtete, Elende ohne Namen und ohne Heimath. Wally, all' unser Besitzthum zerstäubt in den Wind, wenn Du es nicht von Neuem erkaufst. Bei Dir steht es, ob wir Alle leben, oder ob wir untergehen sollen."

„Ausgestoßen — geächtet — entehrt? Elende ohne Namen? Was willst Du damit sagen, Mutter? Wenn ich hier helfen kann und soll, so muß ich doch wenigstens wissen, um was es sich handelt!"

„O Kind, das ist ja das Schreckliche, daß Du Dich opfern mußt und doch nie erfahren darfst, weßwegen. Wenn mein Tod es Dir ersparen könnte, so hätte ich ihn längst und

freudigen Herzens gesucht. Aber Alles steht einzig und allein bei Dir. Und nie, nie darfst Du wissen, was Deine Mutter zwang, von Dir, ihrem liebsten Kinde, zu verlangen, daß es freiwillig sein Glück hergebe, um seine Familie zu retten! — Wally, kannst Du Dich dazu verstehen? Willst Du es thun, und ohne zu fragen, warum?"

Valeska war fast noch ein Kind; in ihrem Herzen wohnte noch das höchste, unbedingte Vertrauen zu der, die bisher ihre einzige, natürliche Stütze, Führerin und Beratherin gewesen. Noch nie war ihr in den Sinn gekommen, daß sie auch selber schon Anspruch an individuelle und allgemeine Menschenrechte habe. Ihr Gemüth war noch voll von dem Gehorsam und der rührenden Ergebung, die das Märtyrerthum und das Sterbebett eines unschuldigen Kindes mit einer so wunderbaren, ergreifenden, heiligen Atmosphäre umgeben.

Sie öffnete leise die blassen Lippen und sagte: „Ich bin Dir stets gehorsam gewesen, Mutter; ich will Alles thun, was Du mich heißest."

Aber als sie erfahren, was das Opfer war, das sie darzubringen versprochen, da schwanden ihr die Sinne; sie fiel nieder auf den Teppich und man mußte sie auf ihr Bett tragen wie eine Todte.

8.

Das war ein trüber, trauriger Herbst für Schloß Krewzow. Valeska hatte eingewilligt, wie ihre Mutter vorausgesehen, und demzufolge war Hartmann ein fast beständiger Gast der Familie. Es war dies ein Ueberein-

kommen zwischen der Schloßherrin und dem Gutspächter, gegen welches die Tante Sintram vergebens protestirt hatte. Frau v. Krewzow legte beinahe dieselbe fieberhafte Eile, die Sache zum Abschluß zu bringen, an den Tag, wie der Neffe Albert.

Friedrich war inzwischen Lieutenant geworden, und sein Besuch, dem man allgemein mit Bangen entgegensah, stand um die Weihnachtszeit bevor. Er hatte noch keine Ahnung von dem düsteren Verhängniß, das wie eine alles Sonnenlicht ausschließende Wolke über den Seinen schwebte, und Hartmann's Befürchtung, daß der junge Offizier mit seiner Zustimmung zu der angestrebten Verbindung nicht sonderlich bereitwillig sein würde, hatte mehr als einen triftigen Grund.

Auf der anderen Seite hatte auch Frau v. Krewzow bisher noch nicht den Muth gefunden, den Justizrath Pilgrim, den treuen Förderer des finanziellen Wohles der Familie, in das Vertrauen zu ziehen. Vorläufig war derselbe eingeladen worden, während Friedrich's Anwesenheit auf Krewzow einen Besuch zu machen, und bei dieser Gelegenheit sollte dann der drohende Konflikt ein- für allemal und nach allen Seiten hin ausgefochten werden. Die bedauernswerthe Frau verbrachte ihre Tage in unaufhörlicher, peinlichster Aufregung; unfähig, etwas zu thun oder anzuordnen, versuchte sie auch noch mit verzweifelter Willenskraft, ihre Augen dem jammervollen Zustande ihrer unglücklichen Tochter zu verschließen, die still und bleich, aber von Tag zu Tag körperlich mehr dahinwelkend, ihr Weh trug.

Die arme Wally hatte noch keine Uebung im Leiden, und so unterlag sie einfach. Sie war fast überzeugt, daß sie bald, sehr bald sterben würde, und diese Ueberzeugung verlieh ihr eine gewisse erhabene, zuversichtliche Ruhe. Was lag ihr daran, ob ihr während der kurzen Spanne Zeit, die sie sich noch beschieden wähnte, Freude oder Leid zu Theil wurde? Sie würde ihre Pflicht gethan haben, und die Freuden des Jenseits würden ihrer harren, wenn das Ende kam — und das Ende konnte nicht mehr weit sein.

Der junge Lieutenant v. Krewzow hatte in dem bewegten Garnison- und Gesellschaftsleben der großen Stadt nur wenig und oberflächlich an sein ländliches Heim und dessen Insassen zurückgedacht. Der Dienst, die Welt und das Leben stellten andere und, wie er meinte, wichtigere Anforderungen an ihn. Wohl war ihm eines Tages ein Brief von dem Grafen Reginald zugegangen, der ihn nicht nur in Erstaunen gesetzt, sondern auch einigermaßen geärgert hatte. Der Jugendfreund klagte ihm mit schmerzvoller Bitterkeit, wie seine Werbung von der Mutter so schnöde und ohne Angabe irgend eines Grundes abgewiesen worden sei, trotzdem er Valeska's ganzes Herz besitze.

„Mein lieber, alter Junge," hatte ihm Friedrich darauf geantwortet, „entweder ist es infolge eines starken Frühstücks in Deinem Oberstübchen nicht richtig gewesen, als Du Deinen Brief losließest, oder aber meine Mutter muß sich damals in einem Zustande seltener Kopflosigkeit befunden haben. Doch deßwegen beunruhige Dich nicht, Rex,

ich gehe demnächst auf Urlaub und werde dann schon nach dem Rechten sehen." Er zweifelte nicht im Mindesten daran, daß er mit Leichtigkeit wieder „Ordnung in die Kolonne" werde bringen können. —

Die unaufhörlichen Besuche des Gutspächters auf Krewzow waren geradezu eine Landplage geworden, wie Peter, der Diener, wiederholt und mit Entrüstung in der Küche sich äußerte. Und da er sein Herz nicht zu einer Mördergrube machen wollte, so hatte er am 1. Oktober seinen Dienst auf Neujahr gekündigt. Gern wäre auch der alte Hölzermann seinem Beispiel gefolgt, allein die treue Seele konnte es nicht über's Herz bringen, die Familie, deren sämmtliche Mitglieder, die Schloßherrin eingerechnet, er einst auf den Knieen geschaukelt hatte, in dieser Zeit der Prüfung im Stiche zu lassen. Tante Sintram weinte mehr als je zuvor, und so lange der Neffe Albert im Hause weilte, kam ihr das Taschentuch nicht von den Augen. Wenn der Letztere meinte, daß Valeska seinen plumpen Bewerbungen nicht mit der gehörigen Liebenswürdigkeit entgegenkam, dann lief er zur Frau des Hauses und beklagte sich in zornigen Worten und unter allerlei Drohungen; das arme junge Mädchen aber bemühte sich aus allen Kräften, jedes Gefühl des Abscheues oder gar des Hasses gegen den Mann, der eine solche Gewalt über ihre Mutter hatte, zu unterdrücken, und demselben gütig zu begegnen.

So verging die Zeit, und das Weihnachtsfest rückte heran. Mit täglich sich steigernder Angst sahen die Frauen dem Eintreffen der Erwarteten entgegen. Endlich, an einem

schneegrauen Morgen, erschien Friedrich, der Lieutenant, sporenklirrend im Schloß seiner Väter, und am Abend desselben Tages kam in Pelz und Fußsack auch der alte Justizrath an.

Albert Hartmann befand sich wie gewöhnlich mitten im Schoße der Familie, und Friedrich war ganz sprachlos vor Erstaunen, als er denselben zuerst erblickte. Sobald es anging, zog er seine Mutter auf die Seite.

„Mutter, um des Himmels willen," fuhr er in seiner lebhaften Weise auf dieselbe ein, „was thut dieser Kerl hier? Wenn ich mir auch die gute alte Haut, die Tante Sintram, ganz gerne gefallen lasse, so sehe ich aber doch wahrhaftig nicht ein, warum wir uns auch diesen Klotz von einem Neffen hier aufbinden sollen. Die Geschichte kommt mir, weiß Gott, doch schließlich etwas sehr sonderbar vor!"

„Ich habe wegen des Herrn Hartmann mit Dir zu sprechen, lieber Sohn," entgegnete Frau v. Krewzow, die kaum fähig war, ein Wort hervorzubringen. „Aber heute noch nicht, morgen. Bis dahin begegne ihm so höflich, wie es Dir als Sohn des Hauses und als Kavalier gebührt. Ich weiß, daß ich Dich nicht vergebens darum bitte."

„Das ist viel verlangt, Mutter, aber meinetwegen; ich werde mir Mühe geben. Du wirst mir wenigstens wohl gestatten, daß ich ihm so viel als möglich aus dem Wege gehe."

Trotzdem aber konnte er nicht umhin, den unliebsamen Gast verstohlen zu beobachten, und so kam es, daß das

ungenirte Benehmen des Menschen, seine rücksichtslose Vertraulichkeit gegen Alle, besonders aber gegen Valeska, einen Zorn im Gemüthe des jungen Offiziers entzündete, den derselbe nur mit Mühe zu zügeln vermochte. Auch entging es dem Auge des Bruders nicht, daß die Schwester innerlich litt und daß sie wenig Freude an der Gegenwart des ungebildeten, anmaßenden Gesellen hatte.

Am nächsten Tage ließ Frau v. Krewzow ihren Sohn und den alten Herrn Pilgrim zu sich in das Bibliothekzimmer bitten. Bleich, wie eine Todkranke, saß sie in einem der hochlehnigen, geschnitzten Eichenholzsessel, mit dem Rücken gegen den Kamin gekehrt, auf dessen Gesims als besondere Zierde ein hoher Schild aus kostbarer Emailarbeit lehnte, der Wappenschild der alten Familie der Edlen v. Krewzow.

In kurzen Worten theilte sie hier den Herren ihren in Bezug auf ihre Tochter Valeska gefaßten Entschluß mit.

Wenn ein Sprenggeschoß zwischen den Beiden in den Boden gefahren wäre, so hätten dieselben nicht so versteinert, nicht so entsetzt dasitzen können, als nach dieser Eröffnung.

In den ersten Augenblicken seiner Erregung schien Friedrich alle Achtung und Ehrfurcht vor der Mutter vergessen zu haben. Er konnte sich nicht fassen, nicht zügeln.

„Das ist unerhört! Das ist eine Schmach!“ rief er außer sich. „Aber ich, als ältester Sohn des Hauses, als Stellvertreter meines Vaters, als Beschützer meiner Schwester, verbiete es!“

„Und ich als Mutter und alleinige Herrin des Hauses wünsche es und habe bereits Alles endgiltig festgestellt.“

Sie sprach diese Worte mit eisiger Ruhe.

Der alte Justizrath erschöpfte seine ganze Beredtsamkeit, allein vergebens.

Dann wurde Valeska herbeigerufen.

Sie erschien, bleich und schwach; traurig und wie müde schaute sie der Mutter in das geisterhaft starre Antlitz und dann warf sie sich lautlos in die Arme des Bruders. Eine lange Zeit vernahm man in dem großen Gemach nichts als das Ticken der Uhr auf dem Kamingesims.

Endlich richtete sie sich wieder empor, und ohne daß Jemand eine Frage an sie gerichtet hätte, erklärte sie mit leiser, aber fester Stimme, daß sie aus eigenem, freiem Willen sich entschlossen habe, Herrn Hartmann ihre Hand zu reichen.

„Es ist dies mein Wunsch,“ schloß sie, die schmalen, weißen Hände gekreuzt auf die Brust legend.

Friedrich und der alte Freund der Familie schauten sie erstaunt und ungläubig an. Ihr Aussehen glich dem einer Märtyrerin, aber um den lieblichen Mund spielte ein Lächeln. Niemand sollte die mindeste Veranlassung haben, für sie und gegen die Mutter aufzutreten.

„Meine Tage sind nur noch wenige,“ sagte sie sich, „warum soll ich's da nicht tragen?“ —

Seit dieser Scene vermied Friedrich die Gegenwart

seiner Mutter; die arme Frau ertrug dies mit Ergebung, und vielleicht auch ohne zum rechten Bewußtsein der Handlungsweise des Sohnes zu gelangen, da Hartmann sie von Tag zu Tage dringender und rücksichtsloser bestürmte, dem „Gezerre" ein Ende zu machen und die Hochzeit in der allernächsten Zeit stattfinden zu lassen.

Allein, obgleich sie bisher selber fieberisch darnach gestrebt hatte, das Opfer zu beschleunigen und damit die düster drohende Gefahr aus der Welt zu schaffen, jetzt, da es an sie herantrat, suchte sie wiederum nach Gründen, es hinausschieben zu dürfen. Wally war ja noch so jung, fast noch ein Kind. Dazu war sie neuerdings recht elend geworden und bedurfte mehr als je der mütterlichen Sorgfalt. Es wäre besser, zu warten, bis der Sommer käme, dann wäre es noch immer früh genug. Und unter dergleichen Vorwänden verzögerte sie die Festsetzung der Hochzeit von einem Tage auf den andern.

Niemand im Hause ahnte, wie sie unter dem brutalen Drängen und unter den Drohungen Hartmann's litt. Längst schon war ihr das Leben eine unerträgliche Last geworden. Wie oft hatte ihr schon der Befehl, den Menschen zum Hause hinauszuwerfen, auf den zornbebenden Lippen geschwebt, allein sie durfte ihn ja nicht aussprechen. Sie durfte auch nicht einmal ihren Sohn um Beistand anrufen, sie durfte ihm nicht die leiseste Ursache zum Einschreiten gegen den Mann geben, den er ohnehin schon mit dem äußersten Argwohn beobachtete, den sie sich zu ihrem Schwiegersohn erkoren und der schon jetzt ihr Tyrann war. Ja, sie heuchelte sogar mit blutendem

Herzen noch immer einen Groll gegen Friedrich, damit derselbe die Verfolgungen nicht merke, denen sie täglich ausgesetzt war.

Aber die Stunde nahte, wo alles dieses ein Ende finden sollte.

Eines Morgens hatte wieder ein stürmischer Auftritt zwischen der Schloßfrau und dem Gutspächter stattgefunden, und die Erstere, zum Aeußersten getrieben, hatte versprochen, bis zum Nachmittage ihren unwiderruflichen Entschluß kundzugeben. Die Frist war nahezu abgelaufen. Frau v. Krewzow saß in der Bibliothek, einsam und brütend, da öffnete sich eine der Thüren und herein trat ihr Peiniger. Schon auf der Schwelle fing er laut und in scheltendem Tone zu reden an.

„Nun, wie ist's, meine liebe Frau v. Krewzow," rief er der Zusammenschauernden entgegen, „kriege ich jetzt meinen Bescheid? Meine Geduld ist zu Ende, und ich lasse mich keine Minute länger von Ihnen an der Nase herumführen. Entweder — oder!"

„Sie haben mein Wort, Herr Hartmann," antwortete die Wittwe.

„Ihr Wort! Was soll mir das? Das habe ich schon lange, und was hat's mir genützt? Wally's Wort verlange ich! Verstanden? Auf Ihre Flunkereien lasse ich mich nicht mehr ein. Wenn Sie Ihr Versprechen nicht halten, bin ich auch des meinen quitt. Soll ich Ihnen vielleicht noch einmal erzählen, was Ihnen bevorsteht, wenn ich meine Gewalt gegen Sie gebrauchen will?"

„Mensch, schweigen Sie, Sie werden mich noch wahn-

sinnig machen! Wie können Sie sich unterstehen, bei offener Thüre so zu mir zu reden? Meinen Sie, daß es keine Ohren im Hause gibt? Und bedenken Sie nicht, daß alle Gewalt Ihren Händen entwunden ist, wenn auch nur noch ein Ohr außer dem meinen die Schmach vernimmt, die Sie mir anthun?"

Hartmann sah sich nach der Thür um, die er hinter sich offen gelassen hatte.

„So leicht belauscht uns Keiner," sagte er mit höhnischem Lachen. „Warum auch? So angenehme Leutchen sind wir gegenwärtig Beide nicht, daß man sich mit Gewalt in unsere Gesellschaft drängen sollte. Also damit bringen Sie mich nicht von dem ab, was ich Ihnen sagen will. Hören Sie zu. Sie haben kein Recht, sich hier im Schlosse als die Herrin aufzuspielen, Sie haben kein Recht, sich der Frau Ihres ärmsten Ackerknechtes gleichzustellen, und Ihre Kinder haben nicht das Recht, sich Krewzows zu nennen. Sie sollten Ihrem Herrgott auf den Knieen danken, daß ein anständiger Mann Ihrer Tochter noch seine Hand anbietet, denn Sie wissen sehr wohl —"

Er hatte es bisher vermieden, sie anzusehen, in diesem Moment aber begegnete er dem Blick ihres Auges, und dieser Blick ließ ihn verstummen. Sie stand aufgerichtet, starr wie ein Bild aus Stein, mit geöffneten Lippen, als wäre auch der Schrei in ihrem Munde versteinert. Ihre hervorgetretenen Augäpfel waren unbeweglich und mit dem Ausdruck tödtlichen Entsetzens gegen etwas gerichtet, das sich hinter ihm befand, und ihre Hände hatten sich er-

hoben wie in Abwehr, aber auch wie in flehender Beschwörung.

Den eben noch so lauten und höhnisch herausfordernden Menschen beschlich eine kalte Furcht. Er verstand die Geberde der Wittwe nicht, aber er fühlte instinktiv, daß sich eine Gefahr hinter ihm befand. Er wendete sich schnell um, zu sehen, was es sei.

Kurz zuvor, als er zu reden angefangen, hatte die gequälte Frau, indem sie ihre Augen zu ihm erhob, hinter ihm, außerhalb der offenen Thür, eine Gestalt bemerkt, die näher kam und in der sie, sprachlos vor Schreck, ihren Sohn Friedrich erkannte. Derselbe blieb in der Thüre stehen, während seine Mutter, im Banne des Entsetzens, kein Glied zu rühren vermochte.

„Also der Herr Lieutenant hat gehorcht?" rief Hartmann, sich zu einem spöttischen Lachen zwingend. „Na, da wissen Sie ja nun auch, was wir Beide hier immer so geheim mit einander zu verhandeln hatten, und auch —"

Ein pfeifender Hieb über sein Gesicht schnitt ihm jedes weitere Wort ab. Der junge Offizier hatte eine der schweren Hetzpeitschen, die gleich neben der Thür zwischen den Jagdgeräthschaften in dem Vorsaal hingen, herabgerissen.

„Da!" sagte er keuchend. „Du Bube! Das ist für die Beleidigung meiner Mutter! Und da! Für meine Schwester! Und da! — Und da! — Und da!"

Der letzte Hieb traf die Thür, durch welche der Gutspächter, die Arme über den Kopf emporhaltend, laut aufheulend hinausrannte.

„O mein Sohn!“ rang es sich von den Lippen der Mutter.

Der Lieutenant schlug die Thüre zu und trat dann bleich und bebend und athemlos dicht vor sie hin.

„Und jetzt will ich wissen, was Du mit dem Buben zu schaffen gehabt hast,“ stieß er hervor. „Er hat Dir gedroht und Dich und uns beschimpft. Ich verlange von Dir die Wahrheit!“

Frau v. Krewzow schwieg. Fast hatte es sie gefreut, als sie ein solches Gericht an ihrem Verfolger vollstrecken sah, und ein stolzer Triumph war durch ihr Herz gezogen, als ihr junger Sohn so ritterlich seines Rächeramtes waltete. Aber das war nur ein flüchtiger Augenblick gewesen, und der alte Schrecken erfaßte sie auf's Neue mit Uebergewalt. Sie sollte ihm ihre und seine Schande kundthun? Nimmermehr!

„Ich kann nicht — ich kann nicht!“ wimmerte sie und schlug die Hände vor das Gesicht. „O Friedrich! Du weißt nicht, was Du gethan hast! Der Mann ist unser bester Freund, unser Retter! Laß mich zu ihm, ich muß mit ihm reden! Und auch Du, Friedrich, auch Du mußt Dich mit ihm versöhnen. Sage ihm, daß Dir's leid thut — o Vater im Himmel!“

„Der Vater im Himmel hat hiermit nichts zu thun,“ entgegnete Friedrich düster und schmerzvoll, „sonst würden wir einander nicht so gegenüberstehen. Mutter, hast Du so wenig Vertrauen zu mir? Zu jenem Buben sollst Du kein Wort mehr reden, so lange ich das verhindern kann. Aber rede zu mir, Mutter, zu Deinem Sohn!“

„Ich kann nicht! O, ich kann ja nicht!“ wiederholte sie in herzbrechendem Jammer.

Dem jungen Manne wirbelte der Kopf. Ueberall Geheimniß, überall Schrecken, überall Elend! Er stürzte aus dem Zimmer, um selber zu erforschen, was zu erforschen war. Der Mutter war seine Entfernung eine Erleichterung. Sie sank in einen Stuhl und blickte, zurückgelehnt, unverwandt nach der Thür, durch welche ihr Sohn verschwunden war. Die Stunde war gekommen. Jetzt mußte er Alles erfahren, ja, in diesem Moment wußte er wohl schon Alles. Aber nicht aus ihrem Munde. Es war so todt in ihr und um sie, als sei die Welt zum Stillstand gekommen. Kein Athemzug hob ihren Busen. Wie war es so lautlos in dem Hause, das nicht länger ihr Haus war, das sie nun wie eine Geächtete verlassen sollte!

Noch hatte sie ihre Sinne in der Gewalt.

Die Thür öffnete sich und sie sah Gestalten hereinkommen; schattenhafte Gestalten, aber doch Gestalten, die sie sehr wohl kannte. Sie verspürte sogar in ihrem Herzen eine dumpfe, zuckende Empfindung, als sie gewahrte, daß ihr Sohn jenes Weib an der Hand führte, durch welches Alles gekommen war. Tante Sintram weinte wie gewöhnlich. Die starre Frau empfand etwas wie Verachtung bei dieser Wahrnehmung; Kinder weinen, aber für Naturen, wie die ihre, gab es solche Erleichterung nicht.

„Nicht ein Sterbenswörtchen sollt Ihr von mir erfahren, wenn Eure Mutter mir nicht ausdrücklich die

Erlaubniß dazu gibt," rief die Tante unter Thränen und Schluchzen. „Mir ist ja auch damals bitteres Unrecht geschehen, aber das schwerste Unrecht und das bitterste Herzeleid hat dort die Aermste zu tragen! Gott der Allmächtige wird richten; es ist ein grausamer, fürchterlich kaltherziger, grausamer Verrath an ihr begangen worden! Glaubt mir's, Kinderchen, ich hätte mir gerne das bischen elende Leben genommen, wenn ihr damit geholfen gewesen wäre; es hätte aber nichts genutzt, da Albert Hartmann ja Alles weiß."

Vom heftigsten Schmerz und innigstem Mitgefühl ergriffen eilte sie auf die Regungslose zu: „O Du Arme, Du Gute, o Du goldiges Herz, was hast Du leiden müssen! Stirb uns nicht, stirb Deinen Kindern nicht! Laß mich's doch Allen erzählen, sonst tödtet es Dich — ganz gewiß, es tödtet Dich sonst!"

Aber noch andere Gestalten waren im Zimmer; Valeska war da, und Justizrath Pilgrim, und Hölzermann, der treue. Wally glitt wie ein Geist heran und legte sanft ihre Arme um die Mutter, Wally, das unglückliche Kind, welches das Verhängniß ebenfalls zu tödten drohte. Die Schloßfrau wendete ihr marmorbleiches Antlitz langsam der Gruppe der Herangekommenen zu, die sie nur noch unbestimmt durch den Nebel erkannte, der sich um ihr Bewußtsein zu lagern begann. Sie bewegte leise, zuckend die Lippen, aber kein Laut, kein Hauch entschlüpfte denselben. Ihr Aussehen war leichenhaft geworden, aber noch immer kämpfte ihr starker Wille und leistete Widerstand.

Die Situation wurde zu erschütternd, um länger währen zu können, das Schweigen mußte gebrochen werden. Mochte die Tante Sintram die Lippenbewegung der Sprachlosen für ein Zeichen der Einwilligung genommen, oder mochte sie, Angesichts dieses Augenblicks, aus sich herausgegangen sein und ganz aus eigenem Antriebe gehandelt haben, gleichviel — sie erhob die über dem durchnäßten Taschentuch gefaltenen Hände und rief: „Hört's Alle — o, hätte man mir doch die Zunge herausgerissen, ehe ich's sagen mußte — hört's, Kinder, und fluchet mir oder tödtet mich — lange bevor Euer Vater Eure Mutter gekannt, war ich sein angetrautes Weib und bin's geblieben, wenn auch fern von ihm, bis er starb."

„Meines Vaters Weib!"

Friedrich war's, der dumpf und tonlos diese Worte ausstieß. Er schaute um sich mit leerem Blick. Was er auch immer gefürchtet hatte — und er wußte selbst nicht, was — das war's nicht. Er sah seine Mutter an, deren Gesicht jetzt auf das seine gerichtet war; er stürzte an ihre Seite und umfing sie mit seinen Armen.

Die andere Frau v. Krewzow, die Frau, die nach dem Gesetz die einzige rechtmäßige Gattin des Verstorbenen war, sie warf sich ihrer Rivalin zu Füßen und benetzte die Hände derselben mit heißen Thränen.

„Jetzt ist's ja überstanden, Du Edle, Du Schuldlose! Nun fasse auch wieder Muth! Siehe, Du hast die lieben Kinder; Gott wird Dir noch viel Freude und Glück durch sie bescheeren —"

Die Thür wurde geräuschvoll aufgestoßen und Hart-

mann trat ein, wuthblickend und mit entstelltem Gesicht. Er hatte sich draußen wieder zusammengerafft und kam nun, um seine Rache zu nehmen.

Der Anblick aber, der sich ihm bot, bannte ihn an die Schwelle. Sein Muth kühlte schnell ab. Trotzdem aber rief er noch mit rohem Trotz: „Also die ganze Sippschaft!“

Bei dem Ton dieser Stimme wendete sich Jeder um. Der Justizrath erhob abweisend die Hand, und der alte Hölzermann ging entschlossen auf den Eingedrungenen zu. Valeska aber, die hinter der Mutter stand, umarmte dieselbe fester und brach in einen Strom von Thränen aus.

Denn nun war sie ja frei und erlöst. Die finstere, fürchterliche Wolke über ihrem Haupte, über ihrem Leben, war mit einem Schlage zerstreut. Wohl kostete die Befreiung viel, sehr viel, allein der Preis war dennoch kein so grauenhafter, wie der für das Verschweigen.

„Mutter, liebste Mutter, nun ist's ja überstanden! Sei stark; wir helfen Dir tragen, freudig und gern!“

So redete sie leise und schmeichelnd der Mutter in's Ohr.

Frau v. Krewzow's Haupt lehnte gegen den hohen Rückentheil des Stuhls.

„Muth, beste Mutter!“ flüsterte Wally, indem sie die Wange der Regungslosen küßte, „sieh uns doch an, wir Alle helfen Dir's tragen!“

Dann aber fuhr sie mit lautem Schrei zurück.

„Friedrich! Was ist mit der Mutter?“

Die Schloßfrau saß still und starr, das Haupt leicht erhoben und nach hinten gelehnt; ihr zu Seiten die tief erschrockenen Kinder, Valeska und der junge Offizier; ihr zu Füßen die Frau, die ihr das Verhängniß gesandt. Aus der Mitte dieser Gruppe starrte ihr marmornes Antlitz nach der Thür, wo ihr Feind stand, und durch welche die erregte Dienerschaft hereindrängte. Hölzermann hatte nicht mehr nöthig, den Gutspächter abzuwehren und hinauszuweisen. Als er ihm ganz nahe war, that derselbe einen Schritt zurück und wendete sich dann, nach einem letzten, furchtsamen Blick auf die Frau des Hauses, zu eiliger Flucht.

Die Dulderin war todt.

Sie hatte ihr Leben gelassen auf der Wahlstatt, wo sie bis zum letzten Athemzuge gekämpft hatte um ihre und ihrer Kinder Ehre. —

Auf dem Kamingesims, hinter dem Stuhl der Todten und gleichsam über dem Haupte derselben, funkelte der Wappenschild der Krewzows im blutrothen Strahl der untergehenden Wintersonne und fesselte den thränenlosen, wie abwesend wandernden Blick des Sohnes. Ein Ausdruck finstersten, tödtlichsten Hasses kam verzerrend über des jungen Mannes Züge. Knirschend haschte er nach der noch auf dem Tische liegenden Hetzpeitsche, und von dem schweren, eisengefüllten Knauf derselben getroffen stürzte der Schild zertrümmert hinab auf das Getäfel des Fußbodens.

— — — — — — — — — — — — —

Noch an demselben Abend verließen die Hinterbliebenen

unter dem Beistande des Justizrathes und des alten Dieners das Krewzow'sche Herrenhaus; sie führten ihre todte Muter mit sich und fuhren eine lange Strecke durch die öde Winternacht nach einem kleinen Besitzthum, welches ehemals der Mutter von Seiten ihrer Familie als Erbe zugefallen war. Und hier begruben sie sie auch, unter der Theilnahme der ganzen Gegend, denn Jeder, dem es zu Ohren gekommen, beklagte mit Schmerz und tiefer Entrüstung das unerhörte Unglück, welches der verstorbene Edelmann über seine Wittwe und seine Kinder gebracht hatte.

In der Abgeschiedenheit dieses kleinen Gutes begannen die Kinder ein neues, von dem ehemaligen Leben ganz verschiedenes Dasein. —

Die Kunde von der Katastrophe war auch bis zu dem Grafen v. Harttenstein gedrungen, der in Italien das ihm widerfahrene Leid zu vergessen gesucht hatte. Eilig kehrte er jetzt zurück, und als im jungen Frühling die ersten Veilchen auf dem Grabe der Mutter blühten, da führte er die Geliebte still aber selig zum Altar, und so erhielten auch die unerwachsenen Geschwister wieder ein neues Heim.

Friedrich war beim Regiment um seinen Abschied eingekommen; er wollte nicht abwarten, bis der Makel, der an seiner Herkunft haftete, die Kameraden zwang, ihm den Rücken zu kehren. Allein er hatte die Kameraden nicht richtig beurtheilt. Die Kunde von seinem Unglück war früher an das Regiment gelangt, als er geahnt; der Oberst hatte die Offiziere zu einer Berathung dieses außerordent-

lichen Falles zusammengerufen, deren Ergebniß der einstimmige Beschluß war, für den bedauernswerthen und so vielversprechenden jungen Lieutenant die Gnade des Königs anzurufen. Und dieser Schritt war, wie vorauszusehen, nicht umsonst gewesen. Das Schicksal der unschuldigen Familie hatte den Monarchen tief gerührt, und er bestimmte in seiner Kabinetsordre, daß die Kinder des verstorbenen v. Krewzow, Friedrich, Valeska, Bertha und Adelheid, nicht nur legitimirt, sondern auch gezwungen sein sollten, fortan den Familiennamen ihrer Mutter, v. Kroog, mit dem Zusatznamen „Ehrenschild", und zwar in der Fassung „v. Ehrenschild und Kroog" zu führen.

Das Entlassungsgesuch des Lieutenants Friedrich v. Ehrenschild und Kroog wurde nicht genehmigt. Die Beihilfe, welche ihm aus dem hinterlassenen Vermögen seiner Mutter gewährt werden konnte, reichte vollständig aus, die Kameraden standen zu ihm in herzlicher Freundschaft, und Graf Reginald war und blieb sein treuer Bruder.

Im Krewzow'schen Schlosse aber haust jetzt als Besitzer ein Verwandter aus einer Nebenlinie der Krewzow, auf den als nächsten Erben das Rittergut übergegangen war. Denn da die erste Frau des verstorbenen Herrn v. Krewzow kinderlos war, so konnte sie auf die Hinterlassenschaft desselben keinen Anspruch erheben.

Dagegen wurde ihr auf Antrag Albert Hartmann's gerichtlich nicht nur die Berechtigung zuerkannt, den Namen und Titel einer Frau v. Krewzow zu führen, sondern ihr auch der volle Anspruch auf die seit vierundzwanzig Jahren

rückständigen standesgemäßen Erhaltungskosten, die jetzt an Stelle des Verstorbenen der Erbe aus dem hinterlassenen Vermögen desselben bezahlen mußte, zugesprochen.

So gelangte die gute „Tante Sintram", ohne daß sie es gewollt, plötzlich in den Besitz eines bedeutenden Vermögens, dessen sie sich jedoch nicht lange mehr erfreute, da sie unerwartet schnell starb.

Ihr Testament war für Albert Hartmann eine große Enttäuschung, denn sie vermachte in demselben nur ein Drittel ihres Vermögens ihrem Neffen, zwei Drittel aber den Kindern ihres Gatten, deren Schicksal mit heißen Thränen zu beklagen sie nie aufgehört hatte.

Ueber deren Schmerz ist die Zeit mit ihrer lindernden Kraft hinweggegangen. Heute steht das Geschlecht Derer v. Ehrenschild und Kroog in voller Blüthe und hat sogar das alte Schloß Krewzow zurückzukaufen vermocht.

Das Bild aber, welches den Ehrenplatz unter den übrigen Familienbildern in dem großen Wohnzimmer einnimmt, ist das Konterfei der Frau, die offenen Auges, erhobenen Hauptes und bis zum letzten Athemzuge in Harnisch und Wehr gegen Schmach und Entehrung ihr Leben gelassen hat.

Des Zaren Lieblingstochter.

Aus dem Leben einer unglücklichen Frau.

Von

Ernst Hellmuth.

Der einzige Sohn der großen Zarin Katharina II. von Rußland, der Großfürst Paul, war mit der württembergischen Prinzessin Sophie vermählt, die als seine Gemahlin dem russischen Hofgesetz gemäß wie ihre Religion, so auch ihre Vornamen ändern mußte und daher Maria Feodorowna hieß. Dieser Ehe entsproßten vier Söhne und fünf Töchter, so daß also die Zukunft der mit Katharina's Gemahl, Peter III., auf den russischen Thron gekommenen holstein-gottorp'schen Dynastie nach Möglichkeit verbürgt war.

Der Großfürst war aber auch ein guter Familienvater und fühlte sich am glücklichsten, wenn er fern von der ihm feindlich gesinnten tyrannischen Mutter auf seinem Landschloß Gatschina im Kreise seiner Familie leben konnte. Er liebte Frau und Kinder; noch fraß das Gift des Mißtrauens nicht an seinem Herzen, wie es später auf dem Throne der Fall war. Seine älteste Tochter Alexandra, ein bildschönes Mädchen, war sein besonderer Liebling und

wurde es immer mehr, je liebreizender sie sich zur Jungfräulichkeit entfaltete.

Freilich, auch dies Glück wurde dem Großfürsten von der Despotie seiner Mutter, der Kaiserin, nur zu oft und zu sehr verbittert; denn die alte Zarin gönnte ihrem Sohne seine Kinder nicht, legte gleichsam Beschlag darauf, nahm sie, je älter sie wurden, desto mehr unter ihre persönliche Obhut und bestimmte nach ihrem Willen deren Erziehung.

Ganz dieser oberherrlichen Stellung zu ihrem Sohne entsprechend, faßte sie im Jahre 1796 den Plan, die blutjunge Großfürstin Alexandra mit dem nicht minder jungen König Gustav IV. Adolph von Schweden zu verheirathen, ohne darüber die Eltern zu fragen. Es paßte ihr für ihre politischen Zwecke, durch dieses Mittel das schwedische Königshaus an Rußland zu binden und damit in das nordische Nachbarreich die begehrliche russische Hand zu strecken. Nichts konnte auch ihrem praktisch politischen Sinn näher liegen, als die heranwachsenden Töchter des kaiserlichen Hauses im Interesse einer Heirathspolitik zu verwenden.

Eine Verbindung der Großfürstin Alexandra mit Gustav von Schweden war überdem nicht als ein Opfer anzusehen, zu dem die auch von ihr sehr geliebte Prinzessin sich Kraft des Willens der Kaiserin entschließen mußte. Der Thron von Schweden stand hoch in Ansehen und Macht; er konnte für begehrenswerth selbst für eine russische Zarentochter gelten. Und Gustav IV. war überdem jung und schön, ein heißblütiger, ritterlicher Charakter, wie sein unglücklicher, durch Mörderhand einige Jahre zuvor gefallener

Vater, und derart wohl geeignet, die Liebe eines Mädchens zu erwecken. So konnte Katharina ihren Plan für ebenso klug im Interesse ihres Reiches, als glückversprechend für ihre Enkelin erachten.

Die diplomatischen Besprechungen mit Schweden darüber führten auch schnell zu einem guten Ausgang. Der Oheim und Vormund des Königs, Herzog von Südermannland, kam dem Projekt der Zarin auf's Bereitwilligste entgegen. Der junge König war, als er das nach Stockholm gesandte Bild der Großfürstin Alexandra gesehen, Feuer und Flamme. Die Verlobung wurde daher an den beiden Höfen des Nordens bekannt gemacht, und sobald der König, was am 1. November 1796 geschehen sollte, für großjährig erklärt worden wäre, wollte er nach Petersburg kommen, um da die Hochzeit zu feiern.

Nun ließ Katharina Alles vorbereiten, den Bräutigam auf's Festlichste zu empfangen und während seines Aufenthaltes in ihrer Hauptstadt zu unterhalten. Die Großfürstin Alexandra wurde von ihr mit Huld und Zärtlichkeit überschüttet, und das junge Mädchen hörte so viel Schönes und Verlockendes über ihren Verlobten, daß sie in Sehnsucht dem Tage entgegensah, an dem er zu ihr geführt werden und mit ihr von seiner Liebe sprechen würde. Auf Befehl der Zarin mußten die Großfürstinnen und ihre Ehrendamen sich im Contretanz üben, der in Stockholm am Hofe besonders beliebt war. Die ganze Hofgesellschaft an der Newa führte alle Tage Contretänze auf, um den neuen Tanz gründlich zu erlernen.

Gleich in den ersten Novembertagen traf Gustav von

Schweden mit seinem Oheim und einem zahlreichen, glänzenden Gefolge in Petersburg ein und erhielt seine Wohnung im kaiserlichen Winterpalais. Die Schweden trugen alle noch die alte spanische Hofkleidung und machten damit einen glänzenden malerischen Eindruck. Alle Abend war Ball, nachdem Tags über Feste aller Art stattgefunden hatten, und überall wurden die fremden Gäste mit ihren nickenden Federn auf dem Hut mit höchster Auszeichnung behandelt. Die Großfürstinnen tanzten nur mit ihnen.

Niemals wurden Gäste an einem Hofe liebenswürdiger aufgenommen. Der König sah seine Braut nicht nur bei allen diesen Festen, sondern er war auch Stunden lang in der Wohnung der Zarin in traulichem Gespräche mit ihr, und die kaiserliche Großmama sah mit heller Freude, welche echte Leidenschaft des Herzens die beiden jungen Leute sich entgegenbrachten.

Alexandra strahlte vor Glück, und dies erhöhte noch ihre Schönheit. Der König war entzückt von ihr; er sprach mit Bewunderung von ihrer Kindlichkeit und Güte des Charakters und berauschte wiederum sie in den vertraulichen Gesprächen mit ihr durch die schwärmerische Beredtsamkeit seiner Liebe. Der Herzog von Südermannland verhehlte der Kaiserin seine Genugthuung nicht über diese Herzenseinigkeit des Brautpaares, in der großfürstlichen Familie war man darüber nicht minder hoch erfreut; alle Schweden und die ganze russische Hofgesellschaft priesen mit Stolz die Zukunft, welche eine so glückliche Ehe versprechen mußte.

Der Tag der Trauung wurde endlich nach festlichen

Wochen festgesetzt. Es handelte sich nur noch um die Aufstellung des Heirathskontraktes durch den damit betrauten Staatsrath Marcow; es konnte ihm dies, wie man annahm, weiter keine Schwierigkeiten bereiten, da man in allen Punkten einig zu sein glaubte. Am Abend, für welchen die Einsegnung des Brautpaares bestimmt worden war, versammelten sich die Erzpriester und Erzbischöfe von Petersburg und Nowgorod mit dem Pomp ihres geistlichen Gefolges in der prächtig durch Kerzen erleuchteten Kapelle des kaiserlichen Schlosses. Die Herren und Damen des Hofes, die Minister, die Senatoren, viele Generäle und Personen der ersten russischen Familien, Alle in strahlender Festkleidung, waren nach der Kapelle befohlen und harrten in der Vorhalle der Ankunft des Brautzuges.

Längst war die dazu bestimmte Zeit vorüber, aber der Brautzug kam nicht. Es verging eine Stunde des Wartens, und Niemand von der kaiserlichen Familie erschien. Es vergingen ein paar Stunden und es war schon spät Abends geworden. Die Unruhe der Versammelten hatte längst einen hohen Grad angenommen; man flüsterte sich bedenkliche Fragen und Besorgnisse zu. Man sah Herren aus der nächsten Umgebung der Kaiserin nach den Gemächern derselben gehen und mit verstörten Mienen zurückkehren, ohne aber etwas über den Grund davon sagen zu wollen oder zu können.

Vier Stunden dieser qualvollen Ungewißheit und Aufregung waren verflossen, als endlich Meldung aus den Zimmern der Kaiserin kam, daß die Geistlichkeit entschuldigen möge, diesmal vergeblich bemüht zu sein, und die

versammelten Herren und Damen sich wieder nach Hause begeben könnten, da die Trauungsfeierlichkeit wegen eines Hindernisses, das sich in letzter Stunde erhoben, aufgehoben werden müsse.

Man ging erschrocken auseinander. Ein Hinderniß in letzter Stunde, so daß eine von der allmächtigen Zarin angeordnete kirchliche Feier nicht abgehalten werden konnte — etwas so Ungeheuerliches war noch nie dagewesen, vermochte man gar nicht zu fassen. Bald erfuhr man freilich den Grund. Schwedischerseits hatte man verlangt, daß in dem Ehevertrag der Artikel gestrichen werde, den Marcow pflichtmäßig aufgesetzt hatte und der bestimmte, daß die Großfürstin Alexandra als schwedische Königin nach russischer Sitte in der griechischen Religion verbleibe, und zum Kultus derselben in Stockholm ihr eine Kapelle zu erbauen sei. Dagegen wollte der König Gustav als strenger Protestant, und weil er sowohl seine Ehre durch jene Klausel verletzt fühlte, wie sein schwedisches Volk damit zu beleidigen glaubte, den Vertrag in dieser Form nicht unterzeichnen. Marcow hatte indessen als leichtmüthiger Mann diesen Widerspruch nicht für so wichtig gehalten, um sich deßwegen zu beunruhigen, oder gar diesen stolzen schwedischen Zumuthungen Rechnung zu tragen, indem er die Klausel aus dem Vertrage strich. Da ja Alles schon für die Trauung vorbereitet war, wähnte er, daß wegen einer ihm so nebensächlich erscheinenden Frage die Sache nicht mehr rückgängig gemacht werden könne. Zudem wollte er jetzt den Vertrag erst nach der Trauung zur Unterschrift vorlegen.

Aber er irrte sich. Der König wollte in Uebereinstimmung mit seinem Oheim und seinen Räthen den Vertrag durchaus vor der kirchlichen Feier unterzeichnen, und als er die erwähnte Klausel in dem Dokument fand, verweigerte er mit der heftigen Bestimmtheit seines eigensinnigen Charakters die Unterschrift. Vergebens suchte man ihn umzustimmen, sowohl von Seiten der Russen, die auf der Klausel bestehen mußten, wie nun auch von Seiten seiner Schweden, die um jeden Preis eine so offene Beleidigung der Zarin und damit einen schroffen Bruch mit Rußland verhüten wollten, wie sie durch ein Zurücktreten des Königs von der Heirath in letzter Stunde unvermeidlich erfolgen mußten.

Die Zarin, die Braut, ihr Vater und ihre Mutter, ihre Geschwister, der ganze Hof, die hohe Geistlichkeit warteten währenddem im Winterpalais auf den Bräutigam. Als er endlich in höchster Aufregung kam, und zwar in's Zimmer zu seiner harrenden Braut, erzählte er ihr, was vorgefallen, vertheidigte seine Handlungsweise und dehnte das Gespräch mit ihr zu einer beredtsamen Klage über die russische Anforderung aus. Die arme Großfürstin erklärte darauf, sie wolle, wenn er jetzt den Vertrag unterschriebe, aus Liebe zu ihm nach ihrer Ankunft in Schweden thun, was er nur wolle.

Trotz alledem unterschrieb König Gustav den Vertrag nicht, denn die Kaiserin bestand auf der Klausel, und in ihrem festlichen Schmuck zwang sie sich, ruhig zu erscheinen, um das Ende der Unterhandlungen mit dem trotzigen Bräutigam abzuwarten. Da schließlich sich nichts Anderes

ergab, als daß derselbe fortgesetzt und immer hartnäckiger die Zumuthung zurückwies, jene Klausel durch Unterzeichnung der Urkunde zu genehmigen, so blieb der tödtlich beleidigten, in Zorn glühenden Zarin nichts übrig, als die Trauungsfeierlichkeit absagen zu lassen.

Es hatte sich also nicht blos ein vorläufiges Hinderniß gegen die Verheirathung ergeben, sondern es war zwischen dem König Gustav und der greisen Zarin Katharina ein vollständiger Bruch erfolgt. Eine so schwere und öffentlich erlittene Beleidigung konnte eine so ehrgeizige und stolze, vom Bewußtsein ihrer Macht erfüllte Frau nicht verwinden. Es war gewiß, daß sie an Schweden Rache dafür nehmen werde, und Jedermann am Hofe zu Petersburg sprach es aus, daß der Krieg gegen Gustav IV. so gut wie beschlossene Sache sei.

Der junge König verhehlte sich diese wahrscheinlichen Folgen der Hochzeitsreise nicht. Aber in seinem Stolz beunruhigte er sich nicht über solche Gefahr, und dies legte er dadurch an den Tag, daß er noch gar keine Anstalten zur Abreise traf. Er fühlte sich im Recht, und seine Schweden bildeten sich etwas darauf ein, daß er so viel Muth und Charakter in dieser heiklen Frage zeigte. Seltsam war es nun allerdings, daß die Schweden noch zu Gaste bei der Kaiserin blieben und daß sie wohl oder übel als solche behandelt werden mußten. Nur war es auf einmal still, unheimlich still im Winterpalais geworden.

Am nächsten Tage, der dem unheilvollen Vorgang folgte, fand zur Feier des Geburtstages einer der kleinen Töchter Paul's Hoffest und Ball statt. Die alte Kaiserin erschien

mit ihrem ewigen Lächeln um die Lippen; aber in ihren Augen sah man die Wuth, die sie erfüllte. Wohl beherrschte sie sich bewunderungswürdig und begrüßte ihre schwedischen Gäste und den König besonders mit allen Zeichen ihrer Huld. Viel weniger konnte dieser seine Verstimmung verbergen, so sehr er sich auch bemühte, es zu thun. Man tanzte wieder Contre; nur wogten die Federn an den Schwedenhüten nicht so lustig wie vor diesem Abend, und die bisher so gefeierten und gern gesehenen fremden Gäste merkten gut genug die Erkältung der Atmosphäre, in der sie sich bewegten.

Die unglückliche Braut war nicht zugegen; ihr Vater, der Großfürst Paul, zeigte ein finsteres Gesicht; seine stattlichen Söhne Alexander und Konstantin mieden die Schweden und machten gegen ihre russischen Hofkavaliere dem Zorn darüber Luft, welche Schmach ihrer Schwester bereitet worden sei. Höflicher Weise schob man vernehmbar für die Gäste alle Schuld an dem Vorfall auf die Leichtsinnigkeit Marcow's; aber die Schweden merkten doch deutlich genug, daß hinter dieser Höflichkeit die Erbitterung gegen sie sich verbarg.

Noch zwei Tage bereiteten sie dem Hofe die Pein ihrer Anwesenheit; dann traten sie mit ihrem König die Rückreise an. Hinter ihnen her flogen die russischen Flüche und Zornausbrüche über solch' aufgeputztes, hochfahrendes „Königlein", das es gewagt habe, der großen „Semiramis des Nordens" und der schönen Großfürstin Alexandra eine so brennende Schmach anzuthun. Aber die Zarin brütete schon darüber, wie sie sich volle Genugthuung verschaffen

werde. Sie verließ ihr Zimmer nicht mehr seit der Abreise des Königs und tobte da ihre Wuth aus.

In einem solchen Anfall rührte sie der Schlag. Ihr Tod, an dem offenbar die schwedische Beleidigung schuld war, verhinderte ihre Rache; ihr Sohn und Nachfolger Paul I. aber machte grundsätzlich keine ihrer Sachen zu der seinigen.

Drei Jahre später verheirathete er seinen Liebling, die Großfürstin Alexandra, an den Erzherzog Joseph, Palatin von Ungarn. Die schmerzliche Enttäuschung, unter welcher das junge, so strahlend aufgegangene Morgenroth ihrer ersten Liebe erstorben war, hatte einen träumerischen Zug in ihrem Antlitz zurückgelassen, der aber die Schönheit desselben nur noch erhöhte. Eine stolze, in Jugendfülle von kaum zwanzig Jahren prangende Erscheinung, überdem geistvoll und liebenswürdig in ihrem Wesen, begeisterte sie die heißblütigen Ungarn seit ihrer Ankunft förmlich für sich, und dies mußte ihr als Trost in einer Ehe gelten, welche ihr sonst wenig Freuden bot. Ja, am kaiserlichen Hofe zu Wien, wo sie einen Theil des Jahres mit ihrem Gemahl verbringen mußte, wurde sie so unfreundlich aufgenommen, mußte sie so viele Widerwärtigkeiten erdulden, daß sie ihr Loos nur als ein recht unglückliches ansehen konnte.

Dies und die Ursachen davon verhehlte sie ihrem Vater, dem Zaren Paul, nicht, und der leidenschaftliche, jähzornige Monarch, der diese Tochter über Alles liebte, gerieth deßwegen in eine solche Wuth gegen Oesterreich, daß seine bisher freundschaftlich gewesenen Beziehungen zu demselben in's völlige Gegentheil umschlugen, der Erzherzog

Joseph ihm verhaßt, der österreichische Kaiser und sein Hof der Gegenstand seiner Schmähungen wurden. Er forderte sogar seine Tochter auf, wieder zu ihm zurückzukehren, so daß die Arme, welcher einst der König von Schweden aus Eigensinn im Brautschmuck die Herzenshoffnungen geknickt, nunmehr den zweiten, ihr eben erst aufgesetzten Myrtenkranz selbst entblättern sollte.

Eine solche Erfahrung beugte sie schwer darnieder. Wie elend war ihr Loos! Welch' ein bitterer Hohn des Geschicks, durch ihren gesellschaftlichen Rang und ihre Schönheit als eine der Bevorzugtesten ihres Geschlechts zu glänzen und des Glückes des Herzens doch nicht theilhaftig geworden zu sein!

War es als Braut des schwedischen Königs ihre Religion gewesen, die sich unerwartet als die Ursache der Vereitelung ihrer jungfräulichen Hoffnungen erwies, so als österreichische Erzherzogin ihre Schönheit, welche ihr zum Mißgeschick, ja nur zu bald zum Verderben gereichen sollte. Und zwar war es die zweite Gemahlin des Kaisers Franz I., eine neapolitanische Prinzessin, welche, mit wenigen körperlichen Vorzügen ausgestattet, mit sehr unfreundlichen Gesinnungen auf Alexandra sah. Die Kaiserin war überhaupt eine Frau mit seltsamen Launen und absonderlichen Neigungen. Ihr Geschmack gefiel sich in Ungeheuerlichkeiten und bewies es durch die wunderlichen Statuen und Mißgebilde aus Stein, mit denen sie ihren Garten verunzierte. Der Kaiser aber ließ sich von seiner Gemahlin stark beeinflussen. Die Kaiserin also behandelte die junge Erzherzogin offen und insgeheim auf's Kränkendste, und

die Folge davon war, daß Alexandra jede Begegnung mit ihr zu vermeiden suchte und über eine solche verletzende Aufnahme am österreichischen Hofe sich bei ihrem Vater beklagte.

Wie erwähnt, kam es darüber zu einem vollständigen Bruch zwischen dem Zaren Paul und der kaiserlichen Familie in Wien, wodurch die Stellung seiner Lieblingstochter in derselben nur noch unerträglicher wurde. Der Umstand, daß sie in Ungarn populär geworden war, reizte die Kaiserin Maria Therese fort und fort, ihr das Leben zu verbittern, und die Unglückliche fand dort, wo sie ihre neue Heimath hatte, und in der Familie, der sie angehörig geworden, keinen Schutz. An ihr ließ man vielmehr die Empfindungen aus, welche des Zaren Feindseligkeit aufgerufen hatte. Bestand doch derselbe immer gebieterischer darauf, daß seine Tochter zu ihm zurückkehre, und bei seinem Charakter konnte man sich in Wien darauf gefaßt machen, daß er deßwegen selbst einen Krieg gegen Oesterreich nicht scheuen werde.

So war es wie ein Verhängniß für die daran doch so sehr unschuldige Alexandra, durch ihr persönliches Unglück in der Liebe und in der Ehe Rußland in kriegerische Gelüste gegen zwei seiner Nachbarn zu bringen, und verloren sich dieselben gegen Schweden durch den jähen Tod Katharina's, der ja auch mit der damaligen Brautschaft der Großfürstin zusammenhing, so drohten sie gegen Oesterreich nunmehr desto sicherer loszubrechen.

Vielleicht würde diese Gefahr beschworen worden sein, wenn Alexandra dem Ruf ihres Vaters, nach Petersburg zurückzukommen, hätte folgen können. Aber unter den

nagenden Kümmernissen, die sie erlitten, und den immer wieder sich erneuernden Aufregungen, mit denen ihre zarte Natur seit Jahr und Tag zu kämpfen gehabt, war sie auf das Krankenlager geworfen worden.

Sie sollte auch von demselben sich nicht wieder erheben. Im März 1801, nach noch nicht zweijähriger Ehe, starb sie um dieselbe Zeit, da ihr Vater ebenfalls sein Leben verlor. Der Schmerz war ihm noch erspart geblieben, den Tod seiner geliebten Tochter zu erfahren. Durch seinen Tod kam es nun auch wegen der unglücklichen Alexandra nicht zu dem Krieg Rußlands gegen Oesterreich, wie der plötzliche Tod Katharina's den gegen Schweden verhindert hatte.

Unheimliche Gerüchte verbreiteten sich sofort über die Ursachen des Hinscheidens Alexandra's. Fehlen solche auch selten bei unerwarteten Todesfällen hoher Persönlichkeiten, wenn die Phantasie irgend einen Anhalt dafür findet, so traten sie bei dieser Gelegenheit doch mit wachsender Bestimmtheit auf. Man sagte erst, daß man es an der nöthigen Sorge und Umsicht habe fehlen lassen, welche der Prinzessin die erschütterte Gesundheit hätte zurückgeben können. Dann sagte man noch Schlimmeres. Indessen haben diese Gerüchte niemals eine thatsächliche Bestätigung gefunden.

Welches fühlende Herz aber ergriffe nicht tief das traurige Schicksal einer Prinzessin, die wie Keine Anspruch auf Glück und auf die Freuden des Lebens zu haben schien? War sie doch der Liebling des mächtigen russischen Zaren!

Die Fuchsjagd in England.

Ein Sittenbild aus dem britischen Inselreiche.

Von

Alfred Stelzner.

(Nachdruck verboten.)

England ist das Vaterland der „Sportsmen". Das vielbedeutende und allen Liebhabern männlicher Uebungen und Spiele geläufige englische Wort „Sport" aber bezog sich ursprünglich nur auf die Jagd, und noch heutigen Tages versteht man in England unter dem Namen „Sportsman" vorzugsweise den Jäger.

Wenn aber die Jagd im Allgemeinen, die noch immer ein hervorragendes Element des englischen Volksthums bildet, schon das Lieblingsvergnügen der altheidnischen streitbaren Briten und Sachsen war, die sich ihr mit einer bis zur Grausamkeit getriebenen Leidenschaft hingaben, so muß doch insbesondere eine der merkwürdigsten Jagdarten, die Fuchsjagd nämlich in ihrer heutigen Gestaltung, als das eigenthümliche Produkt der neueren englischen Jagdmethode gelten, zugleich als diejenige, welche die fanatischesten Anhänger besitzt. Unter den begeistertsten und professionellen Fuchsjägern findet man Exemplare des zugleich rohen und bornirten John-Bull-Typus, wie sie grotesker nirgends auftauchen. Meinte doch einer dieser Nimrode, daß nächst

der Debatte, die das bestehende Eigenthumsrecht in Frage stellte, kein bedeutungsvolleres Problem für die höheren Klassen des Landes auftauchen könnte, als ein solches, das die Fortdauer oder Vernichtung der Fuchsjagd beträfe, während ein anderer die Erhaltung seiner robusten Gesundheit schlechthin für „eine moralische Pflicht, schon um der Fuchsjagd willen" erklärte.

Der eigentliche Fuchsjäger, in allen seinen Ideen und Neigungen der mustergiltige Repräsentant der „guten alten Zeit", ist der behäbige Landedelmann im Styl des 18. Jahrhunderts, dem es, wie ein Kenner der englischen Sitten sehr treffend bemerkt, am wohlsten ist im Jagdfrack, in Lederhosen und Reitstiefeln, im Sattel, unter Pferden und Hunden, der Mann des Binnenlandes, der das Leben in der Provinz dem Leben der Städte vorzieht; der loyale Bürger, der interessirter ist für den Stall als für den Staat, besorgter für die Hervorbringung eines guten Fuchshundes, als für die Erziehung seiner Kinder; der blinde Bewunderer Altenglands mit all' seinen Einseitigkeiten und Härten, seinen Mängeln und Vorzügen.

Obgleich schon die Annalen des 14. Jahrhunderts eine Erlaubnißakte König Richard's II. an den Abt von Peterborough erwähnen, worin diesem Geistlichen das Vorrecht, den Fuchs zu jagen, ertheilt wird, war in jener Zeit das Interesse an dieser Jagdart äußerst gering, und die Ausbildung derselben als einer systematisch und mit Passion betriebenen Kunst ist modernen Ursprungs. Denn erst vor anderthalb Jahrhunderten tauchten in Leicestershire

die ersten Koryphäen der fuchsjagenden Welt auf, denen sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in allen Gegenden des Inselreichs neue Liebhaber anschlossen, bis sich ein bis in's Kleinste ausgebildetes System „fuchsjagender Praxis“ herausgebildet hatte, besondere Trachten und Sitten und Rechte, über die es im heutigen England eine ganze Literatur gibt.

In immer weiteren Kreisen aber kam die Fuchsjagd zur Geltung durch den im Jahre 1800 von den Lords Forrester und Delamere gegründeten „Old Melton Mowbray-Club“. Diese Vorkämpfer der Fuchsjagd siedelten sich derzeit auf eigene Faust zu Mowbray in Leicestershire an. Der Club umfaßte zuerst nur vier Mitglieder, diente jedoch bald den „berühmtesten“ Fuchsjägern als Versammlungsort, besonders nachdem manche Aristokraten in der Nähe Landsitze erbaut hatten. Heute ist aus dem ehemaligen Dörfchen eine hübsche Stadt geworden, deren Einwohner fast ausschließlich von der Fuchsjägerei leben.

Sowohl das Wild selbst, als die Methode des Jagens oder vielmehr Hetzens, denn von einer eigentlichen Jagd ist keine Rede, mußte der Fuchsjagd ihr ganz eigenthümliches Gepräge verleihen. Vor Allem bedurfte es zum Fuchshetzen einer besonders befähigten Rasse von Hunden und Pferden. Als „Väter der Fuchsjagd“ aber in diesem Sinne gelten Hugo Meynell von Leicestershire, John Warde von Northamptonshire und Ralph Lambton, der „Ruhm und Stolz“ der nördlichen Grafschaften. Alle Drei waren begüterte Landedelleute, welche die Jagd als ihren Lebensberuf betrachteten, ihre Zeit und ihr Ver-



mögen, ihr ganzes Streben überhaupt an die Ausübung dieses „Berufes“ setzten und als Pferde- und Hundezüchter bis auf unsere Tage ein mustergiltiges Beispiel geben.

Auf dem Landsitze des Erstgenannten, in Quorndon Hall, wurden in prächtig eingerichteten Ställen an 200 Fuchshunde gehalten, deren jährlicher Unterhalt an 4000 Guineen (über 80,000 Mark) verschlang, und von denen manche als „Sires“ (Ahnherren) anderer berühmter Meuten noch heute einen aristokratischen Ruf bewahren. John Warde erzählt, daß er manche Nacht schlaflos auf seinem Lager zubrachte, mit dem Gedanken beschäftigt, wie er zur Erzielung einer edleren Rasse die besten Kreuzungen unter seinen Hunden veranstalten, am zweckmäßigsten für ihren Comfort sorgen und durch bestgeregelte Lebensweise und Erziehung die vortrefflichste Meute Fuchshunde beschaffen könnte. Ein anderer solcher „Wohlthäter der Menschheit“, Sir Richard Sutton, verausgabte, indem er jeden Tag mit zwei Meuten zur Jagd ging, in einem Jahre 12,000 Pfund (etwa 245,000 Mark). Der Herzog von Richmond verausgabte für die Erbauung seiner Hundeställe in Goodwood 200,000 Mark. Graf Fitzwilliam verordnete letztwillig, daß aus seinen Einkünften jährlich 8000 Pfund zur Erhaltung seiner Fuchshundmeute verwendet werden sollten. Für einzelne ausgezeichnete Hunde wurden und werden noch unglaubliche Preise bezahlt. Ein Mr. Osbaldeston hatte in seinen Ställen Exemplare, für die er Anerbietungen von 4000 Mark per Hund ausschlug. Noch vor Kurzem belief sich der Durchschnittspreis einer Meute guter Fuchshunde von 50 bis 80 Stück auf etwa 25,000 Mark.

Unter solcherlei Geldaufwand und unermüdlicher Beharrlichkeit gelangte England allmählig in den Besitz einer Fuchshundrasse, die in ihrer Art das Vollkommenste leistet, was auf diesem Gebiet zu erreichen ist. Unter ähnlichen Bemühungen der Fuchsjagd-Matadore nahm indessen auch die englische Pferdezucht einen glänzenden Aufschwung. Während ehedem im Einklange mit der Eigenthümlichkeit der mittelalterlichen Bewaffnung Kraft und Ausdauer die an das Pferd gestellten Haupterfordernisse gewesen waren, so kam mit den modernen Fuchsjägern das Bedürfniß einer neuen Eigenschaft: der Schnelligkeit in Betracht. Ausdauer und Schnelligkeit gelten noch jetzt für die Haupttugenden von Renn- und Jagdpferden, deren Preis in England von 70 bis 100 Pfund im vorigen Jahrhundert bis auf 300 bis 500 Pfund in unseren Tagen angewachsen ist und noch weit höher schwillt, sobald es sich um besonders gute Vollblutpferde handelt.

Mit der Beschaffung der nöthigen Pferde und Hunde waren jedoch die erforderlichen Vorbedingungen für den erfolgreichen Betrieb des Fuchshetzens noch bei Weitem nicht erschöpft. Dem „Herrn der Fuchshunde" („Master of Foxhounds") — wie der Titel des Pferde und Hunde züchtenden Fuchsjägers lautet — stehen zahlreiche Unterbeamte zur Seite, in erster Linie der „Huntsman" (Oberjäger), der die Hunde im Felde „wie der General seine Truppen dirigirt", und das mit Hilfe der sogenannten „Einpeitscher", jagdkundigen Leuten, denen es obliegt, den Hunden die von dem Huntsman angezeigte Richtung zu

geben, den Vortrab und die Nachhut zusammenzuhalten und im entscheidenden Augenblicke die Meute durch Zuruf, Horngeschmetter und Peitschenknall anzufeuern.

Die Besoldung dieser Jägersleute, die der Stallbedienten in den Gestüten und Hundehäusern, die Unterhaltung der Letzteren, die dem Staate zu zahlenden Steuern und mannigfache Nebenausgaben verschlangen ungeheure Summen, und weil die kunstgerechte Betreibung der Fuchsjagd in der That den Besitz eines fürstlichen Vermögens voraussetzte, so geschah es, daß, wenn die Mittel eines fürstlichen Patrons zur Bestreitung der Jagdkosten nicht ausreichten, die Jagdgenossen, jeder nach seinem Vermögen, das Fehlende durch regelmäßige Beisteuern ersetzten, während dem Hauptunternehmer die Würde des „Master of Foxhounds" für den Jagdbezirk gelassen wurde.

Uebrigens war Jeder, der an einer Fuchsjagd theilzunehmen wünschte, willkommen, ohne durch Fragen nach Namen und Stand belästigt zu werden. Waren die umständlichen Vorbereitungen getroffen, das Datum des Jagdtages, die Stunde des Aufbruchs, der Ort der Zusammenkunft in den Zeitungen angezeigt, so strömten Bekannte und Fremde aus dem Jagdbezirke nach dem Versammlungsorte — dem „meeting". So finden sich nicht selten an hundert, ja zwei- oder gar dreihundert Jäger, die einem armseligen Füchslein den Garaus machen wollen, auf dem verabredeten Felde ein, das — da die Hauptsaison der Fuchsjagd mit dem Anfang des neuen Jahres zusammenfällt — ein winterliches Kleid zu tragen pflegt. Das Gestampf und Gewieher der Renner, das Gekläff der

Meute, das Rufen, Hornblasen und Peitschenknallen der Huntsmen, Alles vereinigt sich zu einem belebten, farbenglänzenden Bilde, aus dem das malerische Kostüm der mit Reitpeitsche und Jagdhorn versehenen Jäger in schwarzer Sammetkappe, rothem Jagdfrack, weißen Lederhosen und Reitstiefeln mit weißen Aufschlägen sich besonders wirksam abhebt.

Endlich ist der langersehnte Augenblick zum Aufbruch gekommen, der Huntsman gibt das Signal, und die Gesellschaft setzt sich in Bewegung, dem nächsten Jagdgehege zu, den sogenannten „Covers“, die aus Ginster- und Brombeergesträuch, aus Schwarzdornbüschen oder künstlich geschichteten Reisighaufen bestehen, und in deren Mitte die Füchse ihren Bau haben. Vor diesem Jagdgehege nun werden die Hunde entkoppelt, und der bunte Schwarm umwittert nach allen Seiten das Versteck. Gespannt folgen die Jäger ihren Bewegungen. Sobald eine Spur gefunden scheint, ertönen die aufmunternden Jagdrufe der Oberjäger und Einpeitscher, ein halloo oder hark oder yohole, Rufe, welche, wie unser Gewährsmann nach Aussagen begeisterter Fuchsjäger versichert, das Herz des wahren Sportsman in ebenso lebhafte Schwingungen versetzen, wie die Töne einer Patti den wahren Verehrer der Musik.

Das Hauptaugenmerk ist auf die erfahrensten Hunde gerichtet, welche die Spur mit größtem Eifer aufnehmen. Und plötzlich erschallt ein lautes, jauchzendes Gebell, zugleich die Rufe: „tally-ho! view-halloo!“ — das Jedermann bekannte Zeichen, daß ein Fuchs sein Versteck verlassen

hat. Die Jagdhörner schmettern, die Jäger spornen ihre Renner und in gestrecktem Galop setzt die Schaar, in das „tally-ho" einstimmend, in der vom Huntsman bezeichneten Richtung der kläffenden Meute nach.

Die Fuchsjagd ist durchaus kein gefahrloses Vergnügen. Besonders in Leicestershire, der klassischen Landschaft der englischen Fuchsjagd, finden sich natürliche sowohl als künstliche Hindernisse in größter Menge, Wälder und Thäler, Hecken und Mauern, Gestrüpp und Pfahlwerk, Bäche und Kanäle. Das Gebiet wimmelt von kleinen Flüßchen, von Umzäunungen, sowie von hohen Hecken, die auf beiden Seiten von tiefen Gräben umflossen sind. Ueber alle diese Hindernisse muß der Jäger hinwegsetzen, und es ist sehr begreiflich, daß selten eine Fuchsjagd ohne gebrochene Rippen, Arme oder Beine zu Ende geht, oder daß einer oder der andere Rothrock sich durch Waten und Schwimmen aus den Wässern zu retten hat. Den berühmtesten Bach von Leicestershire, den Whissendine, sieht man bei großen Jagden nicht selten voll von kämpfenden Reitern und Pferden. An einem einzigen Tage ertranken darin einst drei Jäger, darunter ein Geistlicher. Der „große" Fuchsjäger Assheton Smith hatte jedes Jahr durchschnittlich sechzig bis achtzig Stürze vom Pferde. Bei alledem ist die Tollkühnheit grenzenlos, mit der leidenschaftliche Fuchsjäger die gewagtesten Sprünge thun.

Der Fuchs rennt auf Leben und Tod und erspäht jede Gelegenheit nach einem Schlupfwinkel. Hat er einen solchen gefunden, so erheben die Hunde, die noch eben in athemloser Hast seiner nun verlorenen Spur folgten, ein

verworrenes Gebell, zerstreuen sich und werden unruhig. Dieses Vorkommniß heißt in der Jägersprache der „check“, und in dieser kritischen Lage hat der Huntsman sich zu bewähren. Er sammelt die besten Hunde um sich, feuert sie durch Zuruf an und lenkt sie dahin, wo er den Fuchs verborgen glaubt. Er ruht nicht, bis er sein Wild von Neuem in's Feld lockt, oder ein anderes als das verlorene aufstöbert, worauf die Jagd fortgesetzt wird.

Sobald der Fuchs in deutlicher Nähe gesehen wird, spornen die nächsten Jäger ihre Renner zu letzter, verzweifelter Anstrengung, um die vordersten Hunde zu erreichen, die schon das Wild umringen. Vergeblich sucht der gehetzte Reineke, immer noch rennend, sich durch wüthende Bisse zu retten, er unterliegt der Uebermacht — von allen Seiten umringt, stürzt er unter den Angriffen der Meute todt nieder. Bei dieser Katastrophe — „the kill“ — nach allen Gefahren des Jagens ohne zerbrochene Glieder gegenwärtig zu sein, ist der Stolz jedes Fuchsjägers. Man beglückwünscht den „Master of Hounds“, lobt die Meute und bespricht mit den inzwischen eingetroffenen Nachzüglern die Ereignisse des Tages.

Der Huntsman hat mittlerweile den Fuchs gepackt und hält ihn, umringt von der kläffenden Meute, hoch in die Höhe. Schwanz, Pfoten und Kopf werden sodann abgeschnitten, um als Trophäen die Jagdzimmer oder Hundehäuser zu schmücken. Früher war es Sitte, das gefallene Wild an einem Baume aufzuhängen, es eine Weile von der Meute anbellen zu lassen und dieser den Leichnam sodann zum Fraße hinzuwerfen. Heute erhalten die Hunde

nur den Rumpf. Um zur Jagd brauchbar zu sein, müssen die Hunde einmal mit Fuchsblut gesättigt werden, denn es gibt kein anderes Mittel, um sie von anderem, während der Jagd ihren Weg kreuzendem Wild zu entwöhnen. Nur höchst selten und nur dann, wenn die Jagd mit einer bereits erfahrenen Meute stattfindet, kommt es vor, daß die Jäger den Fuchs entwischen lassen, wenn er sich tapfer bewiesen und durch gutes Laufen die Sportlust befriedigt hat. —

Wie bereits bemerkt, besitzt das heutige England eine ganze Literatur über die Fuchsjagd. Die erste klassische Literaturgestalt eines professionellen Fuchsjägers, zugleich eine der treuesten Charakterbilder eines solchen „Sportsman" des 18. Jahrhunderts, ist der Squire (Landedelmann) Western in dem berühmten Fielding'schen Romane „Tom Jones", ein bäuerischer Polterer von sehr beschränktem Wissen und zweifelhaften Manieren, ein unverbesserlicher Nimrod, der in der Jagdsaison seine Frau nie sieht, weil er Morgens fort ist, ehe sie erwacht, und Abends so stark betrunken nach Hause gebracht wird, daß er Niemanden zu erkennen vermag. Spätere Autoren, wie Walter Scott und zuletzt Disraeli, suchten mehr das „Ritterliche und Poetische" des Fuchsjägerthums hervorzuheben. Aber noch heute gibt es Fuchsjäger alten Schlages übergenug, durch Rang und Reichthum hervorragende Persönlichkeiten, die aus der Fuchsjagd ihren Lebensberuf machen; noch heute blicken die Einwohner von Melton Mowbray, dem Centrum der Fuchsjagd in Leicestershire, stolz auf solche Jäger herab, die aus anderen Gegenden herbeiströmen; und die Memoiren

berühmter Sportsmen beweisen, daß das Geschlecht der „Squire Western" keineswegs schon ausgestorben ist.

Für einen der leidenschaftlichsten Fuchsjäger zu Anfang unseres Jahrhunderts galt der Herzog von Cleveland. Er hatte, wie im „Nimrod", einem „Sporting Journal", berichtet wird, die Gewohnheit, seine Hunde selbst zu füttern, und dreißig Jahre lang stellte er in der Umgegend seines Landsitzes Raby Castle in der Grafschaft Durham als „Master of Hounds" dem schlauen Reineke nach. Jahre hindurch jagte dieser Herzog regelmäßig sechs Tage in der Woche, und um in keiner Weise an Ort und Zeit gebunden zu sein, hielt er sich eine vollständige Garderobe in jedem Hauptgasthofe seines Jagdbezirks.

Auch von zwei Geistlichen unter den Koryphäen der Fuchsjäger weiß jener „Nimrod" zu berichten. Der Vikar von P. sang seinen Pfarrkindern Jagdlieder vor und unterhielt sie in seinen Predigten oft genug mit merkwürdigen Fuchsjagden. Sein würdiger Gesinnungsgenosse war ein Reverend Mr. Fowle, der, als die Invasion des ersten Napoleon England bedrohte, in die Reihen der Freiwilligen eintrat und Oberst der berittenen Miliz von Berkshire wurde. Bei einer Revue in Windsor wurde er dem König Georg III. vorgestellt. Seine Haltung war so tadellos, daß der Monarch zu der Aeußerung hingerissen wurde: „Oberst Fowle ist nicht nur einer der besten Kavallerieoffiziere, sondern einer der besten Prediger, einer der besten Schützen und einer der besten Fuchsjäger in meinen Reichen!" —

Selbst aber unter den Mittelklassen des bürgerlichen

Standes gab es Anhänger der „nobeln Passion". Von einem Arzte, der in einer Maulwurfsfalle statt eines Maulwurfs einen Fuchs fing, wird erzählt, daß er denselben sorgsam heilte, um ihn dann zu Tode zu hetzen. Von einem noch abenteuerlicheren Sportsman erzählt Fr. Althaus Folgendes: Osbaldistone, ein Advokatenschreiber, stammte aus guter Familie, wurde jedoch von seinem Vater verstoßen, weil er den dummen Streich beging, eine der elterlichen Dienstmägde zu heirathen. Der einzige ihm gelassene Besitz war eine trächtige Hündin. Diese nahm er mit nach London, wo er bei einem Advokaten Dienste fand und im Laufe der Zeit dahin gelangte, sich selbst, sechs Kinder, zwei Pferde und zwölf Hunde mit einem jährlichen Einkommen von 60 Pfund (1200 Mark) zu ernähren. Seinen Fleischbedarf erhielt er von den Schlächtern in Clare-Market als Gegenleistung für die Besorgung ihrer Rechnungsgeschäfte. Das beste davon behielt er für seine in einer Bodenkammer eingesperrten Hunde, mit dem Rest ernährte er sich und seine Familie. Seine Pferde standen im Keller, gefüttert mit Korn, das ein Händler ihm verabfolgte, dessen Bücher er führte. In der Jagdsaison aber jagte Osbaldistone in verschiedenen Theilen des Landes, und der Ruhm seiner Talente und Beharrlichkeit verbreitete sich über ganz England und erwarb ihm eine angesehene Stellung unter den Häuptern der fuchsjagenden Welt.

Addison, der bekannte englische Gelehrte und Dichter, ist Zeuge, daß auch Damen an dem halsbrechenden Sport der Fuchsjagd theilnehmen. „Ich habe oft Gelegenheit,"

heißt es in einem seiner Briefe, „eine ländliche Andromache zu sehen, die vorigen Winter in die Stadt kam und eine der größten Fuchsjäger des Landes ist. Sie redet von Hunden und Pferden wie ein Kavallerist und behandelt Sprünge über sechs Fuß hohe Barrièren, als ob es sich um Pfeffernüsse handele."

Der originellste Fuchsjäger Old-Englands aus der Sphäre der Jagdbeamten war jedoch der berühmte Huntsman Tom Moody aus Shropshire. Sein Biograph schildert ihn als einen starken Mann von der größten Kühnheit und unermüdlichsten Zähigkeit. Sein Gesicht war durch Pockennarben entstellt, seine Augen klein, aber scharf wie die eines Spürhundes. Er konnte weder lesen noch schreiben, war dem Trunke ergeben und doch der bestgelaunteste Mensch von der Welt. Er war ein ausgezeichneter Reiter und besaß eine so helltönende Stimme, daß sein halloo eine Meile weit gehört wurde. Er starb im Dezember 1796, nachdem er ein letztes Lebewohlglas auf die Blüthe der Fuchsjagd geleert hatte. Eine Anzahl Jäger trug ihn zu Grabe. Zahlreiche Jagdfreunde gaben ihm das Geleite. Unmittelbar hinter dem Sarge ging sein Lieblingspferd, welches den letzten von ihm gewonnenen Fuchsschwanz vorn am Zügel, seine Kappe, Peitsche, Stiefel, Sporen und Gürtel über dem Sattel trug. Nach dem Einsenken des Sarges riefen die Anwesenden, auf Moody's vorher ausdrücklich geäußerten Wunsch, ihm drei helle, weithin schallende „view-halloos" über seinem Grabe nach.

Sein Andenken lebt noch heute unter den Mitgliedern des „Fox-Club", der theils in London, theils in Melton

Mowbray seine Sitzungen hält, und in deren Listen sich die Namen von Vertretern der höchsten Aristokratie finden.

Uebrigens fehlt es der Fuchsjagd nicht an einflußreichen Gegnern, die vor Allem den Vorwurf der Grausamkeit wegen des zu Tode-Hetzens des Wildes und Zweifel an der Würdigkeit des Fuchsjagd-„Berufes" erheben. Bei alledem behauptet bis auf unsere Tage diese Jagdart in der englischen Jägerei die erste Stelle, sowohl in Hinsicht auf den Umfang ihres Betriebes und die Ausbildung der Methode, als auf die Beschaffung der erforderlichen, sehr erheblichen Mittel und die Leidenschaft, mit der das „foxhunting" betrieben wird.

Kindesraub.

Kriminalistische Skizze

von

A. Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)

Der Menschenraub gehört zu den ältesten Verbrechen, die wir kennen, denn die ältesten Gesetzbücher, wie die Bibel, beschäftigen sich schon mit ihm. Im zweiten Buch Mosis heißt es im einundzwanzigsten Kapitel: „Wer einen Menschen stiehlt und verkauft, daß man ihn bei ihm findet, der soll des Todes sterben." Also die Todesstrafe wurde bei den Juden auf den Menschenraub gesetzt. Auch die

Gesetzbücher der Römer, Griechen und des deutschen Mittelalters beschäftigen sich noch mit dem Menschenraub. Eine Abart dieses Verbrechens hat vorzugsweise stets das größte Aufsehen erregt, das ist der Kindesraub.

Noch heute sind in weiten Schichten der Bevölkerung über Kinderraub so viele sonderbare und zumeist falsche Ansichten verbreitet, daß es sich wohl verlohnt, das Publikum über dieses Verbrechen aufzuklären.

Man wird sich erinnern, daß vor ungefähr zwölf Jahren ganz Deutschland viele Monate hindurch sich in Aufregung befand durch den Fall der kleinen Anna Bäckler, welche angeblich von Zigeunern geraubt worden war, und die man nach Zeitungsberichten bald hier, bald dort zu sehen glaubte. Alle Zigeunerbanden hatten damals einen schlimmen Stand und mindestens dreißig- oder vierzigmal wurde die öffentliche Meinung durch Nachrichten alarmirt, daß die kleine Anna Bäckler bei irgend einer Zigeunerbande aufgefunden worden sei. Endlich wurde sie als Leiche in der Scheune des väterlichen Gutes in Pommern entdeckt, und es stellte sich heraus, daß das kleine Mädchen ermordet worden war.

Auf den Zigeunern hat eben seit Jahrhunderten der Verdacht gelastet, daß sie professionelle Kindesräuber seien, und es mag ja auch Zeiten gegeben haben, wo sie diesen Vorwurf verdienten. Heutzutage aber fällt es den Zigeunern ganz und gar nicht ein, Kinder zu stehlen. Sie wären geradezu verrückt, wenn sie es thäten. Einer der besten Kenner des Zigeunerthums, der Kriminalist Dr. Liebig, erklärt in seiner interessanten Monographie über die

Zigeuner: „Dazu gibt man den Zigeunern Schuld, daß sie Kinder stehlen, sie dann zu ihren Künsten abrichten und heranbilden und sich ihrer als Mittel zum Erwerbe bedienen. Dies mag früher allerdings in vereinzelten Fällen, aber gewiß nicht öfter vorgekommen sein, als das Verbrechen des Menschenraubes auch unter anderen Nationen begangen worden ist. Daß es aber jetzt noch ausschließlich oder auch nur vorzugsweise von den Zigeunern geschehe, kann nur das einmal gefaßte, von albernen Romanen und Schauspielen genährte und verbreitete, schwer wieder zu beseitigende Vorurtheil behaupten. Denn abgesehen davon, daß die Zigeuner mit eigenen Kindern reichlich gesegnet zu sein pflegen und daher nicht nöthig haben, fremde sich anzueignen und sich die Kosten und die Mühen ihrer im Erfolge doch immer sehr problematischen Auferziehung zu einem bestimmten Zwecke aufzubürden, würde sie schon die Furcht vor der bei den vermehrten, die Schnelligkeit der Nachforschungen befördernden Verkehrsmitteln — Eisenbahn und Telegraph — und bei der gesteigerten Wachsamkeit und besseren Organisation der mit größeren Hilfsmitteln ausgestatteten Polizei kaum zu verhindernden Entdeckung eines so schweren Verbrechens und die nothwendig damit verbundenen harten Strafen davon zurückhalten müssen.“

Früher warf man den Zigeunern sogar noch entsetzlichere Motive für den Kinderraub vor, und noch im vorigen Jahrhundert behauptete man, sie stehlen Kinder und Erwachsene, um dieselben zu schlachten und zu essen. Der Kriminalist Heister erzählt: „Im August des Jahres

1782 wurden in Ungarn fünfundvierzig Zigeuner beiderlei Geschlechts wegen Kannibalismus geviertheilt, gerädert, geköpft, gehangen. Eine aus Leuten dieses Volkes bestehende Diebesbande hatte lange im Haber Komitate ihr Wesen getrieben. Als man endlich ihrer habhaft wurde, verbreitete sich gleichzeitig das Gerücht, es seien hier und da Kinder und Erwachsene durch die Schuld der Zigeuner verschwunden. Durch entsetzliche Prügel brachte man die Gefangenen zu dem Geständniß, die Kinder gestohlen und ermordet zu haben. Als man aber die Geständigen nach den Leichen und nach den Orten fragte, wo die Leichen vergraben worden seien, waren sie außer Stande, solche anzugeben, und nun wurden die Zigeuner erst recht gefoltert, bis endlich einer von ihnen in seiner Verzweiflung schrie: ‚Wir haben sie gefressen!‘ Dieses Geständniß der Verzweiflung genügte, um in Ungarn ein wahres Abschlachten der Zigeuner hervorzurufen. Die fürchterlichsten Zeitungsberichte tauchten auf, wie die Zigeuner wahre Orgien feierten, indem sie gestohlene und geschlachtete Kinder verzehrten, wie einer ihrer Häuptlinge bei seiner Hochzeit seine Gäste mit zwei geschmorten Christenweibern bewirthet habe u. s. w.

Als Kaiser Joseph II. von diesem verrückten Treiben Kenntniß bekam, ließ er sofort alle Hinrichtungen einstellen und entsandte eine besondere Kommission nach Ungarn. Deren eifrige Untersuchungen brachten es denn auch bald zu Tage, daß weder Erwachsene noch Kinder, die angeblich gestohlen waren, fehlten, und gegen hundertfünfzig Zigeuner, die bereits Todeskandidaten waren, wurden aus dem Gefängniß wieder entlassen.“

Der Glaube, daß auch die Juden in ihren Osterkuchen angeblich Christenblut thun müßten, hat sich insbesondere in den polnischen Gegenden, also in den Grenzländern von Oesterreich und Rußland, auch auf deutscher Seite, verbreitet, und an der russischen Grenze entsteht fast in jeder Osterzeit auf's Neue das Gerücht, daß hier oder dort ein Kind verloren gegangen sei, welches die jüdischen Bewohner unter gewissen rituellen Vorgängen geschlachtet hätten, um dann das Blut an ihre verschiedenen Gemeinden und Glaubensgenossen zu vertheilen.

In jenen noch wenig kultivirten Gegenden, die sich erst allmählig der Bildung erschließen, tauchen sehr oft Gerüchte von angeblichem Kindesraub auf, und ich selbst hatte Gelegenheit, noch im Jahre 1878 an der österreichisch-russischen Grenze zu erfahren, wie unter der dortigen Bevölkerung die lächerlichsten und dabei doch fürchterlichsten Gerüchte entstehen können.

Es verbreitete sich nämlich dort im Herbst jenes Jahres plötzlich unter der polnischen Bewohnerschaft die Nachricht, der Kaiser von Deutschland habe im Kartenspiel an den Kaiser von Rußland fünfzig blonde Kinder verloren, welche natürlich den Eltern geraubt und über die russische Grenze gebracht werden sollten.

Eine andere Version des Gerüchtes behauptete, die Kinder sollten den Eltern geraubt werden, um sie nach Elsaß-Lothringen zu bringen, da man dort die Bevölkerung germanisiren wolle. Der mir persönlich genau bekannte Lehrer eines Dorfes im Industriebezirk erhielt eines Nachmittags während der Schulzeit den Besuch eines mir eben-

falls bekannten Lehrers aus einem benachbarten Orte, welcher einen allerdings auffallend langen schwarzen Bart trug. Die Kinder, welche das unter ihren Eltern zirkulirende Gerücht kannten, erschraken auf das Fürchterlichste über den Mann mit dem schwarzen Bart, und als ein Knabe aufschrie: „Das ist ein Franzose! Man will uns rauben!“ stürzte sich unter furchtbarem Geschrei der größte Theil der Kinder aus den Fenstern des Parterrezimmers und entlief nach dem nahen Walde. Es ging nicht ohne Verletzungen dabei ab. Das ganze Dorf wurde alarmirt, diejenigen Bewohner, die nicht gerade auf Arbeit waren, bewaffneten sich in aller Eile und rückten vor das Schulhaus, wo sie in ihrer Thorheit die Auslieferung des Fremden und die Wiedergabe ihrer Kinder verlangten. Nur mit größter Mühe und mit eigener Lebensgefahr konnte der Lehrer des Ortes die Leute soweit beruhigen, um ihnen klar zu machen, daß das Gerücht ein ganz grundloses und thörichtes sei, und daß die Kinder ohne allen Grund sich geflüchtet hätten. Aber erst nach zwölf bis sechzehn Stunden, d. h. nachdem sie die Nacht im Walde zugebracht hatten, wagten sich die letzten Kinder wieder in das Dorf zurück.

So schlimm, wie in diesen östlichen Provinzen, steht es mit der Furcht vor dem Kinderraube in den kultivirteren Gegenden Deutschlands natürlich nicht, aber das Publikum ist auch dort nur zu leicht geneigt, wirklich an Kindesraub zu glauben, wenn einmal hier oder da die Nachricht auftaucht, es sei ein Kind verloren gegangen. —

Wir werden uns vor Allem fragen müssen: kommt

es denn wirklich vor, daß Kinder geraubt werden? Die Antwort kann nur eine bejahende sein, aber die Fälle sind selten, und die Motive, unter welchen ein Kindesraub vorkommt, sind stets ganz außergewöhnliche und nur für den einzelnen Fall wirksame, so daß sich die Eltern, denen ein Kind verloren gegangen ist, sofort selbst sagen können, ob wirklich Motive vorgelegen haben, das Kind zu rauben.

Zu unterscheiden ist hier die Vergangenheit und die Gegenwart. In der Vergangenheit kamen Diebstähle an Kindern vor, um Rache an den Eltern auszuüben, oder aus Gründen der Staatsraison, und insbesondere zwei Vorfälle aus der Geschichte sind hier interessant, von denen der erste unter dem Namen des sächsischen Prinzenraubes so weit bekannt sein dürfte, daß es genügt, ihn kurz zu erwähnen.

Der Ritter Kunz v. Kauffungen hatte dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen von Sachsen im Bruderkriege von 1446 bis 1451 verschiedene Dienste geleistet, war aber dann wegen eines Gütertausches mit ihm in Streit gerathen. Kunz v. Kauffungen glaubte sich so ungerecht behandelt, daß er furchtbare Rache zu nehmen schwur. Im Anfang Juli des Jahres 1455 erfuhr er, daß der Kurfürst Altenburg wegen einer Reise verlassen habe, und daß das Hofgesinde in der Stadt ein großes Fest veranstaltete. In Verbindung mit den Meißnerischen Rittern Wilhelm v. Mosen und Wilhelm v. Schönfels, sowie noch sieben anderen Rittern schlich er sich in der Nacht zum 8. Juli nach Altenburg und bestach einen Küchenjungen des Kurfürsten, Namens Hans Schwalbe,

daß er ihnen Eintritt in den Schloßhof verschaffte. Im Schloßhofe angekommen, stiegen die Kindesräuber auf Strickleitern, die sie nach den Fenstern geworfen hatten, zu den Zimmern empor, in denen die Kurfürstin mit den Kindern schlief. Ein Diener, der noch in der Nähe war, wurde gebunden, die Kurfürstin mißhandelt und die beiden Knaben davongeführt. Die Räuber trennten sich dann, um auf verschiedenen Wegen Schloß Isenburg in Böhmen, welches ebenfalls Kunz v. Kauffungen gehörte, zu erreichen. Kunz v. Kauffungen selbst schlug mit dem jüngeren Prinzen den kürzeren Weg ein, wurde jedoch unterwegs dadurch gefangen genommen, daß sich der Prinz einem Köhler zu erkennen gab, der mit seinen herbeigerufenen Genossen den Ritter gefangen nahm und band. Mosen und Schönfels mit den anderen Rittern, die den älteren Prinzen bei sich hatten, verirrten sich im Erzgebirge und nahmen in einer Höhle auf drei Tage Aufenthalt, von wo aus sie mit dem Kurfürsten in Unterhandlungen traten, da das ganze Land rings umher durch den Raub so aufgeregt war, daß sie an ein Entkommen nicht denken konnten. Sie erhielten freien Abzug gegen Herausgabe des gefangenen Prinzen, Kunz v. Kauffungen wurde dagegen am 14. Juli zu Freiberg enthauptet, ebenso eine Anzahl von Verwandten und Knechten, die an dem Raube betheiligt waren und deren man habhaft wurde. Hans Schwalbe, der ungetreue Küchenjunge, wurde mit glühenden Zangen gerissen und dann geviertheilt.

Ein ganz ähnlicher Fall von Kindes- oder vielmehr Prinzenraub geschah im Anfang des 18. Jahrhunderts.

Um zu verhindern, daß einer der drei Söhne des Königs Johann Sobieski von Polen, die sich damals zu Ohlau in Schlesien auf ihren Besitzungen aufhielten, zum König gewählt werde, war der sächsische Kurfürst und König August von Polen, welcher durch die polnische Konföderation am 6. Februar 1704 des Thrones entsetzt ward, nicht um Mittel verlegen. Er sandte, wie uns Schlosser berichtet, dreißig verkleidete Offiziere nach Schlesien, um auf kaiserlichem Gebiet den Prinzen Jakob, dessen Wahl und Thronbesteigung der Gegner August's, Karl XII. von Schweden, unterstützen zu wollen versprochen hatte, aufzuheben, und die adeligen Herren des sächsischen Heeres, welche wegen ihrer bei Saufgelagen oder beim Spiel verletzten Ehre jeden Augenblick den Degen zogen, fanden es keineswegs schimpflich, daß sie verkleidet wie Mörder im Walde lagen, bis die Sobieskis, Jakob und Konstantin, am 18. Februar 1704 ausfuhren. Sie überfielen die Prinzen, und diese wurden erst auf die Pleißenburg bei Leipzig, dann auf den Königstein gebracht. Alexander, der dritte Sohn, entkam nach Polen. Der Umstand, daß der Schwedenkönig einen Sieg errang, der nach seinem Eindringen in das Herz von Sachsen den Frieden von Altranstädt herbeiführte, bewirkte die Befreiung der Prinzen. —

Von Kindesraub aus anderen Motiven, als denen der Rach- und Habsucht, weiß die Kriminalgeschichte nichts zu melden, weder in der Vergangenheit, noch in der Gegenwart, und in Deutschland kommt wohl jetzt nur noch eine sehr milde Art des Kindesraubes vor, wenn eine geschiedene Frau sich aus Liebe ihrer Kinder zu bemächtigen sucht,

wenn dieselben vielleicht vom Gericht dem Ehegatten zugesprochen worden sind und umgekehrt, alle anderen, immer wieder auftauchenden Nachrichten über Kindesraub sind von vornherein für Fabeln zu halten.

Es mag hierbei noch besonders darauf aufmerksam gemacht werden, daß fast alljährlich in der „Zeit der sauren Gurke" Nachrichten kriminalistischen Inhalts über sogenannte Krüppelfabriken auftreten. Bald soll man in Dörfern in Ungarn, bald in Böhmen planvoll angelegte Institute finden, in denen Kinder verstümmelt und des Gebrauches ihrer Gliedmaßen beraubt werden, damit sie dereinst sich zum Betteln eignen und einen Mitleid erregenden Eindruck machen. Daß in der Bettlerpraxis solche absichtliche Verstümmelungen vorgenommen werden, ist ja durchaus nicht zu leugnen, aber die Bettler nehmen diese Verstümmelungen mit ihren eigenen Kindern vor. Nicht wahr ist es aber, daß zu diesen Verstümmelungen Kinder fremder Eltern gestohlen werden, am allerwenigsten ist daran zu glauben, daß sich diese ungarischen und böhmischen Krüppelfabriken auf viele Meilen weit aus Deutschland Kinder holen würden.

Unsere Gesetzgebung, insbesondere unser Erbschaftsrecht, ist in Deutschland ein so klares und einfaches, daß es sich wirklich nicht verlohnt, Kinder zu rauben, wie dies in England heute noch geschehen mag aus Erbschaftszwecken, aus Motiven der Habsucht. Das englische Erbschaftsrecht kennt nur das Recht der Erstgeburt; der erstgeborene Sohn erbt Alles, die nach ihm geborenen Geschwister verhältnißmäßig fast nichts. Ebenso erben nur

wieder die erstgeborenen Abkömmlinge des Erstgeborenen, und so sind oft Kinder, insbesondere Knaben im zarten Alter, schon die voraussichtlichen Besitzer ungeheurer Familienvermögen, die einer großen Anzahl anderer Familienmitglieder entzogen werden. Wie oft mag da schon ein solcher Erbe durch gedungene Kindesräuber ergriffen und bei Seite gebracht worden sein. Es mag dies selbst heute noch vorkommen, und der Leser, der in der englischen Romanliteratur Bescheid weiß, kennt jedenfalls zahlreiche Romane, in denen solcher Kinderraub den Mittelpunkt der Handlung bildet.

Der letzte derartige Vorfall, welcher großes Aufsehen machte, war der bekannte Tichborn-Prozeß, wo der gegen den Erben auftretende Gegner behauptete, der wirkliche Erbe zu sein, den man in seiner Jugend geraubt und bei Seite gebracht habe. Bekanntlich droht sogar eine Wiederaufnahme dieses Ticheborn-Prozesses, weil der damals abgewiesene Prätendent neue Anhänger gefunden haben soll, die ihn mit Geld für den langwierigen Prozeß unterstützen wollen.

Der Kindesraub kommt auch noch vor in den vereinigten Staaten von Nordamerika, dort lediglich zu dem Zwecke, um Geldsummen von reichen Leuten zu erpressen. Hat sich doch auch der Leichenraub in Amerika in den letzten Jahren zu einer früher nie gekannten Höhe entwickelt, und dies liefert einen neuen Beweis, daß es mit dem moralischen Zustande der amerikanischen Bevölkerung wahrlich schlecht genug bestellt ist. Sowie eine vermögende Person stirbt, muß die Leiche in dem Erbbegräbniß

gewöhnlich Monate lang von bewaffneten Wächtern gehütet werden, da sonst sicher elende Subjekte diese Leiche stehlen und sie erst wieder den Verwandten zurückgeben, nachdem ihnen Straflosigkeit zugesichert und eine große Summe gezahlt worden ist.

Um Erpressungen von reichen Leuten zu verüben, werden, wie gesagt, aber auch Kinder in Amerika gestohlen, und diejenigen Eltern, welche außerordentlich große Vermögen besitzen, müssen ihre Kinder durch besondere Dienerschaft auf das Sorgfältigste hüten lassen, damit sie ihnen nicht etwa geraubt werden.

In Deutschland indeß ist wohl an Kindesraub unter den jetzigen Verhältnissen nicht mehr zu glauben, wenn es sich nicht — wie bereits erwähnt — um Ehescheidungsangelegenheiten handelt. —

Nun zum Schluß aber noch eine fröhliche Kindesraubgeschichte, welche den Vorzug hat, buchstäblich wahr zu sein.

In Kassel starb erst vor Kurzem ein Schauspieler, welcher in der ganzen Theaterwelt wegen seiner Schwänke bekannt war, und dem einst sein Sohn Joseph, heute im Auslande ein bedeutender Kapellmeister, unter sehr eigenthümlichen Umständen geraubt wurde. Als Joseph noch ein Säugling war, verkehrte der alte H. — damals natürlich noch der „junge H." genannt — viel mit dem Prinzen von Hanau, dem Vetter des Kurfürsten, und war besonders bei gewissen lustigen Gesellschaften, die auf der Solitude, einem Lustschloß in der Nähe von Kassel, abgehalten wurden, stets der Genosse des Prinzen.

Eines Tages war Frau H. ausgegangen und hatte ihren Gatten allein mit dem kleinen Joseph, der damals noch im Steckkissen lag, zu Hause gelassen. Das Kind war ruhig und schlief, als ein Diener kam und H. meldete, vor der Thür stehe ein Wagen, mit dem er sofort nach der Solitude zum Prinzen hinauskommen solle. H. konnte diese Einladung nicht gut zurückweisen, er wußte aber auch nicht, was er mit dem schlafenden kleinen Kinde machen sollte, um so mehr, als seine Frau sich in einer Kaffeegesellschaft befand und wohl erst nach einiger Zeit zurückkehren würde.

Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Er füllte die Flasche des Kleinen mit süßem Doppelbier, weckte dann das Kind, ließ dasselbe das Bier trinken und legte es, damit es unter keinen Umständen Schaden nehme, in den untersten Schubkasten der Kommode. Dann wurde dieser so zugeschoben, daß nur ein schmaler Spalt blieb, damit das Kind athmen konnte, und nach einiger Zeit schon hörte H. seinen Sohn, der sich an dem Doppelbier ganz regelrecht „bekneipt" hatte, schnarchen. Seiner Abfahrt stand jetzt nichts mehr im Wege. Er kleidete sich um und fuhr nach der Solitude hinaus.

Eine Stunde später kam Frau H. nach Hause, fand in dem ihr und ihrem Manne bekannten Versteck im Hausflur den Schlüssel zur Wohnung, öffnete dieselbe, fand hier aber weder den Gatten, noch das Kind. Sie durchsuchte die Wiege und die Betten, von dem Kinde war keine Spur zu finden. Sie erkundigte sich bei der Nachbarschaft, ob man ihren Mann weggehen gesehen habe.

Sie erfuhr, daß ihr Mann mit der prinzlichen Equipage fortgefahren sei, daß er aber das Kind natürlich nicht mit sich genommen habe.

Frau H. alarmirte jetzt einige im Hause wohnende Frauen, nochmals wurde die Wohnung in höchster Eile durchsucht, natürlich aber das Kind nicht gefunden, da man sich nicht denken konnte, daß dasselbe in dem Schubkasten der Kommode liege. Das Kind blieb verschwunden, und jetzt kam eine der Frauen auf den klugen Gedanken, das Kind sei geraubt worden.

Es entstand ein fürchterliches Geschrei, Frau H. sandte nach der Polizei, Menschen sammelten sich vor der Thür, und durch das damals verhältnißmäßig kleine Kassel verbreitete sich die Schreckensnachricht, es sei ein Kind am hellen Tage gestohlen worden. Die Polizei wußte sich nicht zu helfen, als die Menschenmenge vor dem H.'schen Hause immer mehr anwuchs, und der Kurfürst, welchem von dem schauderhaften Vorfall Meldung gemacht wurde, befahl eine strenge Untersuchung.

Der Polizeidirektor begab sich mit seinen Beamten in die H.'sche Wohnung, um dort ein Protokoll aufzunehmen, nachdem nochmals — selbstverständlich mit Ausnahme des Kommodenschubkastens — alle Orte der Wohnung untersucht worden waren, an denen sich das Kind hätte befinden können.

Das große Aktenstück war vollendet und vor dem Hause in der Abendstunde die Menge zu einer geradezu beängstigenden Masse angewachsen, als die im Zimmer Versammelten plötzlich ein eigenthümliches, gedämpftes Kinder-

geschrei hörten. Der kleine Joseph war aus seinem Rausch erwacht und schrie mörderlich in seinem Kommodenkasten.

Natürlich wurde er jetzt entdeckt, und der ganze Kinderraub löste sich in Heiterkeit auf. Die Freunde H.'s aber hatten eine neue Anekdote von ihm zu erzählen. Dem Leser sei nochmals versichert, daß die Anekdote in der That so geschehen ist, wie sie hier erzählt worden, und daß sie sich in der guten Stadt Kassel in den fünfziger Jahren ereignete.

Das unbezwingliche Felsennest.

Eine Geschichte aus der Geschichte.

Von

Th. Winkler.

In Inner-Krain, jenem an Naturmerkwürdigkeiten so reichen Landstrich der österreichisch-ungarischen Monarchie, der namentlich von vielen Höhlen und unterirdischen Wasserläufen durchzogen ist und wo im Winter die berüchtigten Borastürme mit großartigen Schneeverwehungen wüthen, sah es im 15. Jahrhundert noch unsäglich wild und wüst aus. Von Kultur war kaum etwas zu sehen. Unermeßliche Wälder bedeckten das Land, in denen noch massenhaft Bären und Wölfe hausten, ausgedehnte Strecken

waren völlig unbewohnt, glichen den Einöden und hatten weder Weg noch Steg.

Einer der wildesten Punkte war etwa eine Meile von Adelsberg an der Poik, wo sich eine Menge gigantischer Felsen über einander thürmen und schauerliche Abgründe bilden, wo ein Gebirgsbach durch die Klüfte schäumt, dumpftosend dann in einer Grotte verschwindet und weiterhin endlich als Fluß wieder zu Tage tritt; wo eine Meilen lange Grotte mit großartigen Säulen und Gängen in Tropfsteingebilden das Land durchzieht, genug, wo sich Alles vereinigt, was die Natur an wilder Romantik zu bieten vermag.

Dort sieht man zwischen hohen Felsen noch heute die Spuren einer menschlichen Ansiedelung, die den Wanderer mit Staunen erfüllt, wenn er erfährt, daß es eine stattliche Ritterburg war, die im Mittelalter Jahrhunderte lang hier gestanden hat. Zwischen zwei schroffe, himmelanstrebende Felsen gleichsam hineingekeilt, schien sie von unten fast unzugänglich, nur über zwei Zugbrücken führte der Weg zu ihr, und hatte man diese aufgezogen, so war jede Möglichkeit hineinzubringen abgeschnitten.

Ein krainischer Adelsherr, Erasmus Lueger mit Namen, war es, der sich dieses seltsame Felsennest in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zum Wohnsitz erkoren hatte. Eine stählerne, ungemein kräftige, aber auch wildtrotzige Natur, in seinem ganzen Wesen so recht das mittelalterliche Faustrecht abspiegelnd, hatte dieser Ritter in jüngeren Jahren ein Edelfräulein des Landes, Katharina v. Ungnad, als Gattin heimgeführt; allein die Ehe

war nicht glücklich. Die Frau konnte sich an die schauerliche Einöde der Burg nicht gewöhnen, begann zu kränkeln und fiechte nach wenigen Jahren dahin, ohne ihrem Gemahl Nachkommen geschenkt zu haben. Dieses Schicksal wirkte auf das ohnehin herbe Gemüth des Ritters nur noch verbitternder, er verschwor das Eheleben und beschloß, fortan unvermählt zu bleiben.

Kaiser Friedrich III., der seit 1435 mit seinem Bruder Albrecht über Steiermark, Kärnthen und Krain regierte und 1442 zum deutschen König gekrönt worden war, konnte, da er in viele Kriege verwickelt wurde, einen Mann, wie Erasmus Lueger, sehr wohl brauchen, und nahm ihn daher gern in seine Dienste. Als Hauptmann der Leibwache hatte Lueger im Jahre 1483 den Kaiser nach Frankfurt am Main zu begleiten, wo viele Fürsten mit ihrem Gefolge zusammentrafen, um dem Herrscher ihre Huldigung darzubringen und über die politische Lage mit ihm zu berathen. Wie immer bei solchen Gelegenheiten drängte sich während dieser Tage Fest auf Fest, und namentlich fehlte es nicht an Schmausereien und Trinkgelagen, bei denen es sehr hoch herging.

Bei einem dieser Bankette, an welchem auch Erasmus Lueger theilnahm, unterhielt sich die Gesellschaft durch Erzählungen von allerlei Abenteuern und Kraftstückchen. Einer der Anwesenden warf dabei im Gespräch den Namen Andreas Baumkircher hin und bemerkte dabei, ein solches Muster von Tapferkeit und Körperstärke komme nicht sobald wieder; es sei zu beklagen, daß dieser Edle einen so traurigen Untergang gefunden habe.

Er meinte damit den Landeshauptmann von Steiermark, welcher dem Kaiser 1452 gegen die Ungarn und Böhmen, sowie auch 1462 bei dem Aufruhr der Bürger in Wien große Dienste geleistet und deshalb auch hohe Auszeichnungen erhalten hatte, dann aber unter den Schutz des Königs Matthias von Ungarn getreten war und demselben gegen den Kaiser gedient hatte. Später wollte er sich bei Letzterem vertheidigen, bat um vierundzwanzig Stunden sicheres Geleit nach Graz, mußte aber diese Frist der Sicherheit überschreiten und wurde enthauptet.

Dieser alte Kämpe war ein langjähriger Freund und Kriegskamerad Lueger's gewesen, mit dem Letzterer oftmals im Kampfe gegen den Feind Schulter an Schulter gefochten hatte, daher er auf dessen Ehre nichts kommen ließ und sein trauriges Schicksal schmerzlich bedauerte. Als nun jetzt in der Versammlung Baumkircher's Name genannt wurde, versäumte Lueger nicht, dem Sprecher lebhaft beizustimmen und auch seinerseits der Hochachtung Ausdruck zu geben, die ihn gegen den verstorbenen Freund erfüllte. Das wollte aber ein anderer von den anwesenden Edelleuten, der Marschall v. Pappenheim, nicht gelten lassen.

„Schweigt mir von diesem treulosen Gesellen," rief er, „es war ein feiler Wicht, der seinen Kaiser verrieth und schließlich den Lohn erhielt, den er verdient hatte!"

„Oho!" fuhr Lueger auf, „seid Ihr so schnell fertig mit Eurem Urtheil über einen Mann, der hundertfach mehr geleistet, als wir Beide zusammengenommen, und der nur durch Mißgeschick in das Verhältniß getrieben

wurde, das ihm den Tod brachte? Es ist eine Schmach, diesen Helden jetzt zu verunglimpfen, wo er sich nicht mehr vertheidigen kann!"

„Spart Eure Worte, Herr Hauptmann," entgegnete der Marschall vornehm, „ich werde mir doch nicht von Euch vorschreiben lassen, wie ich über Baumkircher zu denken habe."

Der reichlich genossene Wein hatte bereits auf beiden Seiten seine Wirkung gethan, davon zeugte die Heftigkeit, mit der die beiden Gegner ihre Meinung verfochten. Lueger konnte schon zu ruhigen Zeiten keinen Widerspruch vertragen, am wenigsten jetzt, wo er, vom Weine erregt, seinen alten Freund lästern hörte.

„Denkt, wie Ihr wollt," rief er, von seinem Platze sich erhebend, dem Pappenheimer zu, „aber schmäht in meiner Gegenwart nicht noch einmal den todten Freund, den ich noch im Grabe ehre und achte, sonst muß ich die böse Zunge strafen, die ihn zu beschimpfen sucht!"

Ein höhnisches Lachen war die Antwort des Marschalls.

„Das dürfte Euch übel bekommen," fügte er dann hinzu, „ein Marschall v. Pappenheim hat keinen Lueger zu fürchten!"

„Das wird sich zeigen," donnerte dieser zornsprühend, riß seinen Degen aus der Scheide und stürzte auf den Gegner los. „Auf der Stelle widerruft Eure Lästerrede, oder ich mache Euch stumm für immer!"

Der Pappenheimer war ebenfalls aufgesprungen und trat mit der Waffe in der Faust dem Widersacher gegen-

über. Noch ehe es die Uebrigen verhindern konnten, kreuzten sich die Klingen, und im nächsten Augenblick sank der Marschall, von Lueger in's Herz getroffen, röchelnd zu Boden.

Die Verwirrung, die jetzt im Saale entstand, ist kaum zu beschreiben. Alles stürzte herzu und umdrängte den Gefallenen, um ihm womöglich Beistand zu leisten; allein schon war es zu spät. Ein Glück konnte es genannt werden, daß der Kaiser selbst mit seinem Hofstaat nicht zugegen war.

Einige Freunde traten hinzu und riethen dem Hauptmann, so schnell wie möglich die Flucht zu ergreifen.

Allein das war nicht nach Lueger's Sinnesart. „Wer meiner bedarf, der weiß mich zu finden. Was ich gethan, das werde ich verantworten.“ Mit diesen Worten verließ er den Saal. Er hatte aber kaum seine Wohnung erreicht, als eine Schaar Bewaffneter erschien, um ihn gefangen zu nehmen. In dem Glauben, daß es unter den obwaltenden Umständen vor dem Kaiser keiner langen Rede bedürfen würde, um sich zu rechtfertigen und die Freiheit wieder zu erlangen, folgte Lueger. Doch seine Hoffnung auf baldige Erlösung aus dem Kerker erfüllte sich nicht.

Zwei Brüder des Erstochenen, die sich ebenfalls im Gefolge des Kaisers befanden, hatten sich sofort an diesen gewendet und Genugthuung für den Mord verlangt. Friedrich III. aber mochte weder Zeit noch Lust haben, über den leidigen Vorfall selbst Recht zu sprechen, zumal er wenige Tage nachher Frankfurt verlassen wollte, und so befahl er den Richtern der Stadt, in Gemeinschaft mit drei

Edelleuten als Beiſitzern den Fall genau zu unterſuchen und nach dem, was Rechtens ſei, ihr Urtheil zu fällen.

Als drei Tage vergangen waren, ohne daß ſich Lueger, wie er erwartet hatte, der Freiheit wiedergegeben ſah, wurde er ungeduldig und verlangte direkt vor den Kaiſer geführt zu werden, um ſich zu rechtfertigen. Allein der Kaiſer hatte der Stadt bereits den Rücken gekehrt, ohne ihn zu vernehmen. Das verdroß den Ritter auf's Aergſte, denn er glaubte durch ſeine Dienſte, die er dem Kaiſer geleiſtet, ſo viel Achtung zu genießen, daß er mehr Rückſicht auf ſeine Lage hätte erwarten dürfen. Höflichkeit hatte nie zu ſeinen Vorzügen gehört, und ſo ließ er auch jetzt ziemlich unwirſch den Richtern ſagen, er verlange Beſchleunigung der Sache, ſonſt werde er ſich bei dem Kaiſer beſchweren.

Dies war nicht gerade geeignet, ihm dieſe Herren geneigt zu machen. Am achten Tage nach dem Vorfall endlich traten ſie zuſammen und ließen den Angeklagten vor ſich führen. Aber auch hier verdarb es Lueger durch ſein trotziges, hochfahrendes Weſen. Als er zu Beginn der Sitzung bei Feſtſtellung der Thatſachen altem Herkommen gemäß um Name und Herkunft gefragt wurde, erwiederte er kurz und barſch: „Mein Name iſt bekannt in Deutſchland, Ihr Alle kennt mich. Kommt zur Sache!“

Nun traten die Brüder des Marſchalls in Trauergewändern auf und klagten ihn des Mordes und des Landfriedensbruches an. Was half es Lueger, daß er einwandte, nur für den verſtorbenen Freund eingetreten und deſſen Ehre vertheidigt zu haben? Er konnte nicht leugnen,

in einer friedlichen Versammlung zuerst das Schwert gezogen und den Pappenheimer getödtet zu haben. Das genügte, da die Stimmung der Richter durchaus nicht günstig für ihn war. Nachdem die Brüder noch einmal ihre Forderung nach Gerechtigkeit geltend gemacht, und Lueger die Anklage zu entkräften versucht hatte, schritten die Richter zur Abstimmung. Jeder warf eine Kugel in eine verschlossene Urne, zuletzt schüttete einer der Beisitzer den Inhalt vor allen Augen in eine Schüssel und zählte. Die große Mehrzahl war schwarz und bedeutete den Tod. Der Aelteste der Richter verkündete laut das Urtheil, nahm vom Tische ein Stäbchen, zerbrach es und warf es nach dem Brauche der Zeit dem Verurtheilten vor die Füße. Damit war die Ceremonie zu Ende.

Lueger nahm sein Schicksal mit der Fassung auf, die er dem Tode gegenüber, dem er als Kriegsmann schon so oft in's Auge gesehen, stets bewahrte. Er wußte, daß keine Einrede ihm mehr helfen würde, und so ließ er sich schweigend abführen. War ihm auch am Leben selbst nicht viel gelegen, so widerstrebte es ihm doch, durch Henkershand sterben zu sollen, und als er daher, im Kerker angekommen, nach seinen letzten Wünschen gefragt wurde, bat er um eine Frist von drei Tagen, um durch einen Eilboten dem Kaiser seinen Fall vorlegen zu können. Friedrich III. weilte nur eine Tagereise weit bei Würzburg, und so war sein Bescheid in der gegebenen Zeit ohne Schwierigkeiten einzuholen. Der Aufschub wurde auch bewilligt.

So saß denn Lueger die folgenden Tage, der letzten

Entscheidung harrend, in der Zelle seines Gefängnisses. Ob der Kaiser den Fall milder beurtheilen und Gnade üben werde, war sehr zweifelhaft, der Ritter bereitete sich daher auf sein letztes Stündlein vor und ordnete seine weltlichen Angelegenheiten. Es war bereits am letzten Tage der gewährten Frist, als die Thür seines Kerkers geöffnet wurde, und ein alter Klosterbruder mit langem eisgrauen Barte bei ihm eintrat. Der Verurtheilte kannte ihn nicht, hatte seiner auch nicht begehrt, aber da es galt, an den Abschied von dieser Welt zu denken, hieß er den Mönch willkommen und dankte ihm für seinen Besuch. Kaum aber sah sich dieser mit dem Gefangenen allein, als er von seiner Kutte die Kapuze zurückschlug, welche sein Haupt bedeckte und mit einem Griff beider Hände sein Angesicht von dem Barte befreite, den er vorgebunden, um sich unkenntlich zu machen.

„Kennst Du mich nun?“ frug er.

„Seh' ich recht?“ rief Lueger voll Ueberraschung. „Wilhelm v. Bäreneck?“

„So ist es, mein armer Waffenbruder. Nun aber kein Wort mehr darüber! Ich komme in fliegender Eile vom Lager des Kaisers, es galt den Kurier zu überholen, der den Richtern den Bescheid des Kaisers bringen wird. Als Friedrich erfuhr, daß der tödtliche Streit um Baumkircher's willen erfolgt sei, wollte er nichts von Gnade wissen. Jetzt heißt es, der Exekution zuvorzukommen durch die Flucht. Es ist das einzige Mittel zu Deiner Rettung. Alles ist vorbereitet. In derselben Verkleidung, in der ich zu Dir gekommen, wirst Du unbehelligt den Ausgang

finden. Ein Mönchsgewand habe ich Dir mitgebracht." Dabei öffnete Bäreneck seine Kutte, zog ein Bündel hervor, das er um den Leib geschlungen hatte und gab es Lueger, der es tief gerührt mit warmem Dank entgegennahm.

„Drüben, jenseits des Maines," fügte Bäreneck noch hinzu, „erwartet Dich Dein Leibknappe mit flinken Pferden. Und nun gehab Dich wohl! Viel Glück bei Deinem Vorhaben!"

Eine herzliche Umarmung noch und eine Händedruck, dann trennten sich Beide und der Mönch nahm wieder seinen Rückzug durch die Reihen der Wächter, die bereits nach Herzenslust von einem Faß Wein, das ihnen auf Bäreneck's Veranlassung geschickt worden war, zechten.

Die Thür zum Vorgemach, wo dieselben saßen, war, wie gewöhnlich, unverschlossen, und jetzt kam es für den Gefangenen nur darauf an, ihr Treiben aufmerksam zu beobachten und zu geeigneter Zeit die Flucht zu ergreifen. Dies machte ihm keine Schwierigkeiten. Um Mitternacht war Alles in tiefen Schlaf gesunken, Lueger vollzog seine Verkleidung, schlüpfte an den Wächtern vorüber und gelangte so in's Freie. Seine Kutte schützte ihn auch weiterhin beim Passiren des Stadtthores, er eilte ohne Aufenthalt nach dem Main, fand dort, als er die Brücke überschritten, seinen Knappen mit den Rossen, warf darauf sein Mönchsgewand ab und setzte die Flucht spornstreichs zu Pferde fort.

In seiner Heimath Inner-Krain finden wir ihn nach einigen Wochen wieder. Obwohl seine Entweichung in Frankfurt zeitig genug gemerkt worden war und man Alles

aufgeboten hatte, seiner habhaft zu werden, war es ihm doch gelungen, zu entkommen und seine Burg ungefährdet zu erreichen. Dort glaubte er sich vor Nachstellungen am sichersten, lag das alte Felsennest doch weit ab von allem Weltverkehr und war so eingerichtet, daß es selbst bei einem Angriffe von Außen Trotz bieten, ja für unbezwinglich gelten konnte.

Vielleicht hätte er dort auch ohne weitere Anfechtung bleiben können, wenn er sich still verhalten hätte. Allein längere Zeit verborgen zu bleiben, das Kriegshandwerk völlig ruhen zu lassen und alle Händel zu vermeiden, das war einem Ritter vom Schlage Lueger's unmöglich. Kaum war er einige Wochen wieder im Lande, als er auch weit und breit von sich reden machte. Ein umlaufendes Gerücht hatte ihn bereits todt gesagt und als Opfer des Henkers enden lassen, das reizte ihn, der Welt zu zeigen, daß er noch lebe und die Waffen zu führen verstehe wie vordem. Gegen den Kaiser hatte er natürlich einen tiefen Groll gefaßt, da sich derselbe des Verurtheilten nicht angenommen hatte, und an diesem sich zu rächen, setzte er jetzt Alles in Bewegung. Die politischen Zustände der damaligen Zeit boten dazu Gelegenheit genug. Lueger schlug sich auf die Seite der Ungarn, dessen König Matthias von Friedrich III. um die Summe von 60,000 Dukaten die Verzichtleistung auf die ungarische Krone erkauft hatte, und der gleichwohl fortwährend mit dem deutschen Kaiser in Streit lag. In Verbindung mit dem König der Ungarn wollte nun Lueger Triest, das im Mittelalter seine Herrschaft so vielfach gewechselt, überfallen und

dem Habsburger entreißen. Es waren dazu schon alle einleitenden Schritte gethan, als der Kaiser den Plan erfuhr und durch rechtzeitig getroffene Gegenmaßregeln seine Ausführung verhinderte.

Diesmal war die Intrigue vereitelt, aber Friedrich, der mit seinen auswärtigen Feinden mehr als genug zu schaffen hatte, wollte nicht auch noch im eigenen Lande einen Widersacher dulden, der, dem Henker entlaufen, ihm mit allen Kräften zu schaden suchte. Er verhängte daher die Acht über Lueger, ließ ihn im ganzen Lande für recht- und schutzlos erklären und gab Jedem die Befugniß, ihn zu tödten.

Aber auch das vermochte nichts an dem Verhalten des verwegenen Ritters zu ändern, der nach wie vor im Lande umherzog, raubte und brandschatzte, wo es ihm gefiel, und die Gegend weit und breit unsicher machte. Ein Ueberfall folgte dem anderen, immer kühner wurden seine Angriffe, und wo er sich blicken ließ, verbreitete er Furcht und Schrecken. Die Klagen, die dem Kaiser darüber zu Ohren kamen, bestimmten diesen endlich, energisch gegen Lueger vorzugehen, zumal er sich in letzter Zeit sogar an einen seiner obersten Beamten, den kaiserlichen Verweser zu Laibach, Christoph v. Thein, herangewagt und denselben befehdet hatte.

Der Hauptmann von Triest, Niklas Rauber, erhielt jetzt von Kaiser Friedrich den Befehl, sich mit einer Streitmacht gegen den Geächteten aufzumachen und ihn todt oder lebendig in seine Gewalt zu bringen. Schon in der Wahl dieses Mannes bekundete der Kaiser, daß er

die Schwierigkeit der Aufgabe nicht unterschätzte, denn die Rauber zählten zu den tapfersten und unternehmendsten Rittern. Zu diesem Geschlechte gehörte z. B. auch jener Andreas Eberhard Rauber, der später mit 4000 Christen vor Sisek 50,000 Türken schlug. Niklas Rauber hatte ebenfalls schon manches schwierige Werk vollbracht, allein der Kampf gegen Lueger, der ihm jetzt aufgegeben war, schien seiner oft erprobten Tüchtigkeit spotten zu wollen. Mit einer stark bewaffneten Söldnerschaar hatte er sich alsbald in Bewegung gesetzt und Streifzüge nach verschiedenen Richtungen unternommen, um den Gesuchten ausfindig zu machen und sich seiner zu bemächtigen, aber immer vergeblich. Lueger behauptete seine Ueberlegenheit und that sich darauf nicht wenig zu Gute. Wenn man seiner ansichtig wurde, ergriff er gewöhnlich nicht sogleich die Flucht, sondern ließ die Verfolger erst herankommen, um ihnen dann durch eine List unter Hohngelächter zu entwischen.

Ermüdet von den langen vergeblichen Streifereien hatte sich Rauber eines Tages mit seinen Gefährten auf sein Schloß Kleinhäusel zurückgezogen, um Rast zu halten, und saß eben bei Tafel, als Lueger ohne Begleitung herbeigeritten kam, vor dem Schlosse Halt machte und einem dort stehenden Knechte den Auftrag gab, zu seinem Herrn zu gehen und ihm zu sagen, „Freund Lueger" warte draußen auf ihn, um ihn mit auf sein Schloß zu nehmen, dessen Weg er schon so lange vergeblich suche. Der Diener that, wie ihm geheißen, und überbrachte die Mittheilung. Rauber wollte das Gehörte nicht glauben, stand auf und

trat an's Fenster, wo er sich denn mit eigenem Auge überzeugte, daß er der Gefoppte war. Lueger winkte freundlich grüßend hinauf und ritt dann spornstreichs davon.

Natürlich wurde sofort Alarm geblasen und eine ganze Schaar Berittener, Niklas Rauber an der Spitze, setzten dem verwegenen Spötter nach, sie holten ihn auch nach einiger Zeit soweit ein, daß sie ihn dahinsprengen sahen; als sie aber in die Nähe seiner Burg kamen, war er plötzlich im Dickicht des Waldes verschwunden. Weiter vordringend gewahrten sie wohl das wie ein Schwalbennest an den Felsen gekittete Schloß des Verfolgten, allein wie dasselbe zu belagern sei und bezwungen werden könne, blieb ihnen ein Räthsel. Durch Beschießung war es bei der damaligen Mangelhaftigkeit der Schußwaffen entschieden nicht zu überwältigen. Gleichwohl beschloß Rauber Stand zu halten und die Burg von Bewaffneten umzingeln zu lassen. Von Tag zu Tag ließ er dann mehr Streitkräfte nachrücken, auch wurden schwere Geschütze aufgefahren, und endlich war eine förmliche Belagerung im Gange.

Daß der eingeschlossene Burgherr nur durch Aushungerung seiner Veste zu bezwingen sei, war nach der ganzen Lage derselben nicht zu verkennen, doch glaubte Rauber dies in wenigen Wochen erzielen zu können, da seiner Meinung nach in dieser Zeit der Proviant des Felsennestes aufgezehrt sein müsse. Es war bereits im Herbst, und den harten Winter hindurch in dieser Wildniß liegen bleiben zu müssen, war selbst für abgehärtete Kriegsleute eine schwere Aufgabe. Allein der Herbst ver-

ging, ohne daß die Belagerten Spuren von Mangel gezeigt hätten. Im Gegentheil, Lueger ließ auch jetzt den Spott nicht sein und fragte wiederholt von oben herab, ob es den Herren Feinden drunten auch wohl ergehe und ob es ihnen nicht an Speise und Trank mangele, er könne sonst damit aufwarten. Und als ihm darauf erwiedert wurde, er möge seine Prahlereien sparen, ließ Lueger eines Tages vom Thurme herab das Viertel eines frisch geschlachteten Ochsen an Stricken befestigt unter die Belagerer herab und rief ihnen zu, sie möchten sich's schmecken lassen.

Das mußte Rauber allerdings stutzig machen. Es kam hinzu, daß von draußen her die Nachricht in's Lager drang, der anscheinend fest in seine Burg eingeschlossene Raubritter sei neuerdings wiederholt an verschiedenen Orten im Lande gesehen worden. So unglaublich das schien, wurde es doch von zuverlässigen Augenzeugen bestätigt, und es blieb also nur die Annahme übrig, daß Lueger's Burg geheime unterirdische Ausgänge besitze, die Niemand zu finden wisse. Der weitere Verlauf der Belagerung machte das zur Gewißheit, und als nun die Kälte des Winters eintrat, und unter den Reisigen Rauber's Krankheiten ausbrachen, da hätte der Hauptmann gern die Sache aufgegeben und den Rückzug angetreten, wenn nicht der Kaiser selbst die Fortsetzung der Belagerung befohlen hätte. So mußte er trotz aller Aussichtslosigkeit des Unternehmens geduldig ausharren.

Lueger fuhr inzwischen fort, mit den Feinden sich seinen Spaß zu machen. Er lud den Hauptmann unter Zusicherung freien Geleites wiederholt zu sich ein, damit er

sich einmal gründlich auswärme und einen Becher guten Weines mit ihm trinke. Natürlich aber ging dieser nicht darauf ein. Zu Weihnachten ließ der freigebige Burgherr sogar ein delikates Gänslein zum Feiertagsbraten für seinen „Freund“ herab und bat ihn um seine weitere „Anhänglichkeit“, wenn er es aushalten könne; er, der Belagerte, mit seinen Mannen würden keinen Schaden dabei leiden.

So verging Woche auf Woche, ohne daß das Geringste erreicht wurde. Rauber berichtete endlich an den Kaiser, daß die Belagerung entschieden erfolglos sei, und man dem Geächteten auf diese Weise nicht beikommen könne. Allein Friedrich III. wollte das durchaus nicht glauben und mochte dem Gegner nicht den Triumph lassen, die Belagerer unverrichteter Dinge abziehen zu sehen. Rauber mußte aushalten und sann vergeblich, wie er seinen Zweck erreichen könnte.

Inzwischen war es Ostern geworden und Lueger ließ sich auf's Neue vernehmen, indem er Sicherheit für einen Boten erbat, den er mit einer Bestellung an den Hauptmann herabschicken wolle. Rauber trug kein Bedenken, darauf einzugehen, und nun erschien ein Leibknappe Lueger's im Lager, der mühsam von der steilen Höhe des Felsennestes herabgeklettert war. Er trug gar behutsam ein Körbchen, und als er die Decke abhob, sah man darin die schönsten Erdbeeren, die der Burgherr seinem Feinde zur Stärkung anbot. Dies also zu einer Zeit, wo solche Früchte im Lande noch gar nicht gediehen, die also aus der Ferne bezogen und in die Burg gebracht sein mußten.

Rauber besah sich den Burschen, der ihm das bedeutsame Geschenk überbrachte, und ein Gedanke stieg in ihm auf. Er unterdrückte alle Bitterkeit, hieß den Knappen sehr freundlich willkommen und zog ihn an seine Tafel, wo er ihn auf's Beste bewirthete. Dabei forschte er ihn möglichst aus, und da er bemerkte, daß es ein anstelliger Mensch sei, so rückte er bald mit seinem Vorhaben heraus. Er versprach ihm den Dank des Kaisers und eine hohe Belohnung, wenn er dem Hauptmann behilflich sei, den Burgherrn todt oder lebendig in seine Gewalt zu bringen.

Anfangs wies der Knappe das Ansinnen entschieden von sich, allein der genossene Wein und die glänzenden Versprechungen, die ihm gemacht wurden, thaten allmählig doch das ihre. Thomas, wie der Diener Lueger's sich nannte, entdeckte dem Hauptmann schließlich, daß sich sein Herr gewöhnlich des Abends zur Erholung an einer bestimmten Stelle der Burg aufhalte, die freier und ungeschützter liege, als alle anderen Räume. Dort würden einige Schüsse aus grobem Geschütz ihre Wirkung nicht verfehlen. Hoch erfreut, seine Absicht erreicht zu haben, unterließ es Rauber nicht, dem treulosen Gesellen schon jetzt ein ansehnliches Trinkgeld zuzustecken und ihn dadurch noch willfähriger zu machen. Thomas erbot sich nun, an einem der nächsten Abende den Moment abzupassen, wenn sein Herr jene Stelle betreten werde, und dies durch ein ausgestecktes Licht den Belagerern kundzugeben, übrigens aber werde er gleich nach seiner Rückkunft auf die Burg durch ein weißes Tüchlein die Stelle bezeichnen, wohin die Geschütze zu richten seien.

So geschah es. Der Verräther kehrte zurück, bald sah man oben das verabredete Zeichen flattern, und die Kaiserlichen säumten nicht, ihre Donnerbüchsen genau darnach zu stellen. Man lauerte, bis die Nacht einbrach und das versprochene Licht sichtbar wurde. Es ließ nicht lange auf sich warten, und kaum hatte man es wahrgenommen, als mit einem Male vier Donnerbüchsen mit schrecklichem Krach los brannten und eine Felswand in Trümmer schlugen, die hart an jener Stelle der Burg, auf die es abgesehen war, emporragte. Welche Wirkung das weiter im Gefolge hatte, war bei der herrschenden Dunkelheit freilich nicht sogleich zu erkennen, aber dem furchtbaren Gepolter nach zu urtheilen, mit dem die Katastrophe vor sich ging, mußte die angerichtete Zerstörung bedeutend sein.

Voll Schrecken und Verwirrung eilte die ganze Mannschaft der Veste an den Ort, wo der Zusammensturz stattgefunden hatte, und diesen Moment benutzte der Verräther, um sein Werk zu vollenden und den Belagerern den Zugang zu öffnen. Lueger's Gefährten, zwölf an der Zahl, setzten sich zwar zur Wehr, als sie die Feinde eindringen sahen, und es entspann sich ein blutiger Kampf der Verzweiflung; aber endlich mußten sie doch der Uebermacht weichen, und die Wenigen, welche bei dem Gemetzel nicht gefallen waren, wurden gefangen hinweggeführt.

Unter den Trümmern des eingestürzten Felsens aber lag Erasmus Lueger mit zerschmettertem Schädel. Die Sieger in ihrem Freudentaumel hielten sich nicht weiter mit ihm auf, als sie gewahrten, daß er eine Leiche war. Die Veste selbst mit ihrer wunderlichen Einrichtung nahm



jetzt ihr ganzes Intereſſe in Anſpruch, und Thomas mußte ſie durch alle Gemächer führen und vor Allem jenen geheimen, von der Natur ſelbſt geſchaffenen Gang zeigen, welcher vier deutſche Meilen lang unterirdiſch bis in die Gegend von Wippach lief, von woher ſich die Belagerten alle ihre Bedürfniſſe verſchafft hatten.

Eine gründliche Plünderung und die Zerſtörung der Burg bildeten den Schlußakt der Kataſtrophe. Es iſt damit ein Bauwerk aus der Zeit des Mittelalters verſchwunden, das nirgend ſeines Gleichen gehabt hat.

So endete Erasmus Lueger 1484, und als einige Jahre nachher noch zwei Brüder von ihm, Andreas und Niklas, die ebenfalls auf Seiten der Ungarn ſtanden, ohne Hinterlaſſung von Nachkommen aus dem Leben ſchieden, erloſch das ganze Geſchlecht. Der Leibknappe Thomas übrigens, der den Verräther geſpielt, ſoll, wie die Sage berichtet, auch ſeinen Lohn empfangen haben, indem ihn bald nach der Zerſtörung der Veſte ein alter Freund und Waffengefährte Lueger's meuchlings niederſtach.

Von Colombo nach Candy.

Reiseskizze

von

Fred Scherer.

(Nachdruck verboten.)

Colombo ist die wichtigste Hafenstadt der schönen Insel Ceylon, von wo aus der landende Europäer meist auch noch einen Ausflug in's Innere macht. Dies that auch ich.

Die Fahrt auf der Bahn von Colombo, der Hafenstadt, herauf nach Candy nimmt etwa 3½ bis 4 Stunden in Anspruch und bietet in ihrer ersten Hälfte wenig, was von besonderem Interesse wäre. Der Zug fährt an zahlreichen, halb unter Wasser gesetzten Reisfeldern vorbei, hier und da wechselt das Feld mit dichtem Gebüsch, Dschangel,*) mit Palmengruppen oder kleineren Sümpfen ab, in denen sich einige Büffel träge und behaglich lagern; so geht es durch einige Stationen, bis man nach dem von Colombo etwa 37 englische Meilen entfernten Polkahawela kommt.

Nachdem man dort für einige Kupfermünzen ein Bündel von etwa acht bis zehn der herrlichsten Bananen oder eine gehörige Schale voll frischer Kokosmilch, welche etwa wie

---

*) Die noch vielfach angewendete Schreibweise „Dschungel" ist unrichtig.



Molken schmeckt und sehr erfrischend ist, genossen — denn schon drückt die Sonne, trotzdem es erst etwa neun Uhr Morgens ist, gewaltig auf uns hernieder und der Durst beginnt zu quälen — geht die Reise weiter.

Nun beginnt die Bahn zu steigen und es entrollt sich dem Reisenden ein Bild von solch' großartiger Schönheit, wie er es wohl auf dem übrigen Theile unseres Planeten nicht wieder zu sehen bekommt — selbst in den Cordilleren und im Himalaya fand ich nichts Aehnliches. Wohl waren dort die Gebirge riesiger und wilder, aber es fehlte die wunderbare Vegetation, die sich hier der Scenerie so harmonisch anschließt und dem Ganzen das Gepräge des Romantischen und Lieblichen verleiht, auch stets allgemeine Begeisterung bei allen europäischen Reisenden erregt.

Gebirgszüge und Bergkuppen von 300 bis 2000 Meter Höhe über der Meeresfläche erheben sich rundum und stets wechselt die Scenerie. Dann kommt Meilen weit dichtes, undurchdringliches Dschangel, das noch keines Menschen Fuß betreten hat und wohl auch nie betreten wird, Gummibäume, Banianen, Palmen aller Gattungen, wilde Bananen, Alles dicht verschlungen mit Lianen und sonstigen Schmarotzerpflanzen, welche die größten, stärksten Bäume dicht umranken und umgarnen und sie auf diese Weise langsam, aber unfehlbar ersticken — eine wilde, üppige Vegetation, die selbst der Elephant hier nicht zu durchdringen vermöchte. Die Reisfelder der Ebene sind verschwunden, dagegen zeigen sich jenseits an den Abhängen der Berge die ersten Plantagen des mit Recht berühmten Ceylonkaffee's.

Durch die seit einigen Jahren eingetretenen Verheerungen dieser Anpflanzungen durch den sogenannten „Kaffeepilz“ stehen sehr viele verödet da oder werden neuerdings durch Theeplantagen ersetzt, welche auf Ceylon vorzüglich gedeihen. Ueberaus großartig sind die Kokosanpflanzungen. Sowohl Frucht als Faser dieser Palme bilden einen äußerst wichtigen Handelsartikel der Insel.

Höher hinan keucht das Dampfroß, dichter und dichter wird das Dschangel, tief unten schlängelt sich wie ein Silberfaden ein Fluß im Thale dahin, in der Ferne wird der Adamspik, der höchste Berg der Insel, sichtbar, seine stattlichen Mitberge kühn überragend. Nach mohammedanischer Lehre soll Adam auf der Spitze dieses Berges tausend Jahre auf einem Fuße gestanden und seine Vertreibung aus dem Paradiese beweint haben — die Spur des Fußes sei noch zu sehen. Die Singhalesen halten den Abdruck im Felsen dagegen für die Fußstapfe des Buddha, und der Gipfel, wo auch ein kleiner Buddhistentempel steht, ist ein berühmter Wallfahrtsort für alle südlichen Buddhisten.

Wir befinden uns jetzt etwa 1800 Fuß über dem Meeresspiegel und bemerken bei einer Wendung der Bahn liebliche Thäler mit zahlreichen Anpflanzungen von Mais, Zucker, Tabak rc.; von jetzt ab geht die Bahn hart am Rande des hier schroff und steil abfallenden Abgrundes dahin, und unheimlich und drohend gähnen uns die Schluchten an; trotzdem kann man sich nicht enthalten, immer und immer wieder aus dem Wagen zu sehen und dieses grausige, überreiche Gewirr von Pflanzen, Bäumen und

Sträuchern zu bewundern und anzustaunen. Man könnte meinen, alle Vegetation der Welt sei hier vereinigt und von Titanen wild durcheinander geschüttelt worden. Hier sah ich auch zum ersten Male die wunderbarste aller Palmen, die „einzige" Talipotpalme, kerzengerade und wie ein Riese sich über die anderen Bäume erhebend. Diese Palme wird über 100 Fuß hoch und ungefähr 80 bis 90 Jahre alt, etwa im 80. Jahre blüht sie ein einziges Mal, und zwar wächst aus der Spitze ein etwa 20 Fuß hoher Stamm oder Stengel, der, wenn reif, auseinander springt wie eine dürre Erbsenschote, und nun zeigt sich ein prachtvoller gelber Blumen- oder Blüthenkelch, der selbst für Eingeborene immer ein Gegenstand lauter Bewunderung und großer Freude ist. Hat dieser Riesenkelch „ausgeblüht", so fällt er zusammen, der Baum selbst stirbt dann sehr rasch ab und vermodert.

Immer noch steigt unser Zug und immer enger wird der Bahnkörper. Haarscharf am Rande geht es entlang, die Trittbretter der Wagen hängen in der That über den Abgrund hinaus, und um unser „Gruseln" vollständig zu machen, donnert es plötzlich auf unsere Wagen hernieder, als ob Riesenhämmer darauf arbeiteten, ein Sausen und Brausen und Donnern umgibt uns, als ob ein Erdbeben im Anzuge wäre. Wir sind nämlich unter einem der hier häufig vorkommenden Wasserfälle weggefahren, und nachdem wir uns von unserem Schrecken erholt, sehen wir mit Entzücken dem schönen Schauspiele zu, wie sich der Urheber unseres Entsetzens donnernd in die Tiefe hinabstürzt. Noch zwei oder drei Male hatten wir diesen Ge-

nuß und kamen dann zum sogenannten „Sensation rock“ (wörtlich: Felsen der Aufregung); hier zogen wir Alle die Köpfe ein, so gefährlich schien uns die Passage, wie ein Schwalbennest an hoher Mauer, so hing förmlich die Bahnlinie am Felsen, wohl über 2000 Fuß über dem Abgrunde, die äußeren Schienen kaum einen Fuß vom Rande, so daß die Wagen halb in der Luft hingen: ein schriller Pfiff der Dampfpfeife — und d'rüben waren wir.

Erleichtert athmeten wir Alle auf und ergötzten uns an dem neuen Panorama, das sich hier unseren Blicken bot. Wir hatten nämlich das Hochplateau von Candy erreicht. Verschwunden waren die dichten Dschangeln und Schluchten, dagegen sahen wir eine Masse gut angelegter Reis-, Mais- und Bananenpflanzungen und bald fuhren wir in die Station Peradinea ein, wo ich ausstieg, um zu Fuß den ungefähr 20 Minuten langen Weg bis zum königlichen botanischen Garten zurückzulegen.

Peradinea (sprich Peradinja), ein unbedeutendes Singhalesendorf, berührt man dabei kaum und wandert die gut unterhaltene Landstraße ziemlich dicht am Mahawellifluß entlang. Derselbe ist für leichtere Fahrzeuge schiffbar und verheert häufig durch seine Ueberschwemmungen die in der Ebene gelegenen Anpflanzungen; schmutzig-gelb und rasch wälzen sich seine Fluthen bei Peradinea dahin. Nach etwa 15 Minuten gelangt man an eine hölzerne, aus sogenanntem Satin-wood (Atlaßholz) hergestellte Brücke, die man überschreitet, um nach weiteren fünf Minuten vor dem Eingang in den Garten und zugleich vor dem Bungalow (Landhaus) des Direktors desselben zu stehen. Der-

selbe, ein Engländer Dr. T., empfing mich in liebenswürdigster Weise und gab mir einen seiner Diener mit zur Besichtigung des sehr umfangreichen und überaus reichhaltigen Gartens. Tage, Wochen und Monate lang könnte man sich in diesem Eden ergehen und würde sich nicht satt und müde sehen. An besonders hübschen Punkten sind Ruhebänke oder Kioske angebracht; in westlicher Richtung wird der Garten vom Mahawelliganga begrenzt, und hier begann ich meine Wanderung mit meinem Führer, einem sehr intelligenten und gesprächigen Singhalesen.

Am Ufer des Flusses und noch ein Stück weit im Garten stehen mächtige Bambusgruppen, die das Aussehen von Riesengarben haben, in einer Höhe von 40 bis 50 Fuß, die einzelnen Bambusstämme bis zur Dicke eines Mannes. Hier sieht man den dunklen Javabambus, den helleren Ceylonbambus, den Bambus Hinterindiens und China's in dichten Gruppen von 30 Fuß und mehr Umfang, ihre schattigen Wipfel wie eine Garbe in der Höhe ausbreitend; dann kommen gewaltige Exemplare des ficus indica und ficus elastica (Gummibäume), ihre baumstarken Wurzeln wie Riesenschlangen auf weiten Flächen über den Boden hinziehend, ferner der Banianenbaum, dessen von den Aesten herabwachsende und dann in der Erde sich festsetzende Wurzeln förmliche Gassen bilden und der Krone des Baumes das Aussehen geben, als ob sie auf schlanken Säulen ruhe; man kommt sodann in ein sehr hübsches kleines Wäldchen von Bäumen aller Art, hierauf in einen Blumengarten, herrliche Beete erfreuen das Auge des Besuchers — leider sind die meisten Blumen, wie fast immer in den Tropen, geruchlos. So-

dann erreicht man die Perle des Gartens, die Palmenanpflanzung. Die Palmen der ganzen Welt sind hier zu finden. Ich hatte sogar das Glück, eine Talipotpalme noch im Blühen zu sehen, leider ging die Blüthe schon ihrem Ende zu, immerhin konnte man sich aber noch ein Bild dieses gewaltigen Blumenkelches machen. An den Weinpalmen hingen unzählige schwarze Klumpen, die ich von unten für Kokosnüsse ansah; ein schriller Pfiff meines Führers jedoch brachte Leben in diese vermeintlichen Früchte, sie entpuppten sich als fliegende Füchse, die in der Größe einer Katze mit Flughäuten gleich Fledermäusen versehen, zu Hunderten und Hunderten an diesen Palmen bei Tage umherhängen und nur Nachts mobil werden und auf die Jagd gehen. Sehr schädlich und lästig sind sie den Besitzern der Weinpalme. Diese hängen nämlich Abends Gefässe in Körben unter die Krone der Palme, schneiden die Rinde durch und sammeln Morgens den während der Nacht ausgelaufenen sogenannten Palmwein ein; die fliegenden Füchse aber sind ausgesprochene Liebhaber dieses berauschenden Getränkes und führen sich einen nicht unbedeutenden Theil desselben während der Nachtzeit zu Gemüthe. Sehr oft passirt es dabei diesen Gourmands aus der Thierwelt, daß sie etwas zu lange zechen, sich bekneipen und ihr „Räuschchen" dann im Korbe neben den Gefässen ausschlafen, wobei sie regelmäßig zu lange verweilen, von dem erbosten Besitzer des Palmweines überrascht und ohne weitere Komplimente todtgeschlagen werden.

Diese Thiere vermehren sich ungeheuer. Wir schossen einige derselben herab, als ich sie aber mitnehmen wollte,

fand ich sie so voll Ungeziefer, daß ich darauf verzichten mußte; schockweise krochen und hüpften Insekten von der Größe und Gestalt unserer Schmeißfliege, jedoch mit ganz winzigen Flügelchen, von den Füchsen auf uns und krochen sofort in die Aermel unserer Röcke, und da ihre Berührung mit der Haut ein eigenthümliches Brennen verursachte, so warfen wir die Kadaver weg und reinigten uns so rasch und so gut als möglich von diesen ekelhaften Schmarotzern.

Wir wanderten dann in die Abtheilung der Chinarindenbäume, wo ich einige Stücke der bitteren, aber heilsamen Rinde kaute, von da gingen wir in die Pflanzschule, wo ich den Kakao- und den Muskatnußbaum in Blüthe sah. Ich bewunderte dann noch die Miniaturanpflanzungen des Thee, Kaffee und Zimmet, betrachtete die aromatische Vanille, aus deren Stengel und wunderschön gefärbten Blumen sich die schotenartigen Kapseln entwickeln, die als Gewürz bei uns so hochgeschätzt sind; ferner die nicht minder werthvolle Gewürznelke und schließlich noch eine großartige Anlage von Farrenkräutern, Blattpflanzen, Gräsern u. s. w. Nur ungern geht man von hier weg, und Alles zu beschreiben ist hier unmöglich — was Vegetation betrifft, so ist der botanische Garten von Peradinea eben einzig in der Welt.

Ehe wir dieses Paradies verlassen, will ich nicht unterlassen, eines alten treuen Dieners des Gartens, nämlich eines riesigen Zebubullen, zu erwähnen, der trotz seines Alters die Singhalesenrangen gehörig in Respekt hält und sie abhält, Verheerungen im Garten anzurichten. Auch

uns folgte er eine Zeit lang, und ohne meinen Führer wäre ich kaum überall hingekommen, der alte Bursche schien Alles wie mit Argusaugen zu bewachen, und konnte, wenn nöthig, sehr „unangenehm" werden. Das Dichterwort: „man wandelt nicht ungestraft unter Palmen", bewahrheitet sich übrigens auch hier. Reptilien, wie die so sehr gefürchtete Brillenschlange, ferner die nicht minder giftige, beinahe 1½ Meter lange Tikpolonga, der Tausendfuß und die beinahe 12 Zoll lange Riesenassel, ebenso circa 7 und 8 Zoll lange giftige Skorpione, deren Biß ungemein schmerzhaft und giftig ist, finden sich häufig im Garten, und der Besucher wage sich ja nicht zu weit in's Gebüsch oder Gras, ohne vorher den Boden genau zu untersuchen. Auf den sehr gut gehaltenen und mit Kies bestreuten Wegen ist dagegen nichts zu fürchten. Eine nicht so gefährliche, aber doch recht unangenehme Zugabe sind die Blutegel, und zwar die Landblutegel, die auf Baum und Gebüsch, sowie im Grase und unter Bäumen lauern, in der Regenzeit millionenweise vorkommen, aber auch in der trockenen Jahreszeit eine wirkliche Landplage der Bewohner des Innern sind. Die kleinen, circa einen Zoll langen Bestien fallen Einen gleich zu Dutzenden und Hunderten an und klettern mit affenartiger Geschwindigkeit über Stiefel und Kleider; ein stechender Schmerz und eine Menge kleiner Blutstreifen künden dem Opfer sofort an, daß die Unholde am Werke sind, und das Schlimme dabei ist, daß man sie trotz des wüthenden Stechens bei Leibe nicht abreißen darf, will man die kleine Bißwunde nicht zu einem bösartigen, langwierigen und schmerzhaften

Geschwüre heranbilden. Dazu kommt noch, daß, wenn man einmal gebissen ist, der nächste angreifende Blutegel mit Vorliebe genau wieder an derselben Stelle sich ansetzt, und wenn sich dies einige Male wiederholt, was bei der großen Menge dieser Blutsauger öfter vorkommt, so kann die Sache leicht schlimm ablaufen.

Wie gefährlich dieser kleine Dämon werden kann, zeigt wohl am besten die Thatsache, daß die Engländer im Jahre 1814 und 1815 bei der Eroberung Candy's über tausend Mann durch Blutegelbisse verloren. Allerdings war dies im Dschangel, durch welches sich die englischen Truppen erst einen Weg bahnen mußten. Ich sprach verschiedene Missionäre auf Ceylon — Alle schilderten die Leiden, die sie durch Blutegel und Riesenasseln bei ihrer Wanderung durch's Dschangel und in den kleinen Singhalesendörfern zu erdulden hatten, als ganz entsetzlich, und ein gewisser Jones, Geistlicher in Candy, der schon 33 Jahre auf Ceylon weilt, sagte mir, oft habe er hundert und mehr Blutegel zu gleicher Zeit an den Beinen gehabt und wegreißen müssen, sonst hätte er sich zu Tode geblutet. Pfarrer Jones wurde vor 16 Jahren von einer Riesenassel gebissen, hatte Jahre lang daran zu leiden und trug jetzt noch den Kopf krumm, denn seit dem Bisse konnte er den Hals nicht mehr wie in normalem Zustande bewegen.

Man führt gewöhnlich bei Ausflügen in's Innere einige Citronen bei sich, deren Saft, auf die Blutegel geträufelt, sie sofort abfallen läßt. Der beste Schutz sind aber die in Colombo jetzt erhältlichen Blutegelgamaschen,

die, eng anschließend und stark in Karbol getränkt, das Herauskriechen der kleinen Sauger verhindern; ebenso schützt man Kopf und Nacken durch Anziehen oder Auflegen von in Karbol getränktem Zeuge.

Ich hätte vom Garten nun wieder zurück zur Bahn gehen und von da in etwa 20 Minuten nach Candy fahren können, zog aber vor, den etwa 2½ Kilometer langen Weg zur Hauptstadt zu Fuße zu machen, zumal der Abend schon im Anzuge war, es also nicht mehr so furchtbar heiß und die Landstraße sehr gut gehalten war. Rechts und links zogen sich Bananenpflanzungen den Weg entlang, abwechselnd mit Palmengruppen und kleineren Gärten, die jedoch weniger der Blumenzucht, als vielmehr dem Mais und Tabaksbau dienten. Nach halbstündiger Wanderung kam ich an die Vorstadt, bestehend aus recht armseligen Hütten, die, mit Kokosmatten bedeckt, nichts weniger als einladend winkten, die Bewohner im üblichen Sarong, einem mehr oder weniger kostbaren Tuche, je nach dem Reichthum des Besitzers, das wie eine große Schürze, mehrmals um die Hüfte geschlungen, den Unterkörper und die Beine bedeckt. Die Armen unter den Singhalesen haben nichts auf dem Oberkörper, die Reichen noch eine Art Hemd und darüber eine ebenfalls mehr oder minder kostbare Jacke. Die Kinder liefen entweder ganz nackt oder mit einem Lappen, der als Sarong diente, in der Vorstadt herum, Keinem aber fehlte der charakteristische halbrunde Kamm, der aufrecht stehend als Kopfzierde dient, und woran man nächst seinem äußerst sanften gutmüthigen Wesen sofort den Singhalesen unter den vielen

verschiedenen Völkerschaften Hinter- und Vorderindiens erkennt.

Allmählig besserte sich das Aussehen der Häuser und Bewohner, sehr hübsche Bungalows (europäische Landhäuser) zeigten sich, und eine Viertelstunde später befand ich mich im Centrum von Candy, das mich insofern enttäuschte, als ich ein reges Leben wie in Colombo zu sehen vermuthete, anstatt dessen fand ich eine wahre Grabesruhe in der Stadt. Weiteren Betrachtungen wurde ich durch einen furchtbaren Wolkenbruch entrissen, der so plötzlich niederging, daß ich kaum das wenige Minuten entfernte Candyhotel (notabene das einzige, in dem Europäer wohnen können), erreichte und trotz Regenschirms vom Scheitel bis zur Zehe triefend ankam. Glücklicher Weise hatte ich mein Gepäck vorausgesandt und konnte mich nun wenigstens umkleiden, von Ausgehen und Besichtigen war aber für diesen Abend nicht mehr die Rede, denn es goß ohne Aufhören.

Das Hotel, ein zweistöckiges, bequem eingerichtetes Gebäude, hat eine sehr große Veranda mit nebenanstoßendem Speisesaal; es saßen hier etwa acht bis zehn Engländer und ein Deutscher, mit denen ich bald in lebhafte Unterhaltung gerieth. In den Tropen schließt man sich rascher aneinander an, als es sonst in Europa und besonders in dem so etikettemäßigen England der Fall ist, und Jeder wußte ein Erlebniß von seinem Aufenthalt auf Ceylon zu erzählen. Wie viel Dichtung dabei mit unterlief, lasse ich dahingestellt und will nur erwähnen, daß ein alter Forstmann, ein königlicher Beamter und schon über vierzig

Jahre auf der Insel, uns sagte, daß wilde Elephanten jetzt sehr selten geworden seien, er habe in 25 Jahren, seit er im Innern weilte, erst vier Stück erlegt. Gut sei es daher, daß die Regierung ein Verbot erlassen habe, wonach die Jagd auf Elephanten untersagt oder nur gegen sehr hohes Schußgeld gestattet sei, sie würden sonst in wenig Jahren total ausgerottet sein.

Anderen Tages ging ich frühzeitig an die Besichtigung der etwa 20,000 Seelen zählenden Stadt, fand wieder die auffallende Ruhe und Stille und orientirte mich auch sehr bald, denn eigentlich sind nur zwei Hauptstraßen da, die, wie in Colombo-Fort, rechtwinkelig von vier oder fünf anderen durchschnitten werden und dadurch das Ganze in lauter Quadrate eintheilen. Angenehm ist es, daß die Straßen sehr breit und reinlich sind. Die Häuser sind dem Klima angepaßt, fast alle einstöckig, indessen gut und regelmäßig gebaut; der schönste Theil der Stadt liegt an einem kleinen See, welcher mit dem Mahawelliganga verbunden ist. Die „Kathedrale“, wie sie in pompöser Weise genannt wird, ist nichts weiter, als eine gewöhnliche englische Kirche, wie sie in England in jedem Städtchen zu sehen ist, dagegen sind von europäischen Gebäuden bemerkenswerth: der „weiße Pavillon“ oder die Wohnung des Gouverneurs, mit großem, terrassenförmigem Park und Garten, und das Haus des Kommandanten von Candy. Mehr Interesse bieten die noch von den früheren Herrschern Ceylons, z. B. von Radschah Singha II., und besonders von Sri Wrikama Radschah Singha, dem im Jahre 1815 von den Engländern entthronten Könige, herrühren-

den Gebäude, vor Allem der frühere königliche Palast, dessen großer Audienzsaal jetzt als Gerichtshalle dient. Neben diesem Palaste befindet sich der berühmteste Buddhistentempel Candy's, ja ganz Ceylons. Hier wird in einer Abtheilung desselben in einem überaus reichverzierten kuppelförmigen Schrein, der „Carandha", der Zahn Buddha's, der sogenannte „Dalada" gezeigt. Es gehört allerdings ein starker Glaube dazu, in dem etwa zwei Finger langen Stück Elfenbein einen Menschenzahn zu sehen — ohnehin ist dieses Stück Elfenbein nicht einmal alt, denn unter portugiesischer Herrschaft, etwa um's Jahr 1560, wurde der uralte echte Dalada vernichtet. Die Buddhistenmönche mit ihren glattgeschorenen Köpfen lassen indessen nach wie vor ihren Gläubigen diesem Phantom tüchtig opfern. Es befinden sich dann in Candy noch etwa zehn buddhistische und vier Hindutempel, alte, unansehnliche und dem Ruin entgegengehende Gebäude. Interessant ist ferner der Bazar und Markt, wo ausgezeichnete Früchte und Gemüse feilgeboten werden und dann auch sogenannte Raritäten zu haben sind. Prächtige Sammlungen von Schmetterlingen und getrockneten Käfern, lebende und todte Schlangen, Skorpione, Riesenasseln, Bälge von Vögeln aller Art, von den schon erwähnten fliegenden Füchsen, Muscheln, Sägen vom Sägefisch, kurz, alles Mögliche ist hier zu finden; dabei gibt es in Candy auch einige sehr elegante europäische Magazine mit Toiletten, Schmuck und Luxusgegenständen aller Art, so daß man kaum meint, im Innern Ceylons zu sein.

Die Lage der Stadt ist sehr schön und gesund; rings

umgeben von etwa 1500 Fuß hohen Bergen, bietet sie dem Besucher reichlich Gelegenheit zu größeren und kleineren Ausflügen, wobei er dann auf zahlreiche, europäischen Ansiedlern gehörige reizende Gartenanlagen und Kaffeeplantagen stößt, und auf diese Weise recht mit Ceylons Bodenkultur bekannt wird.

Gern hätte ich in Candy noch einige Tage verweilt, aber ein fataler Umstand verleidete mir den Aufenthalt. Die Wasserversorgung Candy's geschieht durch sogenannte „Tanks" oder große Wasserbehälter; ein solcher befand sich dicht bei unserem Hotel und wir wurden aus diesem Tank mit Wasch- und Trinkwasser versorgt. Nachdem wir einige Tage schon uns daran „gelabt" hatten, zog man einen menschlichen Leichnam, der schon acht Tage im Wasser gelegen hatte, heraus. Trotz der zwei Wächter des Tanks war es einem lebensmüden Singhalesen dennoch gelungen, sich darin zu ertränken.

Von Ekel ergriffen, verließen wir fast Alle sofort Hotel und Stadt, bewunderten auf der Rückfahrt nochmals die Schönheiten der Bahnlinie, die Wasserfälle und die sich längs der Berge und durch das Dschangel wie eine Riesenschlange hinziehende Kunststraße der Engländer (erbaut 1815), und kamen am 17. Oktober 1885 wohlbehalten wieder in Colombo an.

Die Theilung der Erde.

Historische Skizze

von

Richard March.

(Nachdruck verboten.)

Mehr als einmal hat eine Theilung von Ländern und Völkern im Laufe der Geschichte vom grünen Tische der Diplomaten aus stattgefunden, keine aber, welche sich an Eigenartigkeit und Großartigkeit mit derjenigen messen kann, welche zu Ende des 15. Jahrhunderts ein Papst vornahm, um nicht weniger als den halben Erdkreis mit Hunderten von Millionen Bewohnern unter Portugal und Spanien, die rivalisirenden Entdecker neuer Kontinente, zu theilen.

Nachdem nämlich Columbus am 12. Oktober 1492 auf Guanahani gelandet war, warfen sich Spanier wie Portugiesen mit fieberhaftem Eifer auf Entdeckungsexpeditionen, und kamen natürlich alsbald in Streit mit einander. Da man nämlich glaubte, daß die von Columbus entdeckten Inseln zu Indien gehörten, die Portugiesen aber schon vorher unter Vasco de Gama den Seeweg nach Indien um das Kap der guten Hoffnung herum gefunden hatten, Indien also als ganz ihrer Interessensphäre angehörig betrachteten, so empfanden sie die Auffindung des neuen

westlichen Seeweges als eine Beeinträchtigung ihrer Rechte, und Papst Eugen IV., an den sie sich wandten, entschied, wie es ja auch der Billigkeit entsprechend erschien, daß die Portugiesen, welche bei Aufsuchung des Seeweges nach Indien die meisten Unkosten und Mühen aufgewendet hätten, auch den Nutzen davon allein haben sollten, ihnen daher der alleinige Besitz aller jenseits des Oceans gelegenen Länder, vornehmlich aber derjenige der heute unter der Bezeichnung Westindien*) bekannten Inseln gebühre.

Die Spanier widersetzten sich dem und erwirkten bei dem folgenden Papste Alexander VI. ein Dekret, worin dieser als Statthalter Christi auf Erden zur Grenze zwischen den portugiesischen und spanischen Entdeckungen eine Linie bestimmte, die von ihm selbst von einem Pol zum anderen gezogen worden war. Weil aber diese Linie, hundert Seemeilen westlich von den Azoren vorbeigehend, letztere 1432 von dem Portugiesen Cabral entdeckte Inselgruppe in Spaniens Machtbereich brachte, war Portugal mit dieser Theilung der Erde durchaus nicht zufrieden, und es entspann sich ein gewaltiger Streit zwischen beiden Völkern, ein Streit, der erst mittelst des 1494 zu Tordesillas abgeschlossenen Vertrages dahin geschlichtet wurde, daß Alles, was 370 Seemeilen östlich von den Inseln des grünen Vorgebirges**) liege, den Portugiesen, Alles aber,

---

*) Der Name kommt daher, weil man bis zum Jahre 1513 diese Inseln für die Westküste Indiens und das amerikanische Festland für Asien hielt. Noch 1507 errichtete König Ferdinand V. zu Sevilla einen Handels- und Gerichtshof für Indien.

**) Kap Verde, westlichste Spitze von Afrika.

was von diesem Mittagskreise an nach Westen liegend entdeckt werden sollte, den Spaniern gehöre. Diese Scheidungslinie wurde indeß nicht eingehalten, und nachdem Cabral, ein Nachkomme des Azorenentdeckers, das von ihm 1500 aufgefundene Brasilien für Portugal in Besitz genommen hatte, nachdem unmittelbar darauf Seitens Cortereal's dasselbe in Betreff der Küste Neufundlands geschehen war, einigte man sich, um die neuentstandenen Streitigkeiten zu schlichten, weiters dahin, daß, da der ganze Erdumkreis von den Geographen in 360 Grade getheilt worden sei, da jeder dieser Grade 15 Meilen „halte", alle zusammen mithin 5400 Meilen ausmachen, dieser Erdkreis doch der Länge nach und zwar derart vergeben werden solle, daß die Spanier vom 36. Grade an noch 2700 Meilen gegen Westen, die Portugiesen hingegen 180 Grade oder 2700 Meilen gegen Osten segeln, einnehmen und dort handeln mögen und dürfen, so viel sie können und wollen.

Jetzt schien also die Erde ehrlich getheilt zu sein, und die Völker waren, wie ein Chronist berichtet, friedlich mit einander. Die Portugiesen „richteten ihre Flotten und Schifffahrten" nach Ostindien, fanden unterschiedliche Länder und Inseln auf, darunter auch 1512 jene Eilande, welche sie „Moluccas" nannten und woselbst sie zumal durch den Handel mit den dort in besonderer Güte wachsenden Gewürzen „großen Reichthum zu Wege brachten."

Das war nun wieder den Spaniern, die sich im Westen zumeist mit Indianerstämmen herumschlagen mußten und wenig mehr entdeckten — Mexiko und Peru wurde von ihnen erst 1519, respektive 1531 heimgesucht — nicht recht,

und nichts natürlicher, als daß sie nun auch nach Ostindien, vornehmlich aber nach den so ergiebigen Molukken „handeln“, das heißt sich dort festsetzen wollten.

Allein Portugal erinnerte nachdrücklich an die vertragsmäßige Theilung der Erde, und es würde für Spanien sehr schwer geworden sein, seinen Willen mit einigem Schein von Berechtigung durchzusetzen, wenn sich nicht im Jahre 1519 ein höchst merkwürdiges Ereigniß zugetragen hätte.

Am Hofe des jugendlichen Königs Karl I. von Spanien, eines Monarchen, der als Kaiser Karl V. auch den deutschen Thron bestieg, erschien nämlich Fernando Magelhaens (spr. Machaljangs), ein kluger und tapferer Held, ein Mann, der als Gefährte des Admirals Albuquerque zur Ausbreitung und Befestigung der portugiesischen Herrschaft in Ostindien nicht wenig beigetragen, und unter Anderem auch die „Moluccas“ entdeckt hatte, seine Dienste jedoch mit Undank belohnt sah, und daher Portugal den Rücken gewendet hatte. Dieser Magelhaens nun behauptete, daß die Molukken in Ansehung der klaren Bestimmungen des Erdtheilungsvertrages nicht Portugal, sondern Spanien gehören müßten. Denn, führte er zum Beweise dessen an, da den Portugiesen laut jenes Vertrages von Lissabon aus 36 Grade gegen Westen zu Gute kämen, und da man ferner wisse, daß die Entfernung Lissabons vom Flusse Indus 90 Grade, vom Indus an den Ganges nach Ptolemäus (dem berühmtesten Geographen des Alterthums, der, um's Jahr 130 n. Chr. in Egypten lebend, ein Verzeichniß aller bekannten Länder und Städte mit genauer Angabe deren mathematischer Lage

hinterlassen hat) 30 Grade, vom Ganges bis an die am östlichsten gelegene Molukken-Insel jedoch 32 Grade betrage, so liege es auf der Hand, daß Portugal 8 Grade oder 120 Meilen über das Ziel genommen, somit gerade noch die Molukken den Spaniern gestohlen habe.

Letztere glaubten natürlich sehr gerne an die ihnen hochwillkommene Darstellung, die Portugiesen hingegen scheuten in dem Bestreben, Magelhaens einer aus Rachsucht vorgebrachten Lüge zu überweisen, selbst davor nicht zurück, den ehrwürdigen, bisher unangetastet gebliebenen Ptolemäus als einen Stümper hinzustellen, und insofern eines groben geographischen Irrthums zu zeihen, als die von ihm mit 30 Graden angegebene Entfernung zwischen Indus und Ganges noch nicht einmal 10 Grade betragen sollte, wonach sie also nicht nur nicht 8 Grade gestohlen, sondern im Gegentheile das Recht, noch 12 Grade oder 180 Meilen über die äußerste Molukken-Insel hinaus vorzudringen, bisher nicht ausgeübt hätten.

Magelhaens war jedoch nicht der Mann, der eine einmal aufgestellte Behauptung fallen ließ, sondern bereit, die Richtigkeit seiner Meinung auch praktisch darzuthun, falls er dazu ausgerüstet würde. Er erbot sich, die Molukken vom Westen zu erreichen und unwiderleglich zu beweisen, daß dieselben in dem den Spaniern zugetheilten halben Erdkreise gelegen seien. Angesichts der Wichtigkeit der zur Entscheidung aufgeworfenen Frage, einer Frage, deren Lösung im Sinne Magelhaens den sehnlichsten Wunsch aller Spanier erfüllen mußte, war König Karl unverzüglich bereit, das kostspielige Unternehmen zu unter-

stützen, und so sah sich Magelhaens noch im Jahre 1519, mit der Admiralswürde bekleidet, an die Spitze eines aus fünf wohlausgerüsteten Schiffen bestehenden Geschwaders gestellt.

Freudigen Muthes — berichtet ein Zeitgenosse — verließ er darauf Spanien, „ging einen frembden unbekannten Weg an, von dem Niemand etwas weder gesehen noch gehöret und schiffte, seine Segel nach S.W. setzend, längst des brasilianischen Strandes hin.“ Und als er „auf den 53. Grad gekommen war,“ da fand er endlich, was er gesucht, einen „Durchgang durch Amerikam“, eine Wasserstraße, welche von ihm noch heutigen Tages den Namen hat.

Bald nach dem Einlenken in dieses enge unbekannte Meer aber lief eines seiner Schiffe auf eine Klippe und ging augenblicklich unter. Dieses so natürliche Unglück schien der abergläubischen Mannschaft ein böses Zeichen; sie murrte, und als das Geschwader „an einen Ort kam, da mehr Nacht als Tag, sowie große Kälte herrschte,“ da bekamen die Matrosen eines der Fahrzeuge „solch einen Eckel vor der weiteren Reise“, daß sie augenblicklich heimwärts wollten.

Magelhaens war darüber zwar höchst aufgebracht, mahnte aber vorerst mit guten Worten zur Standhaftigkeit und knüpfte daran die Vertröstung, daß sie bald „aus diesem Loch kommen würden.“ Nur Wenige glaubten ihm, und die Anzeichen einer bestehenden Verschwörung und drohenden Meuterei traten so unverkennbar zu Tage, daß er, gezwungen, den furchtbarsten Ernst hervorzukehren, einige der Gefährlichsten am Leben, andere aber mit Aus-

setzung an das Land bestrafen mußte. Den Rest bedrohte er mit den schrecklichsten Strafen, falls auch nur die leiseste Mahnung an Rückkehr fallen, oder gar ein Fluchtversuch gemacht werden sollte. Gleichwohl verließ ihn jenes Schiff, das er behufs Erforschung der Wasserstraße vorausgeschickt hatte, unter dem Schutze der Nacht, und es kostete wahrhaft übermenschliche Anstrengungen, die durch dieses Ereigniß in eine verzweifelte Stimmung gerathene Mannschaft der übrigen drei Schiffe im Zaume zu halten.

Magelhaens war keinen Augenblick seines Lebens sicher. Aus jedem Auge leuchtete ihm Haß entgegen. Jeder verwünschte ihn als den Urheber des unausbleiblich scheinenden Verderbens. Doch als bereits die Lage bis auf's Aeußerste gespannt war, wandte sich das Blatt. Die enge und krumme Wasserstraße hatte ein Ende, das offene Meer bot sich den Augen der Schiffer dar. Es war die Südsee, die der Spanier Balboa 1513, von der Landenge Darien ausgehend, zum ersten Male erblickt und für seinen König in Besitz genommen hatte.

Nun waren mit einem Male alle Zweifel an dem Gelingen des Unternehmens geschwunden, und voll frischen Muthes steuerte das Geschwader auf den Aequator los, unter dem die Molukken liegen. — Land! Land! hieß es eines Tages vom Mastkorbe aus, und Alles glaubte sich schon am Ziele, da erklärte Magelhaens feierlichst, das Land, dem man sich nähere, habe er noch nie gesehen, es sei also eine neue Entdeckung gemacht worden. Und in der That war dem so. Das Geschwader hatte jene Inselgruppe aufgefunden, die wir unter dem Namen der Philippinen

kennen. Vor der größten derselben, ehedem Subum genannt, vor Anker gehend, wurden die Fremdlinge von den Ureinwohnern überaus freundlich aufgenommen Es zeigte sich auch sofort warum. Dieselben waren nämlich mit einem benachbarten Stamme im Kriege begriffen und versprachen sich Wunderdinge von der Bundesgenossenschaft der weißen Männer, welche in Anbetracht der Nähe der Molukken vielleicht nicht die Ersten waren, die ihnen zu Gesichte kamen. Unter der Bedingung der Annahme des Christenthums Seitens der Insulaner leistete Magelhaens die verlangte Unterstützung und errang den Sieg. Des Jubels der neuen Unterthanen der Krone Spaniens war nun kein Ende; sie gelobten ihren Rettern Dankbarkeit und Freundschaft bis in den Tod, allein schon bei dem wenige Tage später veranstalteten Siegesmahle wurde Magelhaens von ihnen meuchlings überfallen und nebst mehreren seiner Offiziere ermordet.

Und daß die Wilden dabei den Plan verfolgten, überhaupt sämmtliche Mitglieder der Expedition zu tödten und sich ihrer Schiffe und Waffen zu bemächtigen, wurde in dem Moment offenbar, als sie den lebend in ihre Hände gefallenen Kapitän Juan Serrano nur „gegen etliche Stück Geschütze sowie einiges Pulver" seinen Freunden ausliefern zu wollen erklärten. Man war nicht abgeneigt, ihren Wunsch zu erfüllen, allein da sie alsbald mehr und immer mehr, zuletzt das gesammte Geschützmaterial, überhaupt alle Waffen begehrten, und diese Forderung durch den Aufmarsch von ein paar Tausend Kriegern unterstützten, blieb nichts Anderes übrig, als Serrano in der Gewalt

der Barbaren zu lassen, was denn auch, wie aus dem Schiffsjournale hervorging, „mit großem Lamentiren und Thränen“ geschah.

Von Serrano's Schicksalen hat man niemals Kunde erhalten, das aber ist bekannt, daß die Magelhaens überlebenden Gefährten eines ihrer Schiffe aus Mangel an der nöthigen Bemannung in Brand steckten, sodann die Philippinen verließen und glücklich die Molukkeninsel Tidor erreichten. Nachdem sie mit deren Könige Freundschaft geschlossen und zum Zeichen, daß sie dagewesen, von des Landes Früchten mitgenommen hatten, so viel sie konnten, machten sie sich auf den Heimweg und gelangten auf dem Wege um das Kap der guten Hoffnung 1522 in die Heimath zurück, der sie drei Jahre ferne gewesen waren.

Damit war die erste Reise um die Erde vollbracht, und Magelhaens Behauptung von dem acht Grade umfassenden Uebergriffe der Portugiesen, sowie von der Zugehörigkeit der Molukken zur spanischen Erdhälfte glänzend erwiesen.

Natürlich hatte man weder in Spanien noch in Portugal auf dieses Ergebniß gewartet, sondern lag sich der Molukken wegen längst in den Haaren. Gar viele Menschen mußten in dem Kriege um die acht Grade ihr Leben lassen, bis endlich 1529 König Johann III. von Portugal, der Nachfolger Emanuel's des Großen, dem Könige Karl einen billigen Vergleich vorschlug, nämlich sich gegen Bezahlung von 350,000 Goldgulden von Seiten Portugals der molukkischen Inseln so lange „zu enthalten“, bis obige Summe wiederum richtig abgetragen sein werde.

Daß dann die 1494 vollzogene Theilung der Erde so lange zu Recht bestand, bis die Holländer den Portugiesen im Osten den Rang abliefen, wie andere Völker den Spaniern im Westen, ist ebenso bekannt, wie der Umstand, daß die Holländer die an Gewürznelken, Cocos- und Muskatnüssen, Ingwer, Pfeffer, Zimmt, Mastix, ferner an Gold, Silber und werthvollen Hölzern überreichen Molukken noch heute besitzen.

Weniger bekannt aber dürfte es sein, daß die mehrerwähnte, die Erde zwischen Spanien und Portugal theilende Linie noch immer unsere Datumgrenze bildet. Dieselbe erscheint in jeder Karte des Weltverkehrs sehr dick eingezeichnet und besagt, daß Alles, was westlich von ihr bis zu uns gelegen, in der Zeit voraus, Alles aber, was nach Osten liegt, in der Zeit zurück ist; so daß also Schiffe, welche vom Osten kommend diese Linie am 9. Mai passiren, sofort den 10. Mai, jene aber, welche gegen Osten gehen, den 8. Mai schreiben müssen. Im weiteren Verlaufe der Fahrt sinkt dann der Unterschied auf Stunden, Minuten, ja Sekunden, aber er gleicht sich niemals ganz aus, und es ist daher nicht blos erklärlich, weshalb von einer Berliner, Stuttgarter, Wiener und Prager Zeit gesprochen und damit namentlich auf Eisenbahnen gerechnet wird, sondern auch gewiß, daß Magelhaens' Bemängelung der Theilung der Erde mehr auf genauer Kenntniß dieses Umstandes, als auf den Darstellungen des von den Portugiesen zum Dummkopf gestempelten Ptolemäus beruhte.

Interessant aber ist es in heutiger Zeit, wo sämmtliche europäischen Staaten in lebhaften Wettbewerb um kolonialen Besitz oder die Erweiterung desselben begriffen

sind, auf eine Zeit zurückzublicken, wo alle außereuropäischen Besitzungen zwischen zwei gegenwärtig untergeordneten Staaten getheilt werden konnten, ohne daß sich im übrigen Europa eine Stimme dagegen erhob, bis endlich der Aufschwung der Holländer und Engländer als seefahrende Nationen der Macht Spaniens und Portugals und ihrem Kolonisationsmonopol ein Ende machte.

Mannigfaltiges.

Justizpflege im alten Frankreich. — Im Jahre 1769, zur Regierungszeit Ludwig's XV., wohnte in Pfalzburg ein alter, reicher und geiziger Rentner, dessen Reichthum die Habgier einer Räuberbande erregte, die einst des Nachts bei ihm einbrach, ihn beraubte und, als er sich zur Wehre setzte, ihn grausam ermordete. Auf das Zeugniß der Dienstmagd, die sich in der Mordnacht verborgen gehalten hatte, aber von ihrem Versteck aus die Räuber gesehen zu haben behauptete, wurden sieben Pfalzburger Bürger verhaftet, vor Gericht gestellt, des Raubmordes schuldig befunden und vom Justizhof zu Metz verurtheilt, und zwar vier zum Tode und drei zu lebenslänglicher Galeerenstrafe. Achtzehn Jahre nachher stellte es sich aber sonnenklar heraus, daß jene Zeugin sich gründlich geirrt hatte; die völlige Unschuld der sieben dem schrecklichen Verhängniß Anheimgefallenen kam an den Tag. Es wurden nämlich die wirklichen ruchlosen Räuber und Mörder, welche damals jene That verübt, entdeckt, zum Geständniß gebracht und von Rechts wegen geköpft.

Die vier Unschuldigen, die achtzehn Jahre zuvor ein Irrthum

der Kriminaljustiz auf dem Schaffot hatte verbluten lassen, konnte man nun freilich nicht wieder lebendig machen; aber man hätte doch denken sollen, daß die drei zu den Galeeren Verurtheilten, welche damals noch lebten und seit so langer Zeit im fürchterlichsten Elende unschuldig schmachteten, sogleich freigelassen worden wären. Doch der Gerechtigkeit zum Hohne konnte man mit dieser einfachen Formalität gar nicht zu Stande kommen. Der berühmte Rechtsgelehrte Dupaty nahm sich im Jahre 1788 mit lobenswerthem Eifer der Sache an und überreichte zu Gunsten der Unglücklichen und ihrer Familien dem königlichen Konseil eine Denkschrift, worauf nach geraumer Zeit durch ein Dekret die Revision des Prozesses befohlen wurde. Unglücklicherweise starb der energische Dupaty bald darauf und die große Revolution, welche nun ausbrach, brachte, wie so vieles Andere, auch diese Angelegenheit in's Stocken. Erst 1803 wurde wieder amtlich daran gedacht und endlich im Jahre 1805, nach noch vielfachem Hin- und Herschreiben der Justizbehörden, vom Obertribunal zu Nancy entschieden, daß das Urtheil des Metzer Justizhofes vom Jahre 1769 zu kassiren sei. Die Unschuld der sieben Verurtheilten wurde also endlich anerkannt, was jedoch nur ihren Kindern und Enkeln zu Gute kam, denn mittlerweile waren auch die drei schuldlosen Galeerensträflinge längst gestorben, der barmherzige Todesengel, weniger saumselig, als der nichtswürdige behördliche Instanzenschlendrian, hatte sie von ihren Ketten befreit. So war die Kriminaljustiz beschaffen zu jener Zeit unter französischer Herrschaft in den Gegenden, welche jetzt deutsche Reichslande geworden sind. F. L.

Aus Mozart's Kinderjahren. — Die Kaiserin Maria Theresia interessirte sich bekanntlich sehr für das geniale Kind. Eines Tages war der kleine, damals achtjährige Wolfgang bei Hofe, wo er, wie öfter, konzertirte. Nachdem er seine Aufgabe erledigt, bemächtigten sich die ganz jungen Erzherzoginnen Chri-

stine und Marie Antoinette des lebhaften Knaben und jagten sich mit ihm durch mehrere Zimmer, wobei Mozart auf dem spiegelglatten Parquet ausglitt und hart zu Boden fiel. Christine stellte sich vor ihn und lachte ihn aus. Da trat die nachmalige Königin von Frankreich, Marie Antoinette, an den Knaben heran, hob ihn auf, trocknete mit ihrem Tuche seine Thränen und küßte ihn tröstend auf die Stirne. Der Bube ließ sie gewähren, sah sie anfangs nur von der Seite an und sagte endlich rasch entschlossen: „Höre, Antoinette, ich werde Dir etwas sagen — ich heirathe Dich!"

Die kleine Erzherzogin war darüber seelenvergnügt und hüpfte in das Zimmer der Kaiserin mit der frohen Botschaft: „Mama, Mama, Mozart heirathet mich!"

„So?" lächelte Maria Theresia, „ei, das wäre keine üble Parthie für Dich!"

Dann nahm sie den kühnen kleinen Burschen auf ihren Schoß und fragte ihn, was ihn zu diesem raschen Entschluß bewogen habe. Mozart erklärte, die Erzherzogin Christine sei an seinem Fall Schuld gewesen und habe ihn obendrein noch ausgelacht. Antoinette aber habe ihm ihre Theilnahme bezeugt, sie sei also gut, darum heirathe er sie auch, denn er wolle nur eine gute Frau haben.

„Ja, das ist recht hübsch," meinte die Kaiserin, „aber wenn Du sie zur Frau willst, mußt Du auch Kleider haben wie ein Erzherzog!"

Am anderen Tage kam ein Hoffourier mit einer kaiserlichen Equipage, brachte einen vollständigen Hofanzug für Mozart und eine prächtige Robe für dessen Schwester, welche nicht ohne Beklemmung Zeugin jener kindlichen Scene gewesen war. Der Vater ließ sie darauf in ihrem Staate malen.

Dieses Bild des kleinen Wolfgang, das ihn als Miniaturstutzer in violettem Seidenbauschröckchen mit Chapeau-bas, Spitzenjabot, Degen und gepudertem Haar darstellt, ist heute noch im Mozarteum zu Salzburg zu sehen. Kl.

Polizeiliche Photographie. — Die neuere Kriminalistik verdankt einen großen Theil ihrer Erfolge der Verwendung der Photographie für ihre Zwecke. Der Anfang damit, die Photographie in den Dienst der Kriminalpolizei zu stellen, wurde im Jahre 1867 in Berlin gemacht, wo man beschloß, fortan notorische Verbrecher, sobald sie verurtheilt waren, vor ihrer Abführung in's Zuchthaus zu photographiren; ebenso Verdächtige, die man wegen Mangel an Beweisen oder weil sie Ausländer waren, laufen lassen mußte. So entstand das bekannte Berliner „Verbrecheralbum", welches zum Muster für alle anderen Staaten geworden ist. Dasselbe besteht gegenwärtig aus vielen kolossalen Bänden und ist schon häufig beschrieben worden, so daß wir hier von einer eingehenden Schilderung absehen können. Heutzutage nun werden aber Photographien von Verbrechern oder Verdächtigen nicht blos für das „Verbrecheralbum" angefertigt, sondern solche haben noch nach ganz anderer Seite hin bedeutenden Nutzen für den Dienst der Kriminalpolizei. Es gibt nämlich in Berlin außer der allgemeinen Kriminalpolizei noch Spezialkommissäre für Einbrecher, für die Sittenpolizei, für Falschspieler, für Bauernfänger, Hochstapler u. s. w. Für die Beamten dieser Spezialfächer sind nun aus den Bänden des Verbrecheralbums wiederum auf photographischem Wege Miniaturbilder von den Verbrechern ihres Faches angefertigt, welche zu einem handlichen Bande in Taschenformat zusammengestellt sind, und jeder Beamte, der z. B. in Einbruchssachen arbeitet, trägt beständig eine Sammlung von Bildern sämmtlicher Einbrecher bei sich, soweit solche mit der Berliner Kriminalpolizei in Berührung gekommen sind.

Noch wichtigere Dienste leistet aber der Kriminalpolizei die Photographie zur Ermittelung auswärtiger, insbesondere internationaler Verbrecher. In früheren Zeiten mußten oft schwere Verbrecher, die ergriffen worden waren, wieder laufen gelassen werden, weil man nicht wußte, wer die Leute waren und weil

man ihnen ohne Weiteres glauben mußte, wenn sie behaupteten, sie hießen Schulze, Müller, Schmidt oder Meyer, wenn sie erzählten, sie stammten aus Ungarn, Oesterreich, Polen oder sonst woher. Jetzt wird bei verdächtigen Individuen sofort eine Photographie angefertigt. Der Apparat wird dabei so angebracht, daß ihn der Verbrecher während des Verhörs gar nicht bemerkt. Das aufgenommene Bild wird vervielfältigt und an sämmtliche Polizeibehörden der großen Städte des Inlandes und Auslandes verschickt, und gewöhnlich wird nach kurzer Zeit dann ermittelt, welch' einen Fang man an dem fremden Vogel gemacht hat, der durchaus über seinen Namen und den Ort seines Herkommens jede Auskunft verweigert oder täglich neue Lügen vorbringt.

Um die Vermittelung der Photographien, Signalements und anderer polizeilicher Nachrichten von Stadt zu Stadt und von Land zu Land zu ermöglichen, werden in Berlin, Paris, London und Wien wöchentlich sogenannte „Anzeiger" ausgegeben, welche lediglich für Beamte bestimmt sind und Nachrichten für Dienstzwecke mit den aufgeklebten Miniaturphotographien abgefaßter Verbrecher enthalten.

Die Photographie hat sich auch als außerordentlich werthvoll für die Verfolgung von Verbrechern erwiesen, und der Leser erinnert sich gewiß noch, welches Aufsehen es machte, als im Anfang der sechziger Jahre im „Kladderadatsch" zuerst Porträts nach Photographien zu den Steckbriefen erschienen, zumeist solche von durchgegangenen Kassirern und ungetreuen Bankbeamten. Diese Veröffentlichung der Photographien hatte einen ganz außerordentlichen Erfolg, denn fast ausnahmslos wurden die Personen, deren Photographie auf diese Weise durch Holzschnittübertragung vervielfältigt worden war, sehr bald ergriffen, selbst in Amerika und an Orten, wo sie sich ganz sicher glaubten.

Ein eklatantes Beispiel für die Wirksamkeit der Photographie in dieser Hinsicht liefert ein Mordfall, der vor ungefähr zwei

Jahren in Berlin vorkam. Es war in der Gneisenaustraße eine alleinstehende Frau ermordet aufgefunden worden. Die That wurde erst einige Tage nach der Verübung entdeckt, und der Mörder schien absolut sicher, da von ihm gar keine Spuren zurückgelassen worden waren. Da entdeckte der Kriminalkommissarius, der die Mordsache zur Bearbeitung hatte, im Besitz der Todten ein abgerissenes Stück Papier mit einer fremden Handschrift, welches von einer Art Liebesbrief herzustammen schien. Die Kriminalpolizei nahm denselben an sich, ließ ihn auf photographischem Wege vervielfältigen und forderte das Publikum auf, in den betreffenden Polizeistationen die Handschrift sich anzusehen, um vielleicht so auf die Spur des Mörders zu gelangen. Einzelne Berliner Zeitungen reproduzirten auch die Schriftzüge, und zwölf Stunden nach dieser Veröffentlichung war der Mörder verhaftet und auch geständig. Der Bureauvorsteher eines Berliner Rechtsanwalts hatte sich erinnert, die Schrift schon vorher in seinen Akten gesehen zu haben. Er schlug nach, fand die Schrift, verglich sie mit der Reproduktion und entdeckte, daß ein gewisser Schunicht der Schreiber jener Zeilen sein müsse. Die Kriminalpolizei erhielt sofort Mittheilung, traf ihre Maßregeln, und in den Nachmittagsstunden desselben Tages bereits war der Mörder ergriffen und so bestürzt über seine Verhaftung, daß er ein volles Geständniß ablegte.

Die Photographie wird in der Kriminalistik aber auch noch dazu verwendet, um Situationen aufzunehmen. Bei schweren Verbrechen ist es hochwichtig, die Situation, wie sie zur Zeit oder unmittelbar nach der That gewesen ist, festzustellen, und in solchen Fällen läßt die Polizei, bevor irgend etwas angerührt wird, durch ihren Photographen sofort eine Aufnahme machen. Es spielt wohl jetzt kaum irgend ein Sensationsprozeß, bei welchem nicht Photographien auf den Tisch des Gerichts niedergelegt oder den Geschworenen und Richtern zur Aufklärung und Beurtheilung überreicht werden.

Sehr wichtig hat sich die Photographie endlich gegen Banknotenfälschung gezeigt. Tauchen jetzt verdächtige Kassenscheine auf, so werden sofort photographische Aufnahmen der Falsifikate angefertigt und an alle öffentlichen Kassen und Banken versendet, um zu verhindern, daß noch mehr Falsifikate in Umlauf kommen.

A. O. Klaußmann.

Entdeckung der Chinarinde. — Im Jahre 1532 brachte Franz Pizarro durch List und unmenschliche Grausamkeit das goldreiche Land der Inka, Peru, an Spanien. Die Habsucht der Spanier, die in diesem, von der Natur so überaus gesegneten Lande so schnell als möglich reich werden wollten, kannte keine Grenzen. Durch übermenschliche Anstrengungen in den Plantagen, durch Geißelhiebe, Folter und Schwert zwangen sie die armen Eingeborenen unter ihre Herrschaft. Bald reich werden und dann nach Spanien zurückkehren, das war die Losung aller Abenteurer, die nach Peru kamen; aber waren auch die Eingeborenen zu schwach, das lästige und ihre Zahl tagtäglich mindernde Sklavenjoch abzuschütteln, so hatten sie doch einen starken Verbündeten im Fieber, das in die Reihen ihrer Bedrücker Lücken riß, die kaum durch den sich immer steigernden Nachzug neuer Abenteurer aus Spanien gefüllt wurden. Wohl kannten die Eingeborenen das Mittel, die Gewalt des Fiebers zu brechen, hüteten sich aber wohlweislich, ihre Unterdrücker damit bekannt zu machen; sahen sie doch in dem langsam schleichenden, dafür seine Opfer aber unfehlbar vernichtenden Fieber einen treuen Bundesgenossen, der gegen die fremden Eindringlinge erfolgreicher kämpfte, als sie es jemals vermocht hätten, auch wenn sie einmüthig aufgestanden wären, das drückende Joch abzuschütteln.

Im Jahre 1632 wurde vom spanischen König der Graf del Chinchon zum Vicekönig von Peru ernannt und regierte als solcher das unterjochte Land von der Hauptstadt Lima aus mit eiserner Strenge. Lag schon unter den früheren Vicekönigen die

Hand der Eroberer schwer auf den Peruanern, so wurde jetzt dieser Druck ein unerträglicher; doch versuchte die Gemahlin des Vicekönigs, die bildschöne Gräfin Chinchon, der das Schicksal des geknechteten Volkes zu Herzen ging, durch ihre Liebe und Sanftmuth das harte und theilweise ungerechte Regiment ihres Gemahls zu mildern. Nicht lange aber konnte sie ihre edlen Bemühungen fortsetzen, denn auch sie wurde vom Fieber ergriffen. Ihr zarter Körperbau und ihre ohnehin schon erschütterte Gesundheit konnten dem tückischen Würger nicht widerstehen; hoffnungslos lag sie im Schlosse zu Lima darnieder. Verzweiflungsvoll rief der trostlose Vicekönig alle Aerzte zu Hilfe, das theure Leben zu retten; trotz aller Sorgfalt und Pflege schwanden die Kräfte der Leidenden von Tag zu Tag.

In einem kleinen Kämmerchen des Hofgebäudes rang zu gleicher Zeit auch die indianische Dienerin der Vicekönigin mit dem Tode; denn auch sie war von dem Fieber erfaßt worden, als sie bei der Erkrankung ihrer Herrin, an der sie mit größter Liebe hing, nicht von ihr weichend, dieselbe sorgsam pflegte. Kein Mensch bekümmerte sich um das verlassene Geschöpf; was lag an ihrem Leben? — Doch ihr sollte Rettung werden! Ihr Vater, ein eingeborener Indianer, wußte zu ihr zu gelangen. „Nimm dies Pulver und genieße es; verschweige es aber vor den Fremden," raunte er hastig dem Mädchen zu und drückte ihr eine ausgehöhlte, mit einem feinen Pulver gefüllte Gurkenfrucht in die Hand, um dann lautlos, wie er gekommen, wieder in der Dunkelheit der Nacht zu verschwinden. — Die Anhänglichkeit und Liebe aber zu der gütigen Herrin überwogen alle Bedenken in dem Mädchen und ließen sie das Geheiß ihres Vaters vergessen. Taumelnd raffte sie sich von ihrem Lager auf und schleppte mühsam ihren vom Fieber geschüttelten Körper bis zum Krankenzimmer der Herrin. Erstaunt blickten sie der Vicekönig und die Aerzte an und hielten ihre Reden von einem Heilmittel, das sie bringe, für

Fieberwahn; bald aber überzeugten sie sich von der beruhigenden und fieberstillenden Wirkung des gebrachten Pulvers, das vollständig ausreichte, beiden Frauen die Gesundheit zurückzugeben.

Jetzt forschte man nun fleißig nach dem Ursprunge des heilsamen Pulvers und nicht lange darauf war das sorgfältig gehütete Geheimniß der Indianer entdeckt — den Fieberrindenbaum hatte man gefunden; und zum Andenken an den ersten Europäer, der die heilsame Wirkung seiner Rinde an sich erfahren, und zum Denkmal der edlen Gräfin del Chinchon nannten die Gelehrten den heilspendenden Baum Chinchona, zu Deutsch Chinarindenbaum. A. A.

Heirathen großer Männer. — „Jung gefreit hat Niemand gereut," und „Alt gefreit kommt auch zur Zeit!" — so lauten zwei deutsche Redensarten, die sich eigentlich direkt widersprechen. Jedem, der heirathet, ob alt oder jung, steht eins dieser Sprichwörter als Entschuldigung zur Seite und sicherlich wendet er es gegebenen Falles zu seinen Gunsten an. Interessant ist es, die verschiedenen Altersstufen kennen zu lernen, welche berühmte Männer erreicht hatten, als sie sich eine Lebensgefährtin nahmen, und einer Zusammenstellung von Rodenberg entnehmen wir die nachstehenden Notizen. Shakespeare war 18 Jahre alt, als er Anna Hathaway heimführte. Friedrich der Große heirathete mit 21 Jahren am 12. Juni 1733 die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig; Franklin, der berühmte nordamerikanische Staatsmann und Volksschriftsteller, mit 24 Jahren, und ebenso alt war Wilhelm v. Humboldt, als er Karoline v. Dachröden zum Traualtar führte. Im Alter von 25 Jahren vermählte sich Mozart mit der schönen Konstanze Weber, einer Schwester der gefeierten Sängerin Lange, und in demselben Alter stand Walter Scott, als er Margarethe Carpenter, der treuen Gefährtin seines langen und ruhmreichen Lebens, die Hand reichte. Der große italienische Dichter Dante heirathete nach dem Tode der edlen Florentinerin Beatrice, welche er durch seine Liebe unsterblich gemacht, in

seinem 26. Jahre (1291) die gleichfalls einem angesehenen Florentinischen Hause angehörige Gemma Donati. Ein gleiches Alter hatte Johann Heinrich Voß, der Ueberſetzer des Homer, als er die Schwester seines Freundes Boie (1777) heirathete. Napoleon und Byron zählten 27 Jahre, als der Erstere 1796 die schöne Wittwe Josephine Beauharnais und der Letztere die reiche Erbin Anna Elisabeth Milbank heirathete. Der berühmte schwedische Naturforscher Linné war ebenfalls 27 Jahre alt, als er sich verehelichte, während er noch Aufseher der Gärten des holländischen Bankiers Clifford war. Herder trat mit 29 Jahren in den Stand der Ehe, Robert Burns mit 30, während Schiller im 31. Jahre stand, als er am 22. Februar 1790 Charlotte v. Lengefeld heimführte. Wieland heirathete in seinem 32. Jahre und Milton, der Dichter des „Verlorenen Paradies", war 35 Jahre, als er seine unglückliche erste Ehe begann. Mit 36 Jahren führte Bürger seine vielbesungene Molly heim, 37 Jahre zählte Lessing, als er seine Freundin Eva König heirathete, mit 42 Jahren nahm Luther seine Katharina v. Bora zur Frau, und mit 55 Jahren vermählte sich Buffon; Goethe war bereits 57, als er Christiane Vulpius die Hand reichte (19. Oktober 1806), Klopstock, nachdem er seine Meta, die ihm nach vierjährigem Besitz entrissen wurde, 33 Jahre lang betrauert hatte, heirathete 1791, als er 67 Jahre alt war, in zweiter Ehe die verwittwete Johanna v. Windham, und der „alte Parr", ein Engländer, der durch nichts weiter berühmt wurde, als durch sein erfreuliches Alter, heirathete — freilich zum letzten Male — in seinem 120. Lebensjahre. M. L.

Der Schweinehirt von Ziesar. — Der General v. Buttler, welcher bei der Garde Friedrich's des Großen gestanden hatte, nahm wegen seiner geschwächten Gesundheit den Abschied, und begab sich nach dem kleinen Städtchen Ziesar, um dort seine übrige Lebenszeit zuzubringen. Gerade vor seinem Hause pflegte der Schweinehirt mit Anbruch des Tages zu blasen, um seine

Heerde zusammenzurufen, und dadurch jedesmal den General unangenehm im Schlafe zu stören. Der General ließ daher dem Schweinehirten sagen, er möchte künftig etwas weiter gehen und dort blasen. Dieser behauptete aber, es sei seine Pflicht, eben da und nirgend anders zu blasen und seine Schweine abzurufen. Der General ersuchte nun den Magistrat, dieser Störung seiner Ruhe abzuhelfen. Der Magistrat gab aber zur Antwort: Man glaube, der Herr General würde nicht in der Absicht nach ihrem Städtchen gekommen sein, ihre alten Rechte, Herkommen, Privilegien und Freiheiten zu schmälern; es wäre ein altes Herkommen, daß der Schweinehirt dort und nirgend anders abriefe; man hoffe also, der Herr General würde es dabei bewenden lassen.

Nun befahl Buttler seinem Kammerdiener, er sollte am nächsten Morgen, wenn der Schweinehirt kommen würde, ihn mit der Hundepeitsche durchprügeln, damit ihm die Lust verginge, dort zu blasen. Der Kammerdiener that, wie ihm befohlen war, und die Sache ward klagbar. Der Magistrat wandte sich sogleich unmittelbar an den König, und trug ihm den Fall zur Entscheidung vor, und der König schrieb eigenhändig unter die Vorstellung: „Da der Schweinehirt schon immer dort getutet hat, so soll er in des Henkers Namen weiter tuten, der General aber thut wohl, ein solch' Spießbürgernest schleunigst zu verlassen." — Das that dieser denn auch, und die Privilegien von Ziesar blieben unangetastet. C. T.

Weiße und Farbige. — Ein verhängnißvoller Einfluß der weißen Rasse auf die farbige macht sich geltend, sobald erstere in die Wohnsitze der anderen eindringt. Dieser nachtheilige Einfluß hat sich wohl nirgends in gleicher Stärke kundgegeben, wie in Polynesien. Die einfachen Zahlen beweisen dies beredt genug. Die Bewohner der Sandwichinseln schätzte Cook auf 300,000 Seelen; im Jahre 1861 waren es nur noch 67,084 Seelen, also fast nur noch ein Fünftel der früheren Bevölkerung, und jetzt

wird die Zahl der Eingeborenen auf 45,000 Köpfe angegeben, d. h. auf circa ein Siebentel der Einwohnermenge von vor hundert Jahren. Auf Neu-Seeland fand Cook 400,000 Maori; 1856 hingegen zählte man deren nur noch 56,049 und jetzt schätzt man sie auf 35,000 Köpfe, so daß von 1769 bis 1856 eine Verminderung von 14 und von 1856 bis heute eine von mehr als 6 Prozent eingetreten ist. In der Provinz Rotorua, an den Seen und in Maketu nahm die Bevölkerung von 1855 bis 1864 um mehr als ein Fünftel ab und auf den Chataminseln betrug diese Abnahme von 1879 bis 1881, also in zwei Jahren, beinahe ein Fünftel. Auf den Marquesasinseln zählte Porter im Jahre 1813 19,000 Krieger, was auf eine Volkszahl von 70,000 bis 80,000 Seelen schließen läßt; im Jahre 1858 dagegen fand Jouan nur noch 2500 bis 3000 Krieger, also etwa 11,000 Einwohner, die aber jetzt bis auf 5400 zusammengeschmolzen sind. Tahiti hatte nach den Schätzungen von Cook und Forster wenigstens 240,000 Einwohner, die Volkszählung im Jahre 1857 und eine Schätzung vom Jahre 1884 ergab nur noch resp. 7212 und 5200 Eingeborene, also etwa den 33., beziehungsweise den 50. Theil der früheren Bevölkerung.

Zeigte sich diese Abnahme der Bevölkerung auch nur auf einzelnen Inseln, so wäre die Sache schon auffallend genug; sie kommt aber überall vor, wohin der Weiße seinen Fuß setzt, die kleinsten Eilande nicht ausgenommen. Auf den südöstlich liegenden Baßinseln fand Dovies zu Anfang dieses Jahrhunderts 2000 Eingeborene und 1874 zählte Moerenhout deren nur noch 300.

Diese Abnahme der Urbevölkerung findet aber nicht blos im östlichen Theile Polynesiens statt, wohin die Europäer zuerst kamen, auch in den westlichen Archipelen vermindert sich die Bevölkerung seit einigen Jahren ganz auffallend, auf den Tongainseln, auf Vavao, auf Tongatabu 2c. Auch auf den Fidschiinseln fängt diese Entvölkerung an.

Die polynesische Rasse wird aber nicht allein durch vermehrte Sterblichkeit heimgesucht, auch eine Abnahme der Geburten fällt damit zusammen. Das hat man zwar schon längst ganz im Allgemeinen angenommen, die Richtigkeit dieser Annahme erhellt jedoch deutlich genug aus folgenden Zahlen. In Taïo-Hae im Marquesasarchipel beobachtete Jouan einen Abfall der Volkszahl von 400 auf 250 binnen 3 Jahren, und während dieses Zeitraumes wurden nicht mehr als 3 oder 4 Kinder daselbst geboren. Auf den Sandwichinseln fand Delapelin unter 80 verheiratheten Frauen nur 39 Mütter und in 20 Häuptlingsfamilien wurden zusammen nur 19 Kinder gezählt. Remy aber gedenkt einer offiziellen statistischen Zusammenstellung, wonach daselbst im Jahre 1879 auf 4520 Todesfälle nur 1422 Geburtsfälle kamen.

Mancherlei Ursachen ist dieses Aussterben der polynesischen Rasse zugeschrieben worden, allein Kriege, Hungersnoth, Epidemien, die man in dieser Beziehung beschuldigt hat, konnten doch immer nur an einzelnen Lokalitäten ihre verderbliche Wirkung äußern. Und wenn mit den Europäern und Amerikanern auch der Branntwein und die Trunksucht in Polynesien eingezogen sein soll, so wissen wir, daß die Polynesier bereits früher mit ihrem Kawa sich berauschten und sich den scheußlichsten Schwelgereien hingaben.

Droht nun etwa die gesteigerte Civilisation dem Bestehen niedriger Rassen Gefahr? Oder wirkt die Unterjochung durch Fremde, die Beschlagnahme des Bodens, der Einbruch in die bisherige Sitte und Religion auf die vorher freien Menschen so entmuthigend, daß sie keine Nachkommenschaft begehren? In Tahiti, auf den Sandwichinseln, in Neu-Seeland könnte solchen moralischen Gründen vielleicht ein gewisser Einfluß zugestanden werden, für jene Archipele jedoch, deren Eingeborene das Heft noch in Händen haben, auch noch an der früheren Lebensweise und an den Traditionen der Vorfahren festhalten, lassen sich diese moralischen Einwirkungen in keiner Weise geltend machen.

Die Marquesasinseln waren aber zur Zeit, als Jouan und der Pater Mathias dort verweilten, noch frei, und auf den Samoainseln und den Tongainseln leben auch jetzt erst nur verhältnißmäßig wenige Europäer.

Den beiden Schiffsärzten Bourgarel und Brulfert verdanken wir einigen Aufschluß über die große Sterblichkeit der Polynesier. Bourgarel fand bei allen von ihm vorgenommenen Sektionen eingeborener Todte stets Tuberkeln in den Lungen. Nach Brulfert's Beobachtungen leiden fast alle Polynesier an hartnäckigem Husten, und nahezu achtmal unter zehn Fällen steckt hinter diesen Bronchialkatarrhen eine Tuberkulose. In den Krankheitsverzeichnissen der älteren Reisenden dagegen geschieht der Schwindsucht keine Erwähnung. Ist sie nun etwa erst durch die Europäer und Amerikaner dorthin verpflanzt worden? Hat die Krankheit unter dem neuen Himmel, bei einer bis dahin ganz davon freien Rasse eine so furchtbare Gestalt angenommen? Hat sich die bei uns nur vererbende Krankheit in Polynesien zu einer Endemie oder Epidemie ausgebildet? — Sollte es sich wirklich so mit der Schwindsucht verhalten, dann dürfte es wohl mit den Polynesiern zu Ende gehen. Noch ein halbes Jahrhundert, höchstens ein Jahrhundert, und es gibt keine polynesische Rasse mehr, wenigstens keine reine. Sie wird vielleicht durch Mischlinge vertreten werden, die z. B. auf den Marquesasinseln bereits einen erheblichen Bruchtheil der Bevölkerung bilden und eine ständige Zunahme aufweisen. Dr. A. Berghaus.

Wie man sich heraushilft. — Der seiner Zeit berühmte, aber sehr leichtsinnige und ausschweifende Schauspieler Cooke gastirte eines Abends im Theater zu Dublin.

Als er die Bühne betrat, waren in seinem Antlitz Zeichen der höchsten Aufregung bemerkbar; die Versammlung hielt das für die Folge eines durchdachten Spieles; Diejenigen aber, die seine Schwäche kannten, schrieben seine hochgradige Erregtheit —

einem Rausche zu. Als der Beifallssturm, mit dem man ihn empfing, verrauscht war, wollte der große Mime seine Rolle beginnen, brachte aber kein Wort hervor; sein Gedächtniß war plötzlich geschwunden, sein Gehör dem Flüstertone des Souffleurs verschlossen. Verzweifelnd schlug er sich vor Brust und Stirne und rannte, sich die Haare raufend, auf der Bühne herum. Das Publikum hielt dies wieder für eine meisterhafte „Nuance" und applaudirte hingerissen. Als aber der Menschendarsteller absolut kein Ende seiner Mätzchen und keinen Anfang seiner Rolle zu finden schien, wurde das Auditorium unruhig. Da trat Cooke plötzlich an die Rampe und sprach mit thränenerstickter Stimme und in abgerissenen Sätzen folgende Rede: „Gentlemen! Sie sind ein merkantilisches Volk und kennen den Werth des Geldes. — Tausend Pfund — mein Alles — ich borgte sie einem Freunde — gingen mir soeben verloren! — Zudem — mein einziger Sohn — o, haben Sie Nachsicht mit den Gefühlen eines Vaters — ein braver Junge, wie je einer für die Sache des Vaterlandes focht, er ward getödtet! — Vor wenigen Stunden empfing ich die Trauerkunde! — Mein einziger Trost ist nur, daß er für seinen König starb!" . . . . Hier versagte ihm die Stimme, er bedeckte sein Gesicht und verließ schwankend die Bühne. — Die innigste Theilnahme für den Mann wurde im Zuschauerraume laut, Alles stand auf und verließ das Theater, die Frauen schluchzten laut und die Männer hatten kein Wort des Verdrusses. — Die Wahrheit aber war die, daß Cooke nie in seinem Leben — weder tausend Pfund, noch einen Sohn besaß, und, da er sich auf seine Rolle absolut nicht besinnen konnte, jenes Märchen nur erfunden hatte, um sich einen plausiblen Rückzug zu sichern. — Cooke starb anfangs der Vierziger Jahre im Säuferwahnsinn, nachdem ihn sein Laster schon seit mehreren Jahren auf der Bühne unmöglich gemacht hatte. Kl.

Zopf weg! — Wer hätte nicht schon diese Redensart gehört, wenn bei irgend einer Gelegenheit ein gewisses Ungefähr bevorstand. Der Ursprung und die Bedeutung stammen aus früherer Zeit. „Zopf weg!“ war das Kommando, welches im vorigen Jahrhundert jedesmal erfolgte, wenn ein Avancirter Fuchtel (mit der Degenklinge) oder ein Soldat Stockschläge erhalten sollte, theils damit der Zopf geschont, theils damit er die Kraft der Hiebe auf dem Rücken nicht abschwächen könnte. Der Zopf wurde dann von dem zu Züchtigenden über die Schulter auf die Brust gelegt. Daher war der Ruf: „Zopf weg!“ gleichbedeutend mit körperlicher Züchtigung von Militärpersonen. — Besonders im Schwunge war er bei dem Regiment v. Kowalzig in Frankfurt a. O., an welches die Regimenter der Berliner Garnison ihre unverbesserlichen Säufer und schlechten Subjekte abgaben. Kam ein solcher dort an und wurde beim Appell dem Oberst v. Kowalzig vorgestellt, so erfolge sofort das Kommando: „Zopf weg!“ und fünfundzwanzig aus dem FF. Wenn der Bestrafte dann meinte: „Aber ich habe ja noch gar nichts gethan,“ so tröstete ihn der Oberst mit den Worten: „Sieht Er wohl, mein Sohn, so viel kriegt Er, wenn Er nichts thut! Nun denke Er sich einmal, wie viel Er erst kriegt, wenn Er etwas gethan hat!“ M. L—l.

Leicht zu beseitigender Unterschied. — Napoleon Bonaparte war von Statur sehr klein, und da er schon in früher Jugend, als mittlerer Zwanziger, kommandirender General wurde, fand er bei seinen Unterfeldherren, die durchgängig bedeutend älter und auch körperlich stattlicher waren als er, nicht immer den Gehorsam, den er verlangen mußte. — Als sich einstmals General Kleber widerspenstig zeigte, trat Bonaparte, der Auflehnung endlich müde, schroff an ihn heran und sagte: „General, Sie sind um einen Kopf größer als ich: aber noch einmal nicht gehorcht, und dieser Unterschied wird schwinden!“ — Das half. J. W. B.

Uebertroffen. — Fürst Korsakoff, ein durch die Gunst der Kaiserin Katharina emporgekommener ehemaliger Schiffsknecht, wollte sich für sein neues prachtvolles Haus eine Anzahl Bilder kaufen und ging zu diesem Zwecke zu einem berühmten Maler, der ihm auf seine Bitte einige Entwürfe zeigte.

„Was ist das hier?“ fragte der Fürst, auf einen Entwurf deutend.

„Die zwölf Apostel,“ antwortete der Maler.

„Hat die nicht Graf Annenkoff auch in seinem Hause?“

„Ja.“

„Schön, der soll mir nicht den Rang ablaufen. Machen Sie mir dasselbe Bild, aber mit vierzehn Aposteln.“ —dn—

Schlagfertig. — Im Jahre 1787 kamen norwegische Bauern nach Kopenhagen, um sich über die drückenden Abgaben bei dem Minister zu beschweren. Dieser redete sie an mit den Worten: „Nun, was verlangt Ihr, Kinder?“ Der Sprecher der Bauern entgegnete schlagfertig: „O, wir verlangen nichts, wir wünschen nur, daß Du von uns nichts verlangen sollst!“ v. D.-H.

Ein salomonisches Urtheil. — Den ehrwürdigen Bischof de la Motte von Amiens besuchte einst eine Dame, um wegen einiger Gewissensskrupel seinen Rath zu hören. Unter Anderem verlangte sie zu wissen, ob der Gebrauch der Schminke eine Sünde sei oder nicht; ihr früherer Beichtvater habe ihr den Gebrauch derselben streng untersagt, ihr gegenwärtiger ihn ohne alle Bedingungen gestattet. Das Erstere schien ihr zu streng, das Letztere zu nachsichtig. — Der greise Bischof gab ihr darauf folgenden Rath: „Da nach Ihrer Ansicht beide Theile zu weit zu gehen scheinen, wird es das Beste sein, wenn Sie den goldenen Mittelweg einschlagen. Schminken Sie sich also nur auf einer Seite.“ —dn—

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 0533



